

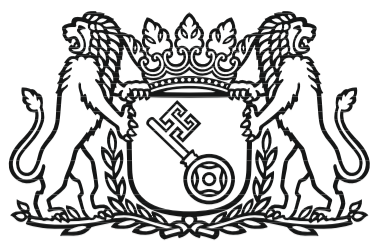
Die neue Ausgabe
jetzt gratis sichern!

www.zeit.de/zw-neu



PREIS DEUTSCHLAND 6,95 €

DIE ZEIT



WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR



31. DEZEMBER 2024 N° 1

Wie ich zum Optimisten wurde

Harald Martenstein war sein Leben lang pessimistisch. Aber haben in der Geschichte nicht immer jene recht behalten, die an ein gutes Ende glauben? Über einen Sinneswandel, der fast alles besser macht ZEITMAGAZIN

Titelbild: Jessica Miller, «Stephens», 2024, Acrylic on panel (Ausschnitt)



SICHERHEIT

Liberal, nicht blöd

Russland testet mit kalkulierten Sabotage-Aktionen die roten Linien des Westens. Der sollte besser reagieren VON JÖRG LAU

Langsam wird ein Muster daraus: Am ersten Weihnachtstag wurden wieder zwei Kabel in der Ostsee durchtrennt, eine Datenleitung und eine Unterwasser-Stromtrasse – diesmal zwischen Estland und Finnland. Ein aus St. Petersburg kommender Öltanker hatte die Leitungen just zum Zeitpunkt der Beschädigung gekreuzt. Finnische Spezialkräfte setzten die *Eagle 5* fest und fanden heraus, dass dem Schiff ein Anker fehlt.

Erst im November waren zwei Glasfaserkabel in der Ostsee auf die gleiche Weise beschädigt worden und ein Jahr zuvor bereits die Gaspipeline Baltic Connector. Alle an den Vorfällen beteiligten Schiffe hatten kuriose Probleme mit auf dem Meeresgrund schließenden Ankern.

Annalena Baerbock fällt es »mehr als schwer, da noch an Zufälle zu glauben«. Die scheidende Außenministerin beklagt »hybride Bedrohungen böswilliger Akteure« und gelobt, man werde die »kritische Infrastruktur« künftig besser schützen.

Dieser routiniert-abgeklärte Umgang mit Attacken, für die sich der Terminus »hybrider Krieg« durchgesetzt hat, ist Teil des Problems. Die Scheu, den böswilligen Akteur – Russland – beim Namen zu nennen und ihm entschlossen entgegenzutreten, besänftigt ihn offensichtlich nicht, sondern lädt ein, stets weiter zu eskalieren.

Wir bewegen uns gefährlich auf den Ernstfall zu, Artikel 5 des Nato-Vertrags

Die krasse Liste von hybriden Aktionen, die Rechercheure von ZEIT ONLINE gerade zusammengestellt haben, lässt keinen Zweifel daran, dass Russland längst einen systematischen Angriff gegen Europa führt: Bundeswehrkasernen werden mit Drohnen ausgespäht; auf den Chef des Rüstungsunternehmens Rheinmetall war ein Mordanschlag geplant; in Warschau wurde ein Baumarkt abgefackelt; ein Sprengstoffpaket gelangte diesen Sommer nur durch Zufall nicht in eine DHL-Maschine. In Bulgarien explodierten Munitionsdeposits; in Paris sprühten russische Agenten antisemitische Parolen an von Juden bewohnte Häuser; vor den Olympischen Spielen wurde das Schnellzugnetz Frankreichs durch Kabelsabotage lahmgelegt. Hinzu kommen unzählige Hacks, etwa gegen Mailserver der SPD, und regelmäßige Trollarmee-Angriffe in den sozialen Netzwerken.

Die Attacken sind so zugeschnitten, dass jede für sich keinen Verteidigungsfall auslöst: Sie sind oft nicht eindeutig zurechenbar; die Folgen bleiben (noch) überschaubar; es sind nur einzelne Länder oder Regionen betroffen.

Und doch bewegen wir uns gefährlich auf den Ernstfall zu, auf einen möglichen Bündnisfall nach Artikel 5 des Nato-Vertrags, in dem die Mitglieder sich wechselseitigen Beistand im Moment eines Angriffs versprochen haben. Der neue Nato-Generalsekretär Mark Rutte hat in seiner ersten Rede gesagt, wir seien noch »nicht im Krieg, wir befinden uns aber auch nicht im Frieden«. Was folgt daraus? Dazu schweigt Rutte.

Die Angriffe zielen darauf, ein Gefühl der Verwundbarkeit zu erzeugen, Lücken zu erkunden, die im Ernstfall ausgenutzt werden können, und die roten Linien des Westens zu verschieben. Die Verflechtung der globalisierten Welt eröffnet Feinden der Freiheit neue Chancen der Aggression. Alles Verbindende kann angegriffen oder zur Waffe umfunktioniert werden – Datenkabel, Pipelines, Frachtflugzeuge, Bahnstrecken, Migrationsströme, Medien aller Art. Experten nennen das »Konnektivitätskrieg«.

Mehr Schutz ist möglich – durch Patrouillen in der Ostsee, bessere geheimdienstliche Aufklärung, die Regulierung sozialer Netzwerke. Russische Schiffe können sanktioniert, Spione ausgewiesen, Drohnen abgeschossen, Cyberangriffe erwidert und Kasernen besser bewacht werden. Doch freiheitliche Systeme könnten nur um den Preis der Selbstaufgabe völlige Sicherheit bieten. Offene Gesellschaften sind per se verletzlich.

Aber eben nicht wehrlos – allerdings nur dann, wenn ihre Abschreckung glaubhaft ist. Mit jedem folgenlos hingenommenen Anschlag nimmt die Glaubwürdigkeit des westlichen Bündnisses ab. Darum sollten zügig Beratungen des Nato-Rats nach Artikel 4 erfolgen. Der besagt, dass die Mitgliedsstaaten »einander konsultieren, wenn nach Auffassung eines von ihnen die Unversehrtheit des Gebietes, die politische Unabhängigkeit oder die Sicherheit einer der Parteien bedroht sind«. Die Botschaft wäre: Wir wissen, was ihr tut. Wir sind liberal, aber weder blöd noch soft.

Auch im hybriden Krieg ist Abschreckung nötig. Das klingt martialisch, meint aber etwas Nüchternes: Dem Angreifer müssen die Kosten seiner Aggression klargemacht werden. Derzeit sind sie gleich null, und das ist brandgefährlich.

NEUJAHRSVORSÄTZE

Bräsig, nicht schlau

Das Jahr 2024 hat wie kaum eines zuvor gezeigt, dass in Deutschland viele Dinge nicht mehr funktionieren VON MARTIN MACHOWECZ

Mit der Hoffnung ist es kompliziert. Manchmal, wenn man sie fast aufgegeben hat, geschehen ja die eigentlichen Wunder! Insofern: Kann alles noch werden in diesem Land, von dem man manchmal denkt, hier würde nichts mehr funktionieren, jedenfalls nicht mehr so, wie man es mal gewohnt war.

Trotzdem wird es, zum Jahreswechsel, höchste Zeit für eine Verlustwarnung: Die substanziellen Probleme, an denen Deutschland leidet, sind in vielen Bereichen überwältigend, sie beginnen mit der Infrastruktur und hören bei der Bahn nicht auf, sie enden auch nicht bei der Dysfunktionalität deutscher Verwaltung, bei der fehlenden Innovationskraft der deutschen Wirtschaft oder beim Zustand des deutschen Leistungssports. (Rang zehn im Medaillenspiegel der Olympischen Spiele von Paris, so schlecht waren »wir« schon lange nicht mehr!) Irgendwo stürzt immer gerade etwas ein, zuletzt, besonders opulent, eine Brücke in Dresden, und dann will auf keinen Fall irgendwer schuld gewesen sein.

Niemand glaubt mehr an eine Verkettung unglücklicher Zufälle

Am gravierendsten hat sich der schlechte Zustand der Behörden im Dezember erwiesen, nach dem Attentat auf dem Weihnachtsmarkt von Magdeburg, bei dem fünf Menschen starben und Hunderte verletzt wurden. Jedes Detail, das über die Vorgeschichte von Tat und Täter ans Licht kommt, offenbart ein neues Versagen, eine neue Unaufmerksamkeit, eine im Zweifel bräsig Untätigkeit – im Detail wie im großen Ganzen. Im Detail: Da kann ein Attentäter eine Lücke zwischen Betonblöcken ausnutzen, die sechs Meter breit ist (!), mit dem Auto in den Weihnachtsmarkt hinein- und wieder hinausrasen.

Im großen Ganzen: Da kann ein Mann, aus Saudi-Arabien eingewandert, unbehellig in Deutschland leben, obwohl er vor mehr als zehn Jahren mit einem Anschlag auf eine Ärztekammer gedroht hatte (»etwas Schlimmes« mit »internationaler Bedeutung« werde geschehen), wofür er verurteilt wurde. Nach der Drohung schoben ihn deutsche Behörden nicht etwa ab, sondern gewährten ihm Asyl, und die Ärztekammer erteilte ihm die Approbation als Facharzt für Psychiatrie. Die Gelegenheiten, die Tat von

Magdeburg zu verhindern, waren so zahlreich, dass die Erklärung, es handele sich um eine unglückliche Verkettung schlechter Einzelentscheidungen, kaum einen zufriedenstellen kann.

Und nein, natürlich möchte man nicht zu jenen gehören, die dieses Land in einer Tour schlechtreden, ohne das Gute zu sehen. Noch immer ist Deutschland einer der attraktivsten Sozialstaaten, wohlhabend, in vielen Bereichen durchaus innovativ. Im Durchschnitt ist Deutschland immer noch ein sicheres Land. Es ist nicht dem Untergang geweiht, wie gerade der Trump-Fan und Tech-Milliardär Elon Musk in einem unstrittenen Gastbeitrag behauptet, den die *Welt am Sonntag* abgedruckt hat: Nur die AfD, glaubt Musk, könne Deutschland retten.

Was für ein Quatsch. Bloß sollte einen der Ärger über Musk nicht davon abhalten, sich die Frage zu stellen, wo die Tugenden sind, auf die dieses Land einst so stolz war. Wo ist die innere Spannkraft, der Wille zur Leistung? Die Lust, etwas voranzubringen, Neues zu erfinden? Sind wir Deutschen ein wenig satt geworden? Und ist der deutsche Pragmatismus an zu vielen Stellen abgelöst worden von ideologischen Debatten? Statt die Probleme in der Migrationspolitik anzugehen, wurde lange gestritten, was man über Migration sagen darf und was nicht. Statt die Industrie entschlossen auf eine Zeit vorzubereiten, in der fossile Energieträger weniger wichtig sind als heute, wurde diskutiert, ob einer, der sein Eigenheim in Rudolstadt noch mit Erdgas beheizt, sich am Klima verständigt. Wenn Perfektion vor allem in der Korrektheit gesucht wird und wenn Fleiß bedeutet, besonders eifrig die Sätze zu sagen, die beweisen, dass man auch wirklich auf der richtigen Seite steht – dann wird es schwer, erfolgreich zu sein.

Gleich zu Jahresanfang wird ein neuer Bundestag gewählt. Anders als in anderen westlichen Demokratien droht keine Machtübernahme durch Extremisten. Drei sehr bodenständige Männer bei CDU, SPD und Grünen nennen sich Kanzlerkandidaten, keiner der drei wäre als Kanzler ein Übel. Darin liegt Glück. Aber auch Gefahr: dass alles einfach so weitergeht. Wer auch immer dieses Land künftig regiert – ein kleines Wunder muss her, die Spannkraft muss zurückkommen, im Detail wie im Großen. Damit es, in vier Jahren, nicht wirklich finster aussieht bei einer Wahl.

Beide Leitartikel finden Sie zum Hören unter www.zeit.de/vorgelesen



Unser Leben seit 2000

Wie sich im ersten Viertel dieses Jahrhunderts die Welt verändert hat

Wissen, S. 27

Was ich noch zu sagen hätte

20 Menschen ziehen Lebensbilanz – zornig, dankbar, hoffnungsvoll

Feuilleton, S. 37



Und er blieb Mensch

Ein ukrainischer Soldat erzählt vom Überleben in russischer Gefangenschaft

Politik, S. 4/5



PROMINENT IGNORIERT

Geläutert

Im neuen Jahr alles besser machen, bloß wie? Eine Idee wäre einem Bericht des *Manchinger Merkur* über den Gleggäclub in Eging zu entnehmen. Der Zweck des 50 Jahre alten Vereins ist das ständige Mitsichführen einer Glocke. Triff ein Mitglied irgendwo ein anderes, schwenkt es die Glocke, und der Begrüßte läutet zurück. Klingt das nicht gut? Hätten wir 2025 doch alle stets ein Glöcklein dabei! US10

Kleine Fotos (v. o.): Philotheus Nisch für DIE ZEIT; Emile Ducek/Ostkreuz für DIE ZEIT; Imago

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

ABONNENTENSERVICE:
Tel. 040 / 42 23 70 70,
E-Mail: abo@zeit.de

PREISE IM AUSLAND:
DK 74,95/EIN 10,80/E 8,50/
CAN 8,60/F 8,50/NL 7,90/
A 7,10/CH 9,20/I 8,50/GR 8,50/
B 7,90/P 8,50/L 7,90/H 4390,00

N° 1

79. JAHRGANG C 7451 C



01

Zerschlägt Trump Amerikas Demokratie?

Ein Präsident, der sich den Staat untertan machen will, und Bürger, die damit kein Problem haben:
Die USA könnten zu einer vormodernen Alleinherrschaft werden VON ANNA SAUERBREY

Wenn Donald Trump sagt, wir sollen drei Fuß hoch in die Luft springen und uns am Kopf kratzen, dann springen wir drei Fuß hoch in die Luft und kratzen uns am Kopf.« So beschrieb der republikanische Kongressabgeordnete Troy Nehls Mitte November die Lage seiner Partei. Da hatten er und andere Abgeordnete sich gerade mit dem frisch wiedergewählten Präsidenten der USA in einem Edelhôtel nahe dem amerikanischen Parlament getroffen. Drei Fuß hoch springen und sich am Kopf kratzen – soll heißen: Was immer Trump von uns verlangt – wir werden es tun.

Ein paar Wochen vorgespult, zum Jahresanfang 2025: Von heute aus betrachtet, wirkt Nehls' Satz prophetisch. Am 20. Januar wird Donald Trump offiziell ins Amt eingeführt. Geführt regiert er schon seit Wochen. Noch hat er kein Kabinett, keine Beamten, keine formalen Befugnisse. Aber es springen auch so die meisten drei Fuß hoch und kratzen sich am Kopf, wenn er es will. Ist er erst einmal im Amt, das hat er in den vergangenen Wochen deutlich gemacht, will er seine persönliche Macht ausbauen. Er wird um alles herumherrschen, was die Verfassung ihm in den Weg stellt, um Institutionen, um Gesetze. Trumps zweite Regierung, so scheint es, könnte mit einem vormodernen Alleinherrscherum mehr gemein haben als mit einer konstitutionellen Demokratie.

Donald Trump tritt sein Amt in einem Moment an, in dem demokratische Staaten schwach und übergriffig zugleich wirken. Einerseits wird der Staat so dringend gebraucht wie noch nie. Um den Klimawandel aufzuhalten, müssen ganze Volkswirtschaften reformiert werden. Der Innovationsdruck ist groß, die internationalen Bedrohungen sind es auch. Oft allerdings können Nationalstaaten ihre Bürger vor den Launen der Welt nicht vollumfänglich beschützen – sei es vor chinesischem Preisdumping, höheren Energiekosten aufgrund des russischen Angriffskriegs oder vor klimawandelbedingten Hitzewellen.

Gleichzeitig befinden sich die westlichen Demokratien in einer Phase, in der viele ihrer Bürger sich gerade noch davon erholen, »den Staat« so stark gespürt zu haben wie nie zuvor. In der Coronapandemie griff er tief in das Privatleben der Menschen ein, schloss Schulen, erließ Maskenpflichten. Nie waren westliche Menschen so angewiesen auf den Staat, um ihre Gesundheit zu schützen. Und nie nahm er ihnen so viel persönliche Freiheit.

Im Kampf gegen die Pandemie und den Klimawandel haben sich die Demokratien viele Bürger und Unternehmer zu Feinden gemacht. Irgendwo zwischen Abhängigkeit und Ohnmacht ist Erlösungssehnsucht entstanden – in dieser Lage kommt nun Donald Trump erneut an die Macht. Seine Anhänger erwarten von ihm nicht weniger als eine Revolution.

Er soll den Knoten zerschlagen, die Komplexität der Gewaltenteilung beseitigen und die des regelorientierten Verwaltungsstaates gleich mit. »I alone can fix it«, hat Trump 2016 den Delegierten des republikanischen Nominierungsparteitags versprochen. Acht Jahre später haben die Amerikaner ihm erneut diesen Auftrag gegeben.

Hinter Trumps Programm hat sich dieses Mal eine noch mächtigere, wenn auch widersprüchliche Koalition von Unterstützern versammelt: Da sind Libertäre wie der reichste Mann der Welt, Elon Musk. Er will seine Raketen gefälligst ohne Rücksicht auf irgendwelche Vogelneester in der Nähe seiner Startrampen aufsteigen lassen. Dazu braucht er Trump, der Beamte, Gerichte und Gesetze aus dem Weg schafft.

Da sind Bürger, die die gewaltenteilte Demokratie als ineffizient empfinden. Für sie ist Trump ein Weg, der Überforderung mit den demokratischen Verfahren zu entkommen, indem sie die Verantwortung an einen starken Führer abgeben. Für viele Wähler fühlt sich das auch wie ein Akt der Selbstermächtigung an.

Zur I alone can fix it-Koalition gehören aber auch nationalkonservative Intellektuelle und Verfassungsrechtler. Sie halten eine stärker personalisierte Herrschaft für notwendig, um mit den Irrungen der Moderne, ihrer Hyperindividualität, dem globalen Kapitalismus und den Naturkatastrophen fertigzuwerden. Das Allgemeinwohl, schreibt etwa der konservative US-Verfassungsrechtler Adrian Vermeule, könne nur erlangt werden, »wenn der Herrschende auch die Macht hat, gut zu regieren«. Autorität und Hierarchie seien die Grundlage von Staatlichkeit und Voraussetzung für den Schutz der Bürger – personifiziert im »gerechten Herrscher«.

Die Hoffnung auf Trump dürfte jedoch zu guten Teilen magisches Denken sein. Ihm werden metaphysische Kräfte zugeschrieben: 86 Prozent seiner Unterstützer sagten im Oktober 2024, er werde die Dinge ganz allgemein »zum Besseren wenden«. Umfragen vor der Wahl zeigten, dass er als Kandidat des Wandels wahrgenommen wurde. Wenn man ihm nur erlaube, sich voll zu entfalten, könnten seine Kräfte die komplizierte Realität überwinden. Dieses magische Denken hat sich während des Interregnums zwischen Trumps zwei Amtszeiten tief in das politische System der USA und seine Verfassungslehre eingeschrieben. Trump hat die Voraussetzungen dafür geschaffen. Jetzt profitiert er davon.

Da wäre zuerst das Amt des Präsidenten selbst. Wenn Donald Trump am 20. Januar zum zweiten Mal eingeschworen wird, da sind sich Verfassungsrechtler ziemlich einig, ist mit diesem Amt mehr Macht verbunden als zu Beginn seiner ersten Regierungszeit. Vielleicht sogar mehr als jemals zuvor.

Zu verdanken hat Trump das dem Obersten Gericht. In seiner ersten Amtszeit konnte er drei neue Verfassungsrichter benennen. Er verschaffte konservativen Richtern eine Mehrheit, und mit ihrem Urteil im Verfahren »Trump v. United States«, bekannt geworden als »Immunitätsurteil«, haben sie das Amt des Präsidenten gestärkt.

Eine dritte Institution, die die Willkür des Präsidenten begrenzt, ist der Verwaltungsstaat, zusammengesetzt aus jenen zahlreichen Angestellten des öffentlichen Dienstes, die Gesetze und Verordnungen umsetzen und kontrollieren und dabei die Politik außer Acht lassen sollen.

In seiner ersten Amtszeit war Trump immer wieder mit dem Verwaltungsstaat aneinandergeraten. Berühmt sind seine Duelle mit Anthony Fauci, dem

Seinen Ursprung hat das Urteil in einem der vielen Strafverfahren gegen Trump. Der, so die Anklage, habe versucht, das Ergebnis der Präsidentschaftswahl von 2020 zu kippen. Er habe seinen Justizminister gedrängt – der im US-System zugleich der oberste Strafverfolger ist –, all jene Bundesstaaten wegen Betrugs zu verklagen, in denen er verloren hatte. In der Sache bestritt Trump die Vorwürfe nicht. In ihrer Klage vor dem Obersten Gericht argumentierten seine Anwälte aber, dass alles, was Trump in den wilden Monaten nach der Wahl 2020 getan hatte, von der präsidentialen Immunität gedeckt sei. Die Richter gaben Trump in vielen Punkten recht. Die Verfassung sehe eine »energetische, starke, entschiedene und schnelle« Präsidentschaft vor, die nötig sei, um innere und äußere Gefahren abzuwehren.

Das Urteil hat zur Folge, dass Trump vermutlich nie für seinen Umsturzversuch zur Rechenschaft gezogen wird. Wozu aber darf er die Strafverfolgungsbehörden dann noch instrumentalieren? Diese Frage drängt, hat Trump doch immer wieder angekündigt, seine Gegner im Fall eines Wahlsiegs juristisch verfolgen zu lassen. Das Justizministerium will er mit einer treu ergebenden Anhängerin besetzen, Pam Bondi. An die Spitze des FBI, das dem Justizministerium unterstellt ist, will er Kash Patel befördern, einen Hardliner, der in einem Buch bereits eine »Feindesliste« veröffentlicht hat – Personen, die seiner Meinung nach an einer Verschwörung gegen Donald Trump beteiligt waren, darunter sowohl demokratische als auch republikanische Politiker. Jeder, der Trump in seiner zweiten Amtszeit querkommt, muss sich fürchten. Drohungen waren schon immer ein zentrales Mittel von Trumps Macht. Jetzt sind sie mit der Macht des Justizapparats unterfüttert.

Mit dem Werkzeug der Drohung macht Trump sich schon jetzt, Wochen vor seinem Amtsantritt, den Kongress gefügig und lähmt auf diese Weise eine zweite Institution, die seine Macht eigentlich begrenzen sollte. In den USA müssen die Personen, die der Präsident für das Kabinett nominiert, vom Senat bestätigt werden. Manche von Trumps Nominierten sind so offensichtlich ungeeignet für ihr Amt, dass selbst einige republikanische Abgeordnete Widerstand leisteten. Zu den unstrittigsten Personalien gehört Pete Hegseth, ein früherer Fox-Moderator, den Trump gern zum Verteidigungsminister machen würde. Hegseth soll nach Angaben ehemaliger Arbeitskollegen ziemlich viel trinken und ist von einer Frau beschuldigt worden, sie sexuell belästigt zu haben. Auch sagte er einst, Frauen hätten in Kampfeinheiten der Armee nichts zu suchen. Die republikanische Senatorin Joni Ernst kündigte deshalb an, gegen Hegseth zu stimmen. Ernst ist selbst Offizierin und hat im ersten Irakkrieg gedient. Trump ließ seinen Mob auf sie los: Rechte Medien aus dem MAGA-Umfeld machten gegen die Senatorin mobil. Online-Trolle buddelten Details über ihre Scheidung aus. Elon Musk finanzierte Digitalanzeigen in Iowa, Ernsts Heimatstaat, in denen die Bürger aufgefordert wurden, ihre Vertreter im Senat anzurufen und ihnen zu sagen, sie sollten für Hegseth stimmen. Die Kampagne dauerte nur ein paar Tage, bis Ernst erklärte, sie werde nun Hegseth unterstützen.

Eine dritte Institution, die die Willkür des Präsidenten begrenzt, ist der Verwaltungsstaat, zusammengesetzt aus jenen zahlreichen Angestellten des öffentlichen Dienstes, die Gesetze und Verordnungen umsetzen und kontrollieren und dabei die Politik außer Acht lassen sollen.

In seiner ersten Amtszeit war Trump immer wieder mit dem Verwaltungsstaat aneinandergeraten. Berühmt sind seine Duelle mit Anthony Fauci, dem

Chef der US-Variante des Robert Koch-Instituts, der Trumps wilden Theorien über das Coronavirus immer wieder öffentlich widersprach. Trump geriet auch unter Verdacht, staatliche Hilfsleistungen nach politischen Kriterien zu verteilen. Leitende Beamte sagten später aus, er habe Katastrophenhilfe für Kalifornien zurückhalten wollen, aus Wut darüber, dass der Staat nicht für ihn gestimmt hatte.

Ab dem 20. Januar will Trump ebenjenes Verwaltungsstaat entmachten – und ihn sich gleichzeitig unterwerfen. Seit einem Jahrzehnt poltert er gegen den »deep state«, den »tiefen Staat«, um den sich im MAGA-Lager ungezählte Verschwörungstheorien ranken. Jetzt sollen Zehntausende Beamte entlassen werden. Beauftragt damit sind Elon Musk und Vivek Ramaswamy, der in der republikanischen Vorwahl gegen Trump angetreten war, sich dann aber auf dessen Seite schlug. Trumps Leute haben dafür das »Department of Government Efficiency« (Doge) erfunden, eine Pseudobehörde zur Steigerung der Effizienz der Regierung. Musk und Ramaswamy verkaufen das als Demokratisierung: Nicht gewählte Beamte, schrieben die beiden nach Trumps Wahl in einem Gastbeitrag im *Wall Street Journal*, hätten viel zu viel Macht. Geht es nach den Nationalkonservativen, werden die freien Stellen mit politisch loyalen Anhängern besetzt.

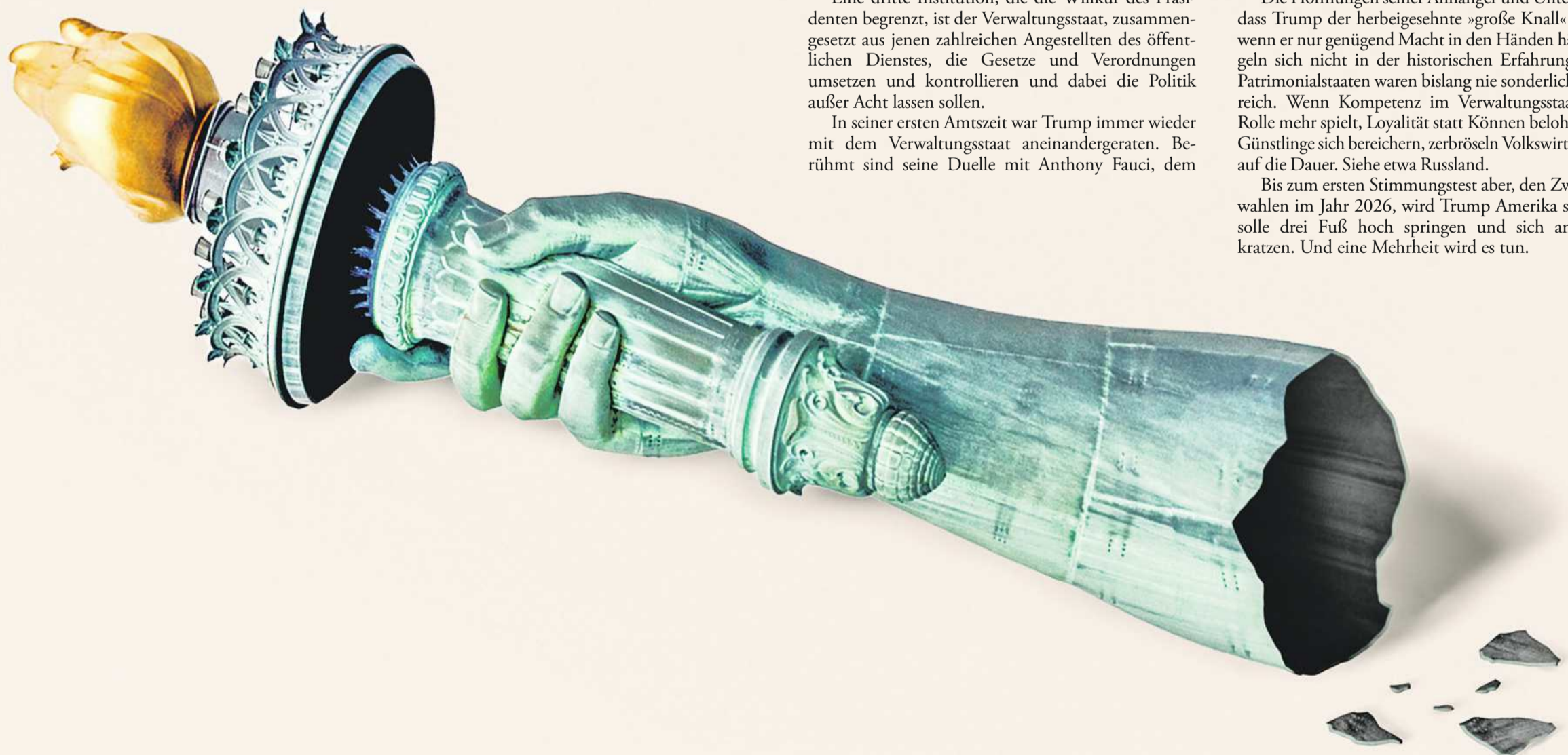
In der politikwissenschaftlichen Forschung hingegen gilt der Verwaltungsstaat auch als eine historische Errungenschaft, weil er schon im Absolutismus persönliche Herrschaft verregelte. Halbwegs funktionierende, unpolitische Verwaltungen waren immer wieder ein Puffer zwischen den Machthabenden und den Bürgern. Sie sollen in der Sache entscheiden. Während der Libertäre Musk am liebsten gar keine staatlichen Kontrollinstanzen mehr will, wünscht sich Trump einen ihm ergebenden Apparat – als weiteres Mittel seiner persönlichen Herrschaft.

Nimmt man all das zusammen – das immunisierte Präsidentenamt, Trumps Macht über die Strafverfolgungsbehörden, seine persönliche Kontrolle über die Abgeordneten und einen politisierten Verwaltungsstaat –, was bleibt dann noch von der konstitutionellen Demokratie der Vereinigten Staaten?

In ihrem Buch *The Assault on the State* bedienen sich die amerikanischen Politikwissenschaftler Stephen E. Hanson und Jeffrey S. Kopstein bei Max Webers Herrschaftskategorien, um das Phänomen zu beschreiben: Sie sprechen von Patrimonialismus, einer Form der Herrschaft, die auf einem starken Staat basiert, der allerdings dem Willen einer Einzelperson unterworfen ist. Es ist eine vormoderne Herrschaftsform, aber Hanson und Kopstein sehen sie in vielen kriselnden Demokratien zurückkommen. Die konstitutionelle Demokratie und die Gewaltenteilung bestehen zwar formell fort. Aber die Institutionen werden ausgehöhlt. Es entstehen Fassaden Demokratien, in deren Innerem nicht länger Normen die Dinge ordnen. Der Patrimonialismus, schreibt Weber, sei »regelfrei«. Gunst und Missgunst sind die Mittel der Macht. Die Macht aller Institutionen und Günstlinge leitet sich vom Alleinherrscher ab. Hier: von Donald Trump. Und Trumps Legitimation ist eine als unordentlich empfundene Welt.

Die Hoffnungen seiner Anhänger und Unterstützer, dass Trump der herbeigesehnte »große Knall« gelingt, wenn er nur genügend Macht in den Händen hält, spiegeln sich nicht in der historischen Erfahrung wider: Patrimonialstaaten waren bislang nie sonderlich erfolgreich. Wenn Kompetenz im Verwaltungsstaat keine Rolle mehr spielt, Loyalität statt Können belohnt wird, Günstlinge sich bereichern, zerbröseln Volkswirtschaften auf die Dauer. Siehe etwa Russland.

Bis zum ersten Stimmungstest aber, den Zwischenwahlen im Jahr 2026, wird Trump Amerika sagen, es solle drei Fuß hoch springen und sich am Kopf kratzen. Und eine Mehrheit wird es tun.



Freiheit war für die meisten Trump-Wähler kein Thema. Sie hoffen, dass er die chaotische Welt ordnet, egal wie

»Ich habe mein eigenes Leben«

Britta Ernst war Bildungsministerin in Brandenburg, heute berät sie die Jugendbegegnungsstätte Auschwitz. Ihr Ehemann ist Olaf Scholz. Eine Begegnung VON STEFAN SCHIRMER

Britta Ernst schlägt ein Treffen beim Vietnamesen vor. Nichts Besonderes, Hauptsache, praktisch: Das Restaurant liegt um die Ecke der Wohnung in Potsdams Innenstadt, in der sie und Olaf Scholz leben. Man sitze in dem Lokal nicht so eng neben den anderen Gästen, sagt Ernst, und sie kenne die Speisekarte schon. Abgemacht?

Wenn man sie dann fragt, ob es nicht einen Ort für das Treffen gebe, der etwas mehr über sie persönlich aussagt, kommt nach fast drei Tagen Bedenkzeit ein neuer Vorschlag per SMS: »Sans titre. Mikos Meininger macht für uns den Kamin an, dort ist es eher etwas frisch.«

Am Dienstag vor Heiligabend betritt Britta Ernst also in Sneakers und Sportjacke das sans titre, einst ein abrisseifer Zweckbau aus DDR-Zeiten, heute ein Kunsthaus, das vollgestopft ist mit Bildern und Skulpturen. Sie schaut sich sofort interessiert in der Galerie und im Atelier um. Mikos Meininger, 61, zeigt ihr seine neuen Werke. Meininger ist ein gemeinsamer Bekannter von Ernst und Scholz, aber in ihrer Ehe halte sie den Kontakt zu Künstlern, sagt ein Freund.

»Das ist mein Vorschlag für das Einheitsdenkmal in Berlin«, sagt der Künstler jetzt. Er präsentiert eine Skulptur: zwei gespreizte Schenkel. »Wie findest du es?« Ernst stutzt. Sie lächelt – die Frage ist ihr vielleicht zu heikel in Anwesenheit eines Reporters – und wechselt das Thema. Sie sei gerade oft in Ausstellungen, sagt sie. »Ich habe ja neuerdings Zeit.«

Ernst, 63, hat ein neues Leben begonnen. Sie ist aus der Politik ausgestiegen. Seit April 2023 ist sie nicht mehr Bildungsministerin von Brandenburg. Aber so ganz kann man natürlich nicht aussteigen, wenn man die Ehefrau des Bundeskanzlers ist. So wie es überhaupt schwer ist, ein Leben nach eigenen Vorstellungen zu führen, wenn man mit einem Bundeskanzler verheiratet ist.

Sie hat es aber versucht. Ihr Weg, der Bezeichnung »die Frau von Olaf Scholz« zu entkommen, war es, sich weitgehend unsichtbar zu machen.

Britta Ernst gibt praktisch keine Interviews. Erst recht nicht an der Seite ihres Mannes. Es gibt keine Homestory, keine Talkshow-Auftritte. Würde man in einer Fußgängerzone die Menschen fragen, ob sie wissen, mit wem Olaf Scholz verheiratet ist, wüssten wahrscheinlich nur wenige die Antwort. Nur dort, wo sie selbst Politikerin war, kennt man die Kanzlergattin. Da sprach sie zum Beispiel über Lernplattformen oder Kita-Personalschlüssel. Und wenn sie dann doch mal nach Olaf Scholz gefragt wurde, antwortete sie: »Netter Versuch.«

Man kann sagen, das Sich-Unsichtbar-Machen hat gut funktioniert.

Auf Instagram postet Ernst seit Neuestem viele leere Landschaften. Und verlorene Handschuhe, die ihr am Wegesrand begegnen. Als sie damit anfing, drehte ein Teil der Klatschpresse schier durch: Die Kanzlergattin pflege den Gedanken an die Vergänglichkeit, war zu lesen. Was denkt sie darüber? Ernst sagt kein Wort. Sie lacht.

Ernsts Follower-Zahl liegt bei knapp über 3.000. Früher wimmelte es auf den Fotos in ihrem Profil von Gruppenbildern, die sie, damals noch Ministerin, bei offiziellen Terminen zeigten. Da es nun aber kaum noch Öffentliches in ihrem Leben gibt, sondern fast nur Privates, hält sie sich sehr zurück. Sie hat schlechte Erfahrungen gemacht.

Vor wenigen Jahren wühlte ein Nachbar in ihrem Müll und fischte Papiere heraus, die er der Presse zuspielte, darunter private E-Mails, Auszüge aus Terminkalendern und Vorbereitungen für den G7-Gipfel in Elmau. Dokumente also, die sie wohl besser hätte schreddern sollen. Als Britta Ernst und Olaf Scholz 2022 Urlaub im Allgäu machten, verfolgte die Boulevardpresse sie bei jedem Schritt, was beide sehr empört habe, wie Freunde berichten. Seither erfährt die Öffentlichkeit erst hinterher, wo das kinderlose Paar im Urlaub war: indem Britta Ernst ein paar Postkartenbilder bei Instagram hochlädt, im Sommer 2023 zum Beispiel von der Provence.

Dabei spielt die Politik bei dem Paar eine kaum zu unterschätzende Rolle. »Sie ist seine engste Beraterin«, sagt Hamburgs Kultursenator Carsten Brosda, der beide gut kennt, »und wahrscheinlich ist sie auch seine härteste Kritikerin.«

Kanzlergattin, was ist das eigentlich? Loki Schmidt setzte sich für seltene Pflanzen ein, Hannelore Kohl für Unfallopfer mit Hirnschäden – und sie hielt ihrem Mann zu Hause »den Rücken frei«. Die Nächste, Doris Schröder-Köpf, erzählt am Telefon: Als First Lady habe sie revolutionäre Neuerungen vermieden, um nicht den Kulturschock durch die erste rot-grüne Bundesregierung noch zu verstärken. Sie absolvierte zum Beispiel Charity für Kinder und Staatsbesuche im rosa Kostüm. Erst später ging sie selbst in die Politik.

»Es gibt«, sagt Schröder-Köpf, 61, »eine Zeit vor Joachim Sauer und eine nach ihm.« Der Mann von Angela Merkel hielt sich von fast allen Repräsentationsterminen fern. Deshalb war es kein Kulturschock mehr, als Britta Ernst es ähnlich machte. Mit wenigen Ausnahmen: Als 2022 der G7-Gipfel im bayerischen Elmau stattfand, leitete sie das »Partnerprogramm«. Mit Brigitte Macron und anderen betrieb sie Nordic Walking um den Fenchensee. Dafür reichte sie im Brandenburger Bildungsministerium einen Tag Urlaub ein.

»Ich habe mein eigenes Leben«, sagt Ernst. »Mir sagen gerade auch Frauen, dass sie es cool



Britta Ernst, fotografiert im Deutschen Theater in Berlin. Theater ist eine ihrer Leidenschaften

In Hamburg konnte sie nicht Senatorin werden, weil ihr Mann Erster Bürgermeister wurde

finden, wie ich das mache.« Es habe immer einen Deal gegeben, im Interesse ihrer Partnerschaft: niemals im selben Fachgebiet zu arbeiten. Aber Politiker sind sie eben doch beide geworden.

Britta Ernst hat im Kunsthaus vor dem Kamin Platz genommen. Feuer prasselt. Am Vortag unseres Treffens hat der Kanzler die Vertrauensfrage gestellt. Sie hat ihn in den Bundestag begleitet. Viele Medien waren deshalb ganz aus dem Häuschen, Tenor: Es muss ein krasser Tag sein, wenn sogar sie da ist!

War das etwa keine Paar-Inszenierung? »Ich war dabei, als mein Mann zum Kanzler gewählt wurde. Dann bin ich natürlich auch an so einem Tag dabei«, sagt Ernst. Sie klingt belustigt über die Frage.

Wie Scholz kam auch Ernst mit 17 zu den Hamburger Jusos. Dort, zwischen Infoständen, Versammlungen und hitzigen Debatten über den Kapitalismus, lernten sie sich wenige Jahre später kennen. 1998 heirateten sie. Und obwohl sie beide beruflich ihre eigenen Wege gingen, gab es ein paar Momente, in denen Britta Ernst wegen ihrer Ehe zumindest einen Umweg nehmen musste.

Ernst war »wegen der Bildungspolitik von Willy Brandt« eingetreten, die ihr das Abitur und ein Ökonomie-Studium ermöglichte. Sie avancierte zur SPD-

Bildungsexpertin in Hamburgs Bürgerschaft, nach der Wahl 2011 hätte sie Schulsenatorin werden können. Hätte. Doch Erster Bürgermeister wurde Scholz – und damals galt die Auffassung: Ein Paar im Kabinett, das gehöre sich nicht. Schweren Herzens verzichtete Ernst und ging nach Berlin, wo sie Geschäftsführerin der SPD-Bundestagsfraktion wurde. First Lady wollte sie schon in Hamburg nicht sein. Niemandem fehle etwas, »wenn wir uns nicht als Paar inszenieren«, sagte sie.

Nächstes Olaf-Problem: Als sie 2014 das Angebot erhielt, Bildungsministerin in Schleswig-Holstein zu werden, war der Chef der dortigen Uni-Kliniken ein gewisser Jens Scholz, ihr Schwager. Als Ministerin hätte sie ihn beaufsichtigen müssen. Ein Unding. Sie bekam den Job trotzdem, konnte allerdings nicht für den Bereich Wissenschaft zuständig sein. Drei Jahre später flog die SPD in Kiel aus der Regierung, und Ernst wurde bald darauf Ministerin in Brandenburg. In Zeitungsüberschriften stand, »die Frau von Olaf Scholz« übernehme das Amt.

Im sans titre legt der Hausherr Holz nach. Er zeigt kurz auf ein Plakat neben dem Kamin, das für eine Schau mit Schwarz-Weiß-Fotos aus Stasi-Knästen wirbt. So entspinnt sich ein Gespräch über Verrat.

Britta Ernst erzählt von ihrem ersten Job in der Politik, 1993 als persönliche Referentin der Hamburger Senatorin für Stadtentwicklung und Frauen. Deren Lebensgefährtin, den auch Ernst seit Juso-Zeiten kannte, flog damals als Stasi-Spitzel auf. Die Senatorin musste zurücktreten, obwohl sie beteuerte, nichts davon gewusst zu haben. Ihr Pech: Sie war »die Frau von«.

Britta Ernsts eigener Abschied als Politikerin verlief selbstbestimmter. Sie fand, dass ihre SPD-Fraktion sie in einem Streit um fehlende Lehrerstellen nicht ausreichend unterstützte, und entschloss sich zum Rücktritt. »Ich hätte gern als Ministerin die Wahlperiode zu Ende gemacht«, sagt sie. »Dafür lebe ich nun gesünder, ernähre mich weniger von belegten Brötchen. Ich will mich nicht beklagen, aber wer in der Politik ist, lebt mit Entbehrungen: Man liest weniger gute Literatur, man schafft es wegen der langen Arbeitstage im Amt schwer in ein Konzert.«

Bei Ernst und Scholz – dem seltenen Fall, dass beide in einer Partnerschaft Politik machen – waren diese Entbehrungen doppelt. Man kann es sich als eine Ehe in Gelegenheitszeitfenstern vorstellen, was zu skurrilen Meldungen führte wie dieser im

Dezember 2023: »Scholz und Ernst feiern Silberhochzeit in Verhandlungspause«.

»Wie hält man das aus?« Was man nicht unterschätzen darf: Die beiden teilen seit Juso-Tagen eine ähnliche Leidenschaft für die Politik«, sagt Wolfgang Schmidt, Chef des Kanzleramts, ein enger Vertrauter des Paares. »Man muss es nicht nur tolerieren, man muss es auch richtig finden, dass der andere unendlich viel Zeit in Sitzungen und Terminen verbringt.« Ein Spitzenpolitiker, das sagt auch Doris Schröder-Köpf, habe großes Glück, »wenn es einen Menschen an seiner Seite gibt, mit dem er seine tiefsten Ängste und Sorgen teilen kann«.

Britta Ernst kritisiert ihren Mann auch mal, aber was genau sie als kritikwürdig empfindet, das würde sie nie öffentlich sagen. Sie kenne das Setting, in dem Politik abläuft, sie verstehe sehr gut, was Olaf Scholz umtreibe, sagt Wolfgang Schmidt: »Die beiden tun sich gegenseitig gut.«

Das Ergebnis sieht man dem Kanzler an: Er hat sich vor Jahren von seiner sportlichen Frau überzeugen lassen, mit dem Joggen anzufangen. Sie haben eine Rudermaschine für zu Hause angeschafft. Er schaufelt sich Zeit frei, um mit ihr ins Kino oder ins Theater zu gehen, eine Leidenschaft von ihr. Ende November titelte *Bild*: »Nach dem Polit-Theater geht Scholz ins Theater«. Mit seiner Frau hatte er sich in Hamburg eine Reihe griechischer Tragödien angesehen.

Journalisten, die Scholz lange kennen, berichten: Wenn er über seine Frau rede, wirke er ungewöhnlich weich. Wenn das sogar öffentlich passiert, mutiert der oft hölzerne Bundeskanzler zum Barden: »Die Liebe zu meiner Frau«, sagte er bei der Feier seines 50. Geburtstags, »ist das Wichtigste in meinem Leben.«

Solche Ein-Satz-Liebeserklärungen sind gewöhnlich das höchste der öffentlichen Paargefühle. Im SPD-Wahlkampf 2021 kam intern die Idee auf, dass es den Beliebtheitswerten von Scholz nutzen könnte, gemeinsam mit seiner Frau ein Interview zu geben. Beide lehnten dankend ab. Scholz sprach allein in der *Bunten* über ihre »Beziehung auf Augenhöhe«.

Im Kanzleramt ist es ein offenes Geheimnis, dass Ernst wichtige Reden ihres Mannes gegenliest. Zeitweise hatten sie parallel zwei der härtesten Jobs der deutschen Politik: Als wegen Corona der Streit um Schulschließungen tobte, war sie Präsidentin der Kultusministerkonferenz, er war Kanzler.

So gesehen, war es für ihre Beziehung ein heikler Moment, als Ernst aus der Politik ausstieg und, anders als ihr Mann, plötzlich viel Zeit hatte. Kaum Termine. Und jetzt? Sie habe lange überlegt, ob sie noch mal einer Erwerbsarbeit nachgehen soll, sich aber dagegen entschieden. Stattdessen frische sie ihr Schul-Französisch auf. Und sie fing an, ihren Mann auf Reisen zu begleiten, wie kürzlich zum G20-Gipfel nach Rio. An einem Abend soll das Paar ausgebüxt sein, um am Copacabana-Strand mal die Füße ins Wasser zu tunken.

In Potsdam, zurück im deutschen Winter, redet Ernst nun über ihre Ehrenämter. Dass sie sich sträubt, über die Rolle als Frau des Kanzlers definiert zu werden, hat eine paradoxe Folge: Anstatt als eigenständige Person zu erscheinen, wird das, was sie tut, kaum wahrgenommen. Eines wurmt sie besonders und erklärt vielleicht, wieso sie nun mit der ZEIT spricht: Kaum eine Zeitung fand es berichtenswert, dass sie nun als Stiftungsratsmitglied die Internationale Jugendbegegnungsstätte Oświęcim/Auschwitz berät.

Mitte Dezember war Ernst zum ersten Mal in ihrer neuen Funktion in Auschwitz. »Ich habe danach gut geschlafen, zum Glück«, sagt sie. Die Probleme der KZ-Gedenkstätte beschäftigen sie sehr: »Was tun wir gegen immer mehr rechtsradikale Jugendliche, die in Auschwitz Führungen stören oder provozieren?« Als Ministerin in Brandenburg hatte sie versucht, den Besuch einer NS-Gedenkstätte für alle Schüler verpflichtend zu machen. Vor allem Jugendarbeiter waren dagegen.

Ehrenamt zwei: die Special Olympics, die größte Sportbewegung für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung. Britta Ernst sitzt im deutschen Präsidium. »Wer jemals bei den Special Olympics war, kommt als anderer Mensch zurück«, sagt sie. »Ich war bei einem Schwimmwettkampf, da war ein Mädchen deutlich langsamer als die anderen, aber die Halle hat es bis zum Schluss angefeuert, als ginge es um Platz eins.«

»Britta hat nicht den Fehler gemacht, jedes ihr angebotene Ehrenamt anzunehmen, um den gefühlten Bedeutungsverlust auszugleichen«, sagt ein Vertrauter über das heutige Leben von Britta Ernst. Wahrscheinlich hilft ihr nun eine Eigenschaft, die selbst härtere politische Gegner ihr zugutehalten: Sie ist unkapriziös, genügsam, nicht sonderlich eitel.

Und, das betonen ebenfalls viele, mit denen man über sie spricht: Ernst hat Humor. Sie mag zum Beispiel die Serie *Vieep*, eine schrille Satire über eine selbstherrliche US-Vizepräsidentin. Anscheinend mag sie auch Späße über ihren Mann. In Potsdam hat jemand, wieso auch immer, den Kanzler als Pappfigur bei sich ins Fenster gestellt und ihn saisonal dekoriert: Als der echte Scholz eine Augenklappe trug, trug auch der Papp-Scholz eine. Britta Ernst sei oft die Erste, die solche Skurrilitäten in ihrer WhatsApp-Gruppe teile, sagt eine Freundin.

Egal, wie am 23. Februar die Bundestagswahl ausgeht: Britta Ernst wird am Abend neben Olaf Scholz auf der Bühne stehen. Es ist ein wichtiger Tag für die beiden. Es ist ihr Geburtstag.



Butkevych: Wir hatten Glück, dass uns Freiwillige mit Schutzausrüstung und paramedizinischen Sachen versorgt haben. Mit Essen, mit Süßigkeiten. Sie waren unsere Schutzengel. Ich versuchte, alles zu verteilen. Bald machte das Gerücht die Runde, man könne von diesem Kommandeur mit Kampfnamen Mose fast alles bekommen, außer Schusswaffen, weil er die nicht habe.

ZEIT: Haben Sie sich den Kampfnamen Mose ausgesucht?
Butkevych: Nein, mein Kommandeur. Er fand meine Vorschläge albern, also nannte er mich Mose. Vielleicht wusste er bereits, dass ich ein gläubiger Mensch bin.

ZEIT: Mochten Sie den Namen?

Butkevych: Ja. Es gibt das Poem des ukrainischen Dichters Iwan Franko, es heißt Mose. Es hat einen unglaublich starken Prolog. Es geht um die Not des ukrainischen Volkes. Dieses Poem ist sehr berührend, kraftvoll, souverän, Franko hat es Ende des 19. Jahrhunderts geschrieben. Und es beinhaltet sehr viel Hoffnung. Als ich den Namen Mose hörte, dachte ich als Erstes daran.

ZEIT: Hat der Krieg Ihr Verhältnis zur Religion verändert?
Butkevych: Ich denke schon, aber ich habe keine radikale Transformation durchgemacht. Für viele bin ich ein unkonventioneller Christ. Für mich bedeutet Christentum das Gegenteil von Hierarchie, Unterwerfung und Gewalt. Meine Positionen weichen von denen vieler meiner Glaubensbrüder und -schwestern ab.

ZEIT: Inwiefern?

Butkevych: Wenn es um LGBTQI-Rechte geht, oder um Menschen anderer Glaubensrichtungen. Zu meinen Freunden zählen Buddhisten und Muslime. Aber der Kern der Lehre war immer ein Teil von mir. Doch mein Glaube kam mir als Teil meiner Privatsphäre vor. Ich hasse es, Leuten etwas aufzuzwingen. Also behielt ich meinen Glauben für mich, bis ich anfang zu kämpfen.

ZEIT: Warum machten Sie Ihren Glauben dann öffentlich?
Butkevych: Ich hatte das Gefühl, dass ich als Christ, der eine Tötungsmaschine in die Hand nimmt und sich damit im Recht fühlt, darüber sprechen muss. Ostern 2022 schrieb ich meinen ersten Text dazu. Es war kurz vor der Kriegsgefangenschaft. In der Gefangenschaft dann habe ich viel gebetet.

ZEIT: Wofür haben Sie gebetet?

Butkevych: Ich habe für Menschen gebetet, die ich im Leben getroffen habe. Für die Menschen der Ukraine. Für meine bewaffneten Brüder und Schwestern. Für das Ende der Invasion.

ZEIT: Haben Sie auch für Ihre Freilassung gebetet?

Butkevych: Ich habe gebetet, dass wir alle den Rest unserer Leben frei, in Würde, ohne Angst und sinnstiftend leben können. Aber ich habe nicht dafür gebetet, freizukommen. Ich habe für diejenigen gebetet, die mich verletzt haben, und dass sie ihre irdischen Seelen nicht zerstören, die solch wundervolle Geschenke sind. Dafür, dass sie niemandem mehr wehtun. Ich habe gebetet, dass Gott mich führt. Ich habe um Geduld und Mut gebetet. Ich habe darum gebetet, dass mich die Angst nicht beherrscht, denn Angst war mein größter Feind.

ZEIT: Was hat die Angst mit Ihnen gemacht?

Butkevych: Wenn Angst von dir Besitz ergreift, bist du nur noch eine Marionette, ein Stück Fleisch in Erwartung des nächsten Schmerzes. Ich hatte befürchtet, dass sie mich durch meine Angst dazu bringen könnten, Dinge zu sagen oder zu tun, die ich mir nie verzeihen könnte.

ZEIT: Können Sie uns von dieser Zeit im Gefängnis von Luhansk erzählen?

Butkevych: Es gab Straftäter, und es gab Kriegsgefangene, sie wurden in unterschiedlichen Teilen des Gefängnisses gehalten. In den ersten Wochen wurden wir sehr oft verhört. Manche der Verhörler trugen Militärkleidung, andere waren in Zivil. Niemand hat sich je vorgestellt. Nur einmal hat sich jemand als Mitarbeiter des russischen Ermittlungskomitees zu erkennen gegeben. Andere Male war uns klar, dass es der Militärgeheimdienst war oder der Inlandsgeheimdienst FSB. Am gewalttätigsten waren die Verhöre des Militärgeheimdienstes.

ZEIT: Was haben Sie erlebt?

Butkevych: Ich hatte Glück. Ich wurde nicht so schlimm geschlagen wie viele andere. Ich musste keine Elektroshocks über mich ergehen lassen, nur einmal kurz, damit ich fühlte, was das bedeutet. Aber das waren keine mit dem Feldtelefon, die der Militärgeheimdienst für gewöhnlich bei seinen Verhören nutzt.

ZEIT: Wie funktioniert das?

Butkevych: Sie schließen die Kabel eines Feldtelefons an deine Ohren, Nasenspitze, an die Genitalien. Dann drehen sie den Strom auf. Es ist fürchterlich.

ZEIT: Sehen das die Mitgefangenen?

Butkevych: Nein. Aber sie sehen die Verbrennungen der Haut. Manchmal hören sie die Schreie.

ZEIT: Wie lief Ihr Verhör ab?

Butkevych: Normalerweise sieht man das Gesicht des Verhörers nicht, weil man auf den Boden blickt, die Augen mit Klebeband überklebt werden oder weil man eine Haube trägt. Mir hat man erlaubt, die Handschellen auch mal abzunehmen, ich durfte den Kopf heben. Mein Verhörler war da guter Laune. Ich glaube, sie wussten bereits, dass ich Journalist und Menschenrechtsaktivist bin. Der Vorsitzende der Abteilung, zu der mein Verhörler gehörte, wollte mit mir reden.

ZEIT: Worüber?

Butkevych: Über Politik, Werte, Krieg. Nichts Besonderes.

ZEIT: Warum würde so jemand mit Ihnen über Politik sprechen wollen?
Butkevych: Er war eine Ortskraft, wie die meisten beim sogenannten Ministerium für Staatssicherheit der selbst ernannten Volksrepublik Luhansk, und kein Russe. Normalerweise hatten Leute wie er nichts mit Kriegsgefangenen zu tun. Aber sie unterstützten die Verhöre, weil es zu wenig davon gab. Vielleicht war meine Behandlung deshalb milder, weil sie wussten, wer ich bin.

ZEIT: Man würde denken, Ihre Biografie würde mit härteren Methoden bestraft.

Butkevych: Das kam später bei den Russen.

ZEIT: Unterschiedlichste Menschenrechtsorganisationen haben mittlerweile nachgewiesen, dass gegen Sie eine Anklage zusammenfabuliert worden ist. Sie sollen Zivilisten in der Stadt Sjewerodonezk beschossen haben. Wie kam es zu diesen Vorwürfen?

Butkevych: Das begann dreieinhalb Wochen nach meiner Gefangennahme, am 16. Juli, meinem Geburtstag. An diesem Tag verhörten mich zwei Männer. Ich nahm an, dass sie vom russischen Inlandsgeheimdienst FSB waren.

ZEIT: Was wollten sie von Ihnen?

Butkevych: Sie wollten, dass ich auf Video über die ukrainische Nazi-Ideologie und die ukrainische Führung spreche und über die Soros-Stiftung, die Speerspitze des amerikanischen Imperialismus, die traditionelle Werte unterlaufe, indem sie liberale Werte und LGBTQI propagiere. Ich sagte ihnen, dass ich nichts davon sagen würde, außer, sie zwängen mich dazu. Und das würde man auf den Aufnahmen sehen. Da wurde der eine wütend. Er schrie mich an, sagte, ich sei ein Kriegsverbrecher. Da hörte ich zum ersten Mal, dass ich wegen Kriegsverbrechen verurteilt werden würde.

ZEIT: Was geschah dann?

Butkevych: Sie brachten mich in eine Zelle. Am nächsten Tag kam ein Verhörler, der detailliert und vulgär beschrieb, was er mit mir machen würde. Irgendwann sagte er: Bald

Butkevych: Ich sollte zwei Protokolle unterzeichnen, weil sie sich nicht entscheiden konnten, wo ich die Verbrechen begangen haben sollte: in Myrna Dolyna oder in Sjewerodonezk, wo ich nie im Einsatz war. Die Protokolle und das Verhör tauchten nie in meiner Ermittlungsakte auf. Sechs Tage später, am 19. August 2022, wurde ich psychiatrisch untersucht. Hinter dem Psychiater saß ein maskierter Typ, der mir drohte, wenn ihm die Antworten nicht passten.

ZEIT: Sprach der Maskierte mit Ihnen?

Butkevych: Ja, am Ende machte er mir einen Vorschlag: Ich sollte schleunigst allem zustimmen, was sie von mir wollten. Und im Oktober würde ich ausgetauscht. Oder wir würden zu unseren alten Umgangsformen zurückkehren. Ich habe eine Bedingung gestellt: Wenn ich schnell alles unterzeichnen soll, dann darf niemand anderes mit reingezogen werden. Und ich habe keine Toren zu verantworten. Er war einverstanden.

ZEIT: Die Vorwürfe waren erlogen. Warum war es Ihnen dann wichtig, dass Ihnen keine Toren zur Last gelegt werden?

Butkevych: Ich wusste, dass sie es für ihre Propaganda nutzen würden. Da ich keine Kommunikation mit der Außenwelt hatte, war mir klar, wie schwierig es werden würde zu erklären, was wirklich passiert ist und dass ich keine Zivilisten getötet habe.

ZEIT: Sie waren wie ein Dramaturg, der unter vorgehaltener Pistole das Drehbuch schreibt?

Butkevych: Nein, ich musste bei den Verhören etwas unterschreiben, was ich nie zu lesen bekam. Sie brachten

dacht. Am nächsten Morgen erzählte ich meinen Mitinsassen davon. Sie wollten, dass ich weitermache. Also entwickelte ich meinen Zyklus an Geschichten über Russland und die Welt weiter. Am Ende des Monats hatte ich sieben Geschichten. Zu dem Zeitpunkt hatte ich anderthalb Monate lang nicht geduscht. Ich sah schrecklich aus.

ZEIT: Hatten Sie einen Spiegel?

Butkevych: Nein, aber als wir auf Tuberkulose untersucht wurden, hing im Behandlungszimmer ein Spiegel. Ich fragte den Arzt, ob ich einen Blick hineinwerfen könne. Er gab mir zehn Sekunden. Ich erschrak, als ich mich sah: Blasse, grünlich-graue Haut. Ein halb rasierter Schädel, denn wir hatten nur ein schlechtes Rasiergerät bekommen. Es ging kaputt, als ich gerade dran war. Mein Bart wucherte. Ich hatte diesen wilden Blick. Ich fragte mich, ob das wirklich ich bin.

ZEIT: Was wussten Sie zu der Zeit darüber, was in der Ukraine passiert?

Butkevych: Nur einmal durfte ich jemanden anrufen, als sie für die Anklage eine Kopie meines Ausweises verlangten. Den hatten sie mir bei der Festnahme abgenommen, aber offenbar verloren. Mir fiel nur die Nummer einer guten Freundin ein, die eine Kopie haben musste. Im Gegenzug durfte ich 30 Sekunden lang mit meinen Eltern sprechen. Es war im September 2022. Ich erfuhr, dass sie lebten, und das war für mich am wichtigsten. Ich erfuhr auch, dass meine Freunde sich in einem Chat organisiert hatten, um mir zu helfen, und dass viele Leute über uns sprachen. Sie wussten also, wo wir waren.

ZEIT: Wussten Sie, dass Ihr Land immer noch kämpfte?

Butkevych: Ich nahm an, dass die Russen viel schneller voranschritten. Die Wärter sprachen manchmal mit uns. So erfuhren wir, dass die Russen im Herbst und Winter 2022 gezielt die Energie-Infrastruktur bombardierten. Kurz vor Neujahr wurden Zivilisten in unsere Zelle verlegt. Wir erfuhren, dass die Großstadt Cherson befreit wurde. Wir haben gebuhelt.

ZEIT: Waren Sie die ganze Zeit davon überzeugt, dass Sie irgendwann befreit werden würden?

Butkevych: Ich hatte keinen Zweifel daran. Das Einzige, was mir Sorgen bereitete, war, dass ich nicht lang genug leben würde, um das zu erleben.

ZEIT: Wann haben Sie gespürt, dass es mit Ihrer Gesundheit bergab ging?

Butkevych: Als ich ins Straflager kam. Ich musste schwere Arbeit verrichten und bekam Rückenprobleme.

ZEIT: Sie wurden am 6. März 2023 zu 13 Jahren Haft verurteilt. Danach verlegte man Sie zunächst in den Trakt für Straftäter, und im September kamen Sie in ein Straflager.

Butkevych: Die Bedingungen im Trakt für Straftäter waren viel besser. Wir durften Pakete annehmen. Meine Freunde schickten Bücher und Lebensmittel. Es gab einen Fernseher, man teilte sich Zigaretten, wir hatten eine Stunde Hofgang pro Tag. Es war unglaublich, das erste Mal nach vielen Monaten den Himmel und die Sonne zu sehen. Ich nahm wieder zu; zu dem Zeitpunkt wog ich nur noch knapp über 60 Kilo.

ZEIT: Sie hatten seit der Gefangennahme mehr als 30 Kilo verloren.

Butkevych: Eines Tages wurde ich beim Abendappell ohnmächtig. Es war so etwas wie ein Herzinfarkt. Ich bin beinahe gestorben, aber eben nur beinahe. Das ist schön.

ZEIT: Bekamen Sie medizinische Hilfe?

Butkevych: Ja. Aber sie hatten nicht die Medikamente, die ich brauchte. Meine Freunde schickten mir welche. Im Straflager gibt es meist nur Mittel gegen Durchfall oder Schmerzmittel. Wir hatten nicht mal die.

ZEIT: Am 18. Oktober 2024 wurden Sie ausgetauscht. Ahnten Sie, dass der Austausch bevorstand?

Butkevych: Wir wussten, dass es die Möglichkeit gab. Aber dieser Gedanke war so unglaublich, dass wir ihn aus Selbstschutz nicht zulassen konnten.

ZEIT: Nach zwei Jahren ohne Informationen kamen Sie zurück. Was für eine Ukraine fanden Sie vor?

Butkevych: Ich dachte, dass mich eine ärmere, rohere Ukraine erwarten würde, in der alles schwarz-weiß gesehen wird, was Meinungsfreiheit und Menschenrechte betrifft. Ich hatte mich auf Kriegsmüdigkeit eingestellt. Sie ist da, aber nicht in dem Ausmaß, in dem ich sie befürchtet habe. Ich hatte Sorgen, dass keine Bücher mehr veröffentlicht werden, weil die Industriekapazitäten zerstört sind und Menschen im Krieg angeblich keine Bücher kaufen. Natürlich kaufen sie welche! Das Theater lebt, die Kulturszene blüht. Aber zugleich ist alles finsterner geworden. Fast jeder hat jemanden verloren.

ZEIT: Sie kamen nach der Freilassung in die Reha, dann bekamen Sie Offiziersurlaub, der nun abläuft. Wie geht es weiter?

Butkevych: Ich möchte helfen, die Gefangenen aus den besetzten Gebieten zu befreien. Und ich spüre, es gibt international eine Ukraine-Müdigkeit. Diejenigen, die finden, dass der Krieg enden müsse, egal, unter welchen Bedingungen, werden mehr. Das ist so, so falsch! Ich möchte jenen, die zuhören mögen, erklären, warum man uns unterstützen sollte.

ZEIT: Was sagen Sie diesen Leuten?

Butkevych: So viel steht auf dem Spiel. Als mich die Soldaten auf dem Weg nach Luhansk filmten, sagten sie: Wenn die Ukraine-Phase vorbei ist, dann haben wir die kampferprobteste Armee in Europa, vielleicht sogar in Eurasien, die immer weiter voranschreiten wird. Ich fragte sie, bis wohin sie voranschreiten wollen. Bis Polen, bis ins Baltikum? Warum sollten wir uns auf Polen beschränken?, antworteten sie. Ihnen sind die Genfer Konvention und das humanitäre Recht egal. Das gesamte System der Menschenrechte würde zusammenbrechen. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Wir kämpfen nicht nur um unsere Ukraine, sondern um viel mehr. Ich fürchte, viele wissen das nicht. Deshalb teile ich meine Geschichte.



Butkevychs Häftlingsuniform wird im Kriegsmuseum in Kyjiw ausgestellt

kommen wichtige Leute, die wichtige Fragen stellen werden. Antworte angemessen, andernfalls sehen wir uns wieder. Auf seinen Befehl hin schlug mich der Wärter mit dem Knüppel. Dann ließen sie mich in Ruhe.

ZEIT: Kamen diese wichtigen Leute?

Butkevych: Ja, ein paar Wochen später. Sie befragten mich vier Stunden lang und zwangen mich in eine Stressposition.

ZEIT: Wie sieht eine Stressposition aus?

Butkevych: Sie drückten meinen Kopf auf den Tisch. Meine Hände waren auf dem Rücken fixiert, die Beine an den Stuhl, so dass ich niemanden sehen konnte. Sie stellten mir Fragen über den Maidan, was ich dort gemacht habe. Einer von ihnen schlug auf meine Leber. Ich konnte nicht atmen. Ein anderer flüsterte mir ins Ohr: Wenn du jetzt weinst, stecke ich dir meinen Schwanz in den Mund. Ich erkannte die Stimme. Es war derselbe Sadist, der mich nach der Festnahme auf dem Weg ins Gefängnis geschlagen hatte.

ZEIT: Wissen Sie, wer die Männer waren?

Butkevych: Aus der Unterhaltung schloss ich, dass es eine spezielle Gruppe von russischen Ermittlern war, die dafür geschaffen wurde, ukrainische Kriegsverbrechen zu untersuchen. Am Ende erklärten sie mir meine drei Optionen. Entweder unterzeichne ich ein Geständnis, werde für Kriegsverbrechen verurteilt und ausgetauscht. Oder ich weigere mich. Dann würden sie mich erschließen. Die dritte Option war, dass ich im Gefängnis bleibe und sie mein Leben zur Hölle machen würden. Sollte ich irgendwann freikommen, wäre ich nicht mehr ich, sondern ein kaputtes Spielzeug.

ZEIT: Sie entschieden sich für das Geständnis.

schnellstens viele verurteilte ukrainische Kriegsverbrecher für einen Austausch. Erst später konnte ich meine Akte lesen. Ich war amüsiert darüber, wie schlecht das Szenario war. In der Akte fand sich sogar der Hinweis, dass dort, wo ich angeblich mit der Panzerfaust geschossen hatte, im Juni 2022 keine russischen Truppen waren, nur ukrainische. Es waren also die Russen, die diesen Stadtteil mit Artillerie beschossen. Als sie ihn schließlich besetzten, wurden die Opfer der russischen Artillerie uns Ukrainern zur Last gelegt.

ZEIT: Der Oktober 2022 verstrich, und Sie wurden nicht ausgetauscht. Wie lebt man weiter?

Butkevych: Ich lebte das Leben eines typischen Kriegsgefangenen. Ich versuchte, wie die anderen auch, so sauber wie möglich zu bleiben.

ZEIT: Konnten Sie sich waschen?

Butkevych: Wir hatten kaltes Wasser in der Zelle. Es gab keine Zahnbürste, kein Klopapier. Wir feilten unsere Nägel, indem wir sie am Zementboden abrieben.

ZEIT: So lesen sich Beschreibungen sowjetischer Dissidenten über den Gulag.

Butkevych: Das war das reguläre Leben. Wir hatten mit Wanzen zu kämpfen. Wochenlang konnten wir nicht schlafen, weil wir so hungrig waren. Es gab dreimal täglich Essen, aber die Portionen waren winzig, und es war sehr schlecht. Der Sommer 2022 war schwierig, danach gewöhnten sich unsere Körper daran. Nachdem Russland sich im September 2022 mit einem Referendum Luhansk einverleibt hatte, wurde es besser.

ZEIT: Was taten Sie, um nicht den Verstand zu verlieren?

Butkevych: Wir haben in der Zelle viel geredet. Als ich einmal vor Hunger nicht schlafen konnte, habe ich mir eine Art politische Science-Fiction-Geschichte ausge-

»Ein großes Unrecht«

nannte Amnesty International das Urteil von 13 Jahren Straflager für Butkevych. Als »zynische Farce« bezeichnete es Human Rights Watch – es gab schlichtweg keine Beweise dafür, dass er als Soldat auf Zivilisten geschossen hat. Russische Investigativjournalisten wiesen nach, dass Butkevych gar nicht an dem Ort war, an dem die Tat stattgefunden haben soll. Eine Kampagne zur Freilassung von Butkevych fand international viel Unterstützung.



Hören Sie den Podcast

Am Ende der Woche sprechen wir über Politik – was sie antreibt, was sie erreichen kann. Jeden Freitag in **Das Politikteil**. Jetzt anhören unter www.zeit.de/das-politikteil

Die Fragen stellten **Alice Bota** und **Olivia Kortas**



Johannes Vogel im Berliner Regierungsviertel

Fotos: Urban Zittel für DIE ZEIT

Wohin gehört Johannes Vogel?

Für manche ist er ein Hoffnungsträger, für andere ein tragischer Held. Johannes Vogel könnte die Zukunft der FDP sein. Wenn da nur seine Partei nicht wäre VON BERND ULRICH

Tragödien lassen sich nur schwer erkennen, wenn man mittendrin steckt. Von außen und im Nachhinein, klar, da sieht jeder ganz deutlich, wie die Heldinnen und Helden von höheren Mächten zum Gegenteil ihrer eigenen hehren Absichten getrieben wurden. Tragödien, die sich direkt vor unseren Augen abspielen, sind aber auch deshalb leicht zu übersehen, weil wir uns ihre Helden immer sehr groß und pathetisch vorstellen. Dabei können die Figuren einer Tragödie heutzutage auch federnden Schrittes in weiß besohlenen Sneakern daherkommen und womöglich einen Kinderwagen schieben. Sie dürfen sogar einer sehr kleinen, fast unbedeutenden Partei angehören, wenn sich denn nur genug Geschichte in dieser kleinen, fast unbedeutenden Partei bricht.

Und wenn so die Frage beantwortet werden kann: Ist Johannes Vogel – der auf den ersten Blick gute Mensch in der FDP – in Wahrheit schlimmer als gedacht? Oder ist die FDP doch nicht so schlimm, wie jetzt alle gerne glauben?

Als Vogel vor einem Jahr nach langem Nachdenken und nach Rücksprache mit seiner Frau in das Projekt Langfrist-Porträt einwilligte, konnte er nicht wissen, was für ein heftiges Jahr das werden würde: Machtkampf des stellvertretenden Parteivorsitzenden mit seinem Parteichef, vernichtende Wahlniederlagen der FDP, zwischendurch der Meistertitel für seinen Verein Bayer Leverkusen, dann Bruch der Regierung, »D-Day«-Enthüllungen, der ungewollte Abgang eines engen politischen Freundes und immer wieder Verunsicherung über sich selbst: Bin das noch ich, oder ist das schon jemand anderes? Ist so halt Politik, oder ist so nur die FDP? Vielleicht weiß Gerhart Baum Rat, aber der meldet sich seit Tagen nicht. Warum nicht?!

Vogel gehört zu den Menschen, bei denen man sich fragt: Wo ist der Haken?

Die Geschichte von Johannes Vogel hat, wie es sich für Tragödien gehört, fast zu gut angefangen, um gut auszugehen. 1982 geboren in Wermelskirchen als Sohn einer Psychotherapeutin und eines Vertrieblers bei Bayer erlebte er, laut seinen Erzählungen, eine fast schon verboten glückliche Kindheit, es war für ihn eine ziemlich heile Welt. Heimtücke, Niedertracht, so was streifte ihn anfangs nur von Ferne, womöglich hat er bis heute keinen allzu geschulten Blick für Böses.

Überdies bezeichnet er sich als gläubigen Christen, was man einem Politiker aus allerlei ernüchternden Erfahrungen mit Christdemokraten heraus nicht einfach so glauben kann. Doch dann erzählt er bei einem unserer Treffen ausführlich davon, was die Bergpredigt ihm bedeutet, wie er die einzelnen Passagen darin interpretiert. Anscheinend doch: ein Christ, ganz im Ernst. Christlicher FDP-Liberalismus, das gibt es auch nicht allzu oft.

Im Zivildienst arbeitet Johannes Vogel als Rettungsanwärter, dann schlägt er eine politische Karriere ein, schnell, steil. Er ist talentiert, klug, eloquent, ernsthaft, lustig, verbindlich und all das. Was ihn offenbar antreibt, ist – anders als sonst so häufig in der Politik – weder ein großer Schmerz noch eine tiefe Kränkung, auch kein unbedingter Wille, aus jeder Situation als Sieger hervorzugehen. Johannes Vogel scheint in erster Linie getrieben zu sein von, tatsächlich: Inhalten. Manche würden daraus schließen, dass dieser Mann allein schon dadurch eine politische Gefahr ist für sich und andere, aber das wäre zynisch.

Vogel gehört zu den Menschen, bei denen man sich irgendwann fragt: Wo ist der Haken? Und auch: Warum in aller Welt ist so jemand ausgezeichnet in der Partei der offenen Feldschlacht, in der FDP? Weil er einen Haken braucht?

Es gibt hier übrigens wie bei vielen guten Geschichten eine besondere Beziehung des Protagonisten zur Macht, in diesem Falle zu Christian Lindner. Johannes Vogel hat am selben Gymnasium Abitur gemacht wie er, arbeitete als junger Nachwuchspolitiker schon mal in Lindners Büro, sang 2011 zusammen mit zwei anderen jungen Liberalen auf Lindners erster Hochzeit und wird heute von arglistigen Beobachtern öffentlich als dessen möglicher Nachfolger im Parteivorsitz gehandelt. Es gibt eine besondere Verbindung zwischen den beiden, wie sich noch zeigen wird.

Der Frage, warum ein Mensch wie er, der freundliche Herr Vogel, in einer moralisch so labilen Partei ist und es dort immerhin bis zum stellvertretenden Parteivorsitzenden und parlamentarischen Geschäftsführer gebracht hat, also bis nach sehr weit oben – dieser Frage begegnet Vogel, indem er den FDP-feindlichen Unterton darin überhört und demonstrativ sachlich antwortet: »Weil der Liberalismus die besten Antworten auf die Probleme des 21. Jahrhunderts gibt.« Seine Idee ist, dass der Liberalismus neben der »horizontalen Freiheit« der je lebenden Menschen auch ein »vertikales Freiheitsverständnis« entwickeln muss, also auch die Freiheit für die Künftigen zu garantieren hat.

So verbinden sich bei ihm die Themen Klima, Schulden und Rente, in keinem dieser Bereiche sollen die Freiräume der Jüngeren mehr beschnitten werden, so ähnlich wie bei den Grünen und doch, aus Vogels Sicht, wieder ganz anders, weil er das Prinzip nachhaltiger Freiheit eben liberal interpretiert, also mit weniger Staat und weniger Schulden. Christlicher Liberalismus für das 21. Jahrhundert, so ließe sich Vogels politisches Programm auch zusammenfassen.

Für die Rente, und das wird hier noch entscheidend, ist Vogel überdies der zuständige Fachpolitiker seiner Partei, allerdings weit über das Fachliche hinausstrebbend.

So weit die Grundkonstellation – doch dann schlägt das Jahr 2024 über Johannes Vogel zusammen.

In den ersten Monaten hatte sich die Spannung in der Regierung immer weiter erhöht, wunter die FDP am meisten litt, denn sie quälte sich in den Umfragen und bei Wahlen unter der Fünfprozenthürde ab. Viele in der Partei machten dafür die Ampel verantwortlich und wollten raus. Ausgeprägt war dieser Wunsch vor allem bei jenen Liberalen, die sich – neutral gesprochen – besonders dafür verantwortlich fühlen, Wähler nicht zur AfD driften zu lassen, und dabei in Stil und Inhalt manchmal nah an ebendieser herangeraten. Es waren also Vogels erbitterteste innerparteiliche Gegner, die aus der politischen Verantwortung heraus- und in die populistische Verantwortungsfarne hineinwollten. Vogel stand deswegen loyal zur Koalition und zu Christian Lindner. Doch dann kam etwas dazwischen. Ein Inhalt, natürlich. Die Rente.

Bei der Operation »D-Day« war Vogel nicht unbeteiligt, sondern mittendrin

Am 14. Mai dann kam es in der Fraktionsitzung zu einem offenen Schlagabtausch zwischen Johannes Vogel und Christian Lindner, weil Vogel den Rentenkompromiss der Regierung, den Lindner mit ausgehandelt hatte, keinesfalls akzeptieren wollte. Vogels Begründung: Das geht massiv zulasten der Jüngeren, schwerer Verstoß also gegen das Prinzip der vertikalen Freiheit. Vogel bekam, wie er sagte, für seine Position viel Zustimmung, von den richtigen Leuten – und von den falschen, von jenen, die immer schon rauswollten und nur nach ausschaltbaren Vorwänden suchten.

In der Zeit nach diesem Zusammenstoß hat Johannes Vogel bei unseren Treffen immer wieder betont, dass er zum Konflikt bereit sei, sowohl mit seinem Parteivorsitzenden wie auch mit den Koalitionspartnern, im Zweifel müsse dann halt die Ampel brechen. Oder eben Vogels Karriere. Er selbst schätzte es so ein, dass er nach einer möglichen Abstimmungsniederlage gegen Lindner in der Fraktion nicht mehr deren parlamentarischer Geschäftsführer werde sein können. Alles oder nichts.

Am 6. November zerbrach die Ampel dann tatsächlich. Nur eben nicht wegen Vogels Rente, sondern wegen eines »Wirtschaftspapiers« der FDP, das auf maximale Eskalation ausgelegt war.

Wenig später, am 15. November, enthüllten ZEIT und SZ, wie die FDP schon seit Monaten akribisch den Bruch der Ampel vorbereitet hatte. Ein Prozess, in dessen Verlauf sich etwas – auch für Vogel – Wesentliches umkehrte: Aus inhaltlichen Positionen, die auf einen Bruch der Regierung hinauslaufen könnten, wurde der Plan, die Regierung zu stürzen, wofür man ein paar passende und nach außen verkaufbare Inhalte suchte, aus Zweck wurde Mittel und aus Mittel Zweck. In diesem Geist entstand das »Wirtschaftspapier«.

Viele waren erstaunt, in den Enthüllungen über die »Operation D-Day« auch den Namen Johannes Vogel zu finden, auf der Seite von Lindner, nicht auf der von Volker Wissing.

Vogel hatte man so was einfach nicht zugehört. Ich auch nicht. Das erste Gespräch nach den Enthüllungen war unser schwierigstes. Johannes Vogel wirkte wie vom Schicksal durchgewirbelt, emotional, zerrissen, unsortiert. Wie war er da bloß reingeraten?

So etwa: Am Morgen des 31. Oktober hatte Vogel eine Stunde lang die Gelegenheit, den Entwurf des »Wirtschaftspapiers« durchzulesen, bevor es offiziell wurde und wenig später an die Öffentlichkeit ging. Vogel sah sich ganz genau den Abschnitt über die Rente an, auf den es nach dem Willen von Lindner allerdings nicht ankam. Anders lag die Sache beim Kapitel über das Klima, wo gefordert wurde, die Klimaziele aufzugeben, was die Grünen natürlich niemals würden mitmachen können. Und eigentlich auch kein Vertreter der vertikalen Freiheit, oder, Johannes Vogel? Er habe das Klimakapitel nur rasch durchgescrollt, sagt er. Zurückgeschnürt zum Fachpolitiker, nicht genau hingeguckt, um nicht aus der Kurve zu fliegen, um nicht den Weg von Volker Wissing gehen zu müssen, Parteiaustritt und Karriereende? War es das? Oder hat Vogel tatsächlich einfach keinen Blick für Böses?

Johannes Vogel wäre wegen seiner tiefen Überzeugung in der Sache fast zum Helden geworden, der es mit einem gegnerischen Kanzler und mit dem eigenen Vorsitzenden aufnimmt. Und endete stattdessen wieder als Statist in einem fremden Schurkenstück. Andererseits: Was heißt schon »endete«? Im Unterschied zur klassischen Tragödie hält das wirkliche Leben ja noch eine ganz andere Perfidie bereit: Es geht einfach weiter.

Er glaubt, dass die FDP eine Richtungsentscheidung treffen muss

Bei unserem nächsten Treffen am 13. Dezember wirkte Johannes Vogel schon wieder sortiert, moralisch wie politisch. Die FDP stehe vor einer grundsätzlichen Entscheidung, meinte Vogel. Entweder sein vertikaler, generationengerechter Liberalismus des 21. Jahrhunderts – oder Mitmachen bei den Libertären, bei der Entfesselung des kollektiven Egoismus, der alles Vertikale als woke denunziert, das man sich bitte schön sonst wohin stecken möge.

Christian Lindner hat soeben einigermaßen erfolgreich die Debatte um den »D-Day« erstickt, indem er eine neue entfachte. »Mehr Musk und Milei wagen«, das empfahl er absichtsvoll provozierend den Deutschen. Vogel findet das bei unserem vorweihnachtlichen Gespräch nicht so gravierend, er hat dem *Handelsblatt* bereits ein Interview gegeben, in dem er Lindners Äußerungen zu entgiften suchte: »Statt Kettensägen mehr Frei-

heit wagen«, stand da. Weiter forderte Vogel unverdrossen »Freiheit für die künftigen Generationen«, und er sagte statt »Disruption« »Reform« und forderte schließlich allseits »Ambiguitätstoleranz« – ein Fremdwort mit einem Bekanntheitsgrad unter fünf Prozent, es meint: Widersprüche aushalten können. Und das muss er.

Alles in allem gibt sich Vogel an diesem Freitag den 13. zuversichtlich, viel spreche dafür, dass die FDP bei sich bleibt bis zur Wahl. Bei sich vielleicht. Aber auch bei ihm?

Wenige Tage nach Lindners Äußerung forderte Elon Musk zur Wahl der AfD auf, nur sie könne Deutschland noch retten. Diese Kettensäge hat sich gewissermaßen gegen die FDP gerichtet. Die gewaltigen und gewaltsamen Energien, mit denen sich Lindner in seiner Not verbinden wollte, flogen ihm also sogleich um die Ohren. Vielleicht ist Johannes Vogel ja eine Figur in der Tragödie des Christian Lindner, der wiederum eine Figur in der Tragödie des Westens ist.

Der entscheidende Augenblick seines Jahres lässt Johannes Vogel bis zuletzt keine Ruhe, das mit dem halbbewussten Durchscrollen des Klimakapitels geht ihm nach. Er schreibt vor Beginn seiner Weihnachtspause eine Textnachricht, in der er davon berichtet, dass er diese Passage nochmals mit seinem Freund Lukas Köhler durchgesprochen habe, dem Klimaexperten der Fraktion. Die im Papier geforderte Verschiebung der Klimaziele sei wegen der übergeordneten Regelungen der EU rein symbolischer Natur und technisch gesehen ohne Belang.

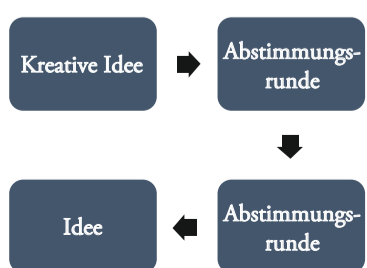
Ganz untechnisch gesehen wird wiederum etwas später, am 20. Dezember, ebendieser Lukas Köhler vom bayerischen Landesverband der FDP nicht wieder für den Bundestag aufgestellt. Klima zählt sich in der FDP offenbar nicht mehr aus. So richtig gut ist es dann am Ende des Jahres um die Vertikalität der FDP nicht bestellt: Klimaziele verschieben, Umweltbundesamt abschaffen, Klimaexperten schassen. So positioniert sich die Partei.

Und Johannes Vogel? Ist traurig wegen Köhler und glaubt, dass erst nach der Wahl die eigentliche Richtungsentscheidung der FDP ansteht: libertär oder liberal, kollektiver Egoismus oder intergenerationale Freiheit. (Lindner oder Vogel?) Es kann allerdings auch sein, dass die FDP bis dahin durch einen leicht panischen Wahlkampf und durch das Flirten mit Kräften, die weit größer sind als sie selbst, schon so neu geformt ist, dass sich Johannes Vogel da nicht mehr wird durchscrollen können. Aber jetzt ist ohnehin erst mal Wahlkampf, da kämpfen alle Liberalen für ihre FDP. Ihre jeweilige FDP.

Ob daraus am Ende etwas Neues und Gemeinsames wird, etwas, womit sich auch Johannes Vogel am richtigen Ort fühlen kann, ist aus seiner Sicht offen. Und wenn es doch gut ausgehen sollte, dann war es eben keine Tragödie.

www.zeit.de/vorgelesen

Kreative Prozesse in Deutschland



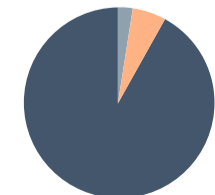
Wer wegen Frauenfeindlichkeit Karriere Nachteile erleidet



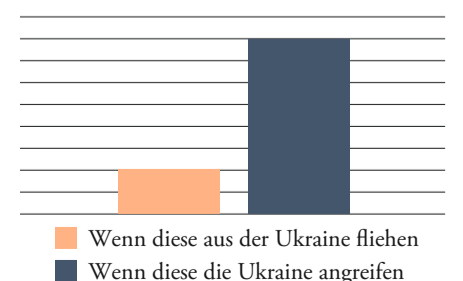
Torten der Wahrheit

VON KATJA BERLIN

Woran wir AI-generierte E-Mails erkennen



Wann Rechte Verständnis für Ausländer äußern



Bye-bye Schicht im Schacht

Dieses Jahr endete die Kohleverbrennung – jedenfalls in Großbritannien, wo sie begann.
Warum es snobistisch wäre, das fossile Zeitalter zu verdammen VON JOCHEN BITTNER

Im »Stoffwechsel der westlichen Welt«, schrieb George Orwell im Jahr 1937, »kommt der Kohlearbeiter in seiner Bedeutung gleich hinter dem Mann, der den Acker pflügt.« Das, mit dem größten Respekt vor dem Autor, könnte man die Untertreibung des Jahrhunderts nennen. Denn ohne den Kohlearbeiter hätte der Mann auf dem Acker genau genommen bald nicht mehr viel zu pflügen gehabt. Ohne Kohle keine Dampfmaschine, ohne Dampfmaschine keine Elektrizität, ohne Elektrizität und Hitze keine Düngemittelherstellung, ohne Düngemittel keine Nahrung für die wachsende Weltbevölkerung. Von allem, was seither kam – chemische Wissenschaft, digitale Kommunikation, Gentechnik, künstliche Intelligenz –, mal abgesehen.

Die industrielle Revolution war allerdings nicht nur der Beginn einer Befreiungsgeschichte von Abermillionen Menschen aus Armut, Hunger und Entrechtung. Mit ihr begann auch eine planetarische Umwälzung. Kohle ist letztlich nichts anderes als versteinerte Sonnenenergie, Pflanzenreste eben, die vor über 300 Millionen Jahren unter Druck zu Sedimenten gepresst wurden. Indem der Mensch sie ausgrub und verbrannte, entlud er diese Energie in die Atmosphäre. Das Ergebnis ist eine globale Erwärmung, die – wenn die Menschheit bei der CO₂-Bekämpfung nicht besser wird – bis 2100 laut UN-Klimapanel bis zu 2,7 Grad Celsius betragen könnte im Vergleich zur vorindustriellen Zeit.

Nun ist die Kohle-Ära vorbei – jedenfalls in dem Land, in dem alles begann. Großbritannien, das Mutterland der industriellen Revolution, legte Ende September 2024 das letzte Kohlekraftwerk still, 142 Jahre nachdem auf der Insel zum ersten Mal Strom mithilfe einer Dampfmaschine erzeugt worden war. Es ist ein Datum, das gefeiert werden darf, es zeigt: Wachstum lässt sich entkoppeln vom CO₂-Ausstoß. Bis 2030 will Großbritannien seine Stromversorgung klimaneutral aufstellen. Dieses Ziel erscheint ziemlich gewagt. Aber aus technischer Perspektive ist die Sache klar: Dank der Kombination aus erneuerbaren Energien und Kernkraft kann eine industrielle Revolution, die zugleich ihre Grundlagen frisst, Geschichte werden.

Der britische Kohleausstieg ist auch ein Anlass, um daran zu erinnern, dass der viel geschmähte »fossile Kapitalismus« eben nicht nur Naturzerstörung bedeutete, sondern auch eine Entwicklungsbahn zu seiner eigenen Überwindung eröffnete. Von drohenden Freiheitsverlusten für künftige Generation ist heute oft die Rede. Aber was war mit der Freiheit der vielen Generationen vor ihnen, ohne die es die heutigen Fortschrittsoptionen gar nicht gäbe? Nichts von dem, was heute möglich ist, wäre denkbar ohne das fossile Zeitalter und damit: ohne jene, die im Kellergeschoss der Zivilisation schufteten, litten und starben. Der Wohlstand des Westens beruhte in seinen Anfängen auch auf einer regelrechten Versklavung der eigenen Bevölkerung. Und später auf Männern, die bereit waren, sich jeden Tag von der Erde verschlucken zu lassen, damit oben die Lichter angehen konnten.

Mit einem Rasseln schließt sich das Kettengitter des »Käfigs«, wie die enge, offene Schachtkabine in der englischen Bergarbeitersprache heißt.

Als die Bremsen gelöst werden, macht sie einen schnellen Ruck nach unten. Nach der Schrecksekunde geht es im gemächlichen Tempo weiter, hinab die Capehouse-Zeche bei Wakefield in Yorkshire, Nordengland. Hier, 140 Meter unter der Erde, liegt die einzige ehemalige Kohlemine in England, die für Besucher geöffnet ist. Für die Kohlearbeiter, die früher in mehrstöckigen Käfigen in Bergwerke einfuhren, war die Reise weniger gemüt-

lich. Mit bis zu 80 Stundenkilometern schnellten die Kabinen hinunter, teils bis in 800, 900 Meter Tiefe. Schon dabei gab es immer wieder Tote.

Unten im Minenschacht riecht die klamme Luft nach Eisen, Steinmehl und Maschinenöl. Alles sieht hier noch so aus wie 1985, als die Zeche den Betrieb einstellte. Schmale Gleise ziehen sich über den unebenen Boden, über dem Kopf läuft ein Geflecht aus Kabeln und Leitungen. Neben dem Kabuff des Vorarbeiters steht ein Kasten mit Morphiumspritzen, für die Erstversorgung nach schweren Verletzungen. Knipst man die Grubenlampe aus, versinkt die Umgebung in absolutem Dunkel. Es gibt kein Restlicht, an das die Augen sich gewöhnen könnten.

Als die Mine im Jahr 1780 ihren Betrieb aufnahm, schickte man massenweise Kinder nach unten. Sie krochen in die engen Flöze, um gelöste Kohlebrocken Richtung Förderschacht zu tragen. Ganze Familien schufteten sechs Tage die Woche zwölf Stunden lang, oft nur im Schein einer Kerze. Der Vater hackte die Kohle aus dem Gestein, die Mutter und die Kinder schleppten sie weiter. In manchen Minen arbeiteten fünfjährige Kinder. Noch jüngere wurden eingesetzt, um Ratten zu verschrecken. Im Jahr 1807 schaffte Großbritannien zwar den Sklavenhandel ab. Aber erst im Jahr 1842 wurde es verboten, Mädchen und Frauen sowie Jungen unter zehn Jahren in Kohleminen arbeiten zu lassen. Zuvor hatte ein Parlamentsbericht geschildert, welche grauenhaften Bedingungen unter Tage herrschten. Der Vorsitzende der Berichtskommission, Lord Shaftesbury, sagte im Parlament: »Niemand, so denke ich, seit den Enthüllungen über den Horror des afrikanischen Sklavenhandels herrschte in diesem Land ein so einmütiges Gefühl über eine Angelegenheit, die nun landauf, landab Schrecken und Ekel auslöst.« Eine »monströse Unterdrückung«, eine »absolute Barbarei« spiele sich in den Kohlereviere des Königreiches ab.

Was zugleich passierte: Dank des rapiden technischen und wissenschaftlichen Fortschritts gingen die Kindersterblichkeit und die Armut zurück. Noch im Jahr 1800 starben weltweit 43 Prozent aller Kinder, bevor sie das fünfte Lebensjahr erreicht hatten. Heute sind es noch vier Prozent. Drei Viertel der Weltbevölkerung lebten 1820 unter der Armutsgrenze, wie sie die UN definieren. Heute sind es unter zehn Prozent.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten sich in England die technischen Entwicklungen gegenseitig beschleunigt. Mit Dampfmaschinen ließen sich Grundwasser aus den Bergwerken pumpen und Seilförderanlagen betreiben, immer tiefere Gesteinsschichten wurden ausbeutbar. Textil- und Maschinenfabriken waren hungrige Abnehmer. 1900 hatte jeder Brite einen CO₂-Ausstoß von etwa zehn Tonnen pro Jahr.

Nachdem George Orwell Ende der 1930er-Jahre die Kohlereviere besucht und auch Zeit unter Tage verbracht hatte, beschrieb er seine Erfahrungen in der Sozialreportage *The Road to Wigan Pier*. Wenn in den Kohleminen die Maschinen röhren, so heißt es darin, »ist der Ort die Hölle, oder jedenfalls genau das, was ich mir unter der Hölle vorstelle. Alles, was man sich über die Hölle ausmalt, herrscht dort – Hitze, Lärm, Verwirrung, faulige Luft und vor allem unerträgliche Enge.« Orwell schildert, dass in den tieferen Minen die Arbeiter halb nackt schufteten, und weil sie im gebückten Gang so oft an die Decke stießen, hätten sie das, was sie »Knöpfe auf dem Rücken« nannten, »dauerhaften Schorf auf jedem Wirbelhügel«. Was Orwell sah, schockierte ihn. Aber er erkannte: »Ihre lampenleuchtete Welt dort unten ist so unentbehrlich für die Sonnenlichtwelt über ihnen, wie es die Wurzel für die Blume ist.«

Shaun McLoughlin war Manager des letzten englischen Kohlebergwerks, der Kellingley-Zeche in Nord-Yorkshire, als dieses im Dezember 2015 schloss. Vier Jahre zuvor war dort einer der letzten tödlichen Unfälle geschehen. Ein 49-jähriger Minenarbeiter erstickte, nachdem in 800 Metern Tiefe die Gesteinsdecke über ihm eingestürzt war. »Das war der schlimmste Tag«, sagt McLoughlin. Von diesen Tagen gab es über die Jahrzehnte unzählige. Zwischen 1900 und 2015 starben mehr als 49.000 Arbeiter in britischen Bergwerken.

Trotz solcher Tragödien und trotz harter Schicksale in seiner eigenen Familie habe er seine Arbeit geliebt, erzählt der 64-jährige McLoughlin. Sein Vater, ein Immigrant aus Irland, habe mit 14 Jahren angefangen, in Minen zu arbeiten. »Mit 50 konnte er kaum noch atmen, wegen all des Staubs, der sich in seinen Lungen angesammelt hatte, und er hatte schmerzhafte Arthritis in Knien und Händen.«

Aber weil es eine Familientradition war, fing Shaun McLoughlin 1977, mit 16 Jahren, als Lehrling in einer Kohlemine an. Über 39 Jahre arbeitete er sich hoch bis zum Zechenchef. Auch wenn die Arbeitssicherheit mit besserer Ausrüstung zugenommen habe, gegen die Bedingungen in den Tiefen der Bergwerke habe es keinen Schutz gegeben, berichtet er. »90 Prozent Luftfeuchtigkeit bei 33 Grad Celsius in 900 Metern Tiefe, das fordert seinen Tribut.« Heute arbeitet McLoughlin für das Nationale Kohle-Museum in Wakefield. Auf die Frage, was er an seinem Job geliebt habe, gibt er eine Antwort, die viele Bergarbeiter gegeben haben. »Wenn man unten war, hat man über die Bedin-

gungen nicht nachgedacht. Man kannte ja nichts anderes. Und es gab nichts Besseres, als am Ende eines Tages zu wissen, wie viel Kohle wir gefördert hatten.«

Heute, sagt McLoughlin, gebe es englische Schulkinder, die gar nicht mehr wüssten, was Kohle sei. »Sie haben nie welche gesehen.« Aber klar, sagt er, umso öfter begegne ihm die Vorhaltung, dass Kohle übel gewesen sei für den Planeten. »Ich sage dann immer, dass man mal nicht vergessen solle, dass es die industrielle Revolution war, die für das Great in Great Britain gesorgt hat.«

1984 gehörte McLoughlin zu den Zehntausenden von Bergarbeitern, die fast ein Jahr lang streikten, um gegen die Zechenschließungen zu protestieren, die die damalige Premierministerin Margaret Thatcher durchsetzen wollte. Nordseeöl und Kernkraft hatten die Kohleförderung unwirtschaftlich werden lassen. Thatcher blieb hart und brach den Widerstand der Gewerkschaften. Von da an fiel der CO₂-Ausstoß pro Kopf. Im Jahr 2022 lag er bei 4,6 Tonnen, noch halb so viel wie zu viktorianischen Zeiten – bei einem Lebensstandard, von dem die Menschen damals nicht einmal hätten träumen können.

Nicht nur in Westeuropa sorgte der zunehmende Wohlstand aus fossilen Grundquellen für bessere und längere Leben. Weltweit nahm trotz der Erderwärmung die Zahl der Menschen ab, die durch Naturkatastrophen wie Erdbeben, Überflutungen und Dürren ums Leben kamen, wie das Statistikprojekt Our World in Data der Uni Oxford zusammentrug. Fielen solchen Katastrophen in den 1920er-Jahren über eine halbe Million Menschen

pro Jahr zum Opfer, waren es in den 2010er-Jahren noch etwa 38.000 pro Jahr – besseren Gebäuden, Dämmen und effizienterer Landwirtschaft sei Dank. Ohne fossile Errungenschaften wie Beton oder Traktoren sähe die Lage übler aus.

Im Schacht der Capehouse-Mine klingelt es dreimal. Zeit, wieder nach oben zu fahren. Im Nachhinein muss McLoughlin anerkennen, dass der Streik der Kohlearbeiter ein Kampf für eine verlorene Sache war. So hart die Zechenschließungen auch gewesen seien, »im Rückblick bereue ich den Ausstieg nicht«. Volkswirtschaftlich, aber auch mit Blick aufs Klima sei es der richtige Schritt gewesen. Mittlerweile arbeite er daran, »nur noch Gutes« aus der Mine zu ziehen. Wie das?

Es gebe, berichtet McLoughlin, die ersten erfolgreichen Versuche, per Wärmerückgewinnung aus dem einsickernden Wasser in ehemaligen Minen Strom zu gewinnen. »Das wollen wir hier in Wakefield auch machen.« Wenn man das 12 bis 18 Grad warme Minenwasser durch Wärmetauscher leite, könne man sämtliche umliegenden Dörfer mit Strom versorgen. »Es gibt eine Menge Minen in Großbritannien, die das tun könnten.« Und genau das werde in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren auch passieren, ist McLoughlin sicher.

Wieder gilt: jedenfalls im Vereinigten Königreich. Weltweit wird heute so viel Kohle verbrannt wie nie zuvor in der Menschheitsgeschichte. 2023 waren es 8,5 Milliarden Tonnen, etwa dreifach so viel, wie Großbritannien vor hundert Jahren förderte. Knapp fünf Milliarden davon verbraucht China, danach kommt Indien mit rund 1,3 Milliarden Tonnen. Das Viktorianische Zeitalter hat in Asien erst begonnen.

ANZEIGE

COSMOS DIREKT

DAS BESTE SPÄTER IST JETZT

Schützen Sie Ihre Liebsten und Ihr Vermögen schon heute mit unserer Risikolebensversicherung und der All-In-One Vorsorge FlexInvest.

MONEY
BESTER RISIKO-SCHUTZ
Direkttarife (Bestnote 2x vergeben)
Franke | Bornberg
Ausgabe 16/2024

Handelsblatt
Fondsangebot TESTSIEGER
2024
CosmosDirekt FlexInvest
Aktien Global/ Artikel 8 TVO/
Rentenfonds Europa/
Exchange Traded Funds
Im Test: 34 Fondspolizen
Assekurata • 27.08.2024

SCHÜTZE, WAS DU LIEBST.

cosmosdirekt.de/absichern-vorsorgen



»Willst du nicht lieber nach Tel Aviv?«

Eine Stadt, in der alles eine Geschichte hat: Unser Korrespondent JAN ROSS über seine Faszination für Jerusalem

In den engen Gassen der Altstadt von Jerusalem können keine Autos fahren und erst recht keine Wagenkolonnen. Wichtige Persönlichkeiten müssen hier zu Fuß gehen, von ihrer Entourage umgeben wie von einer Wolke des Schutzes und des Respekts. Zweimal in den vergangenen Monaten bin ich solchen Pulks begegnet.

Der eine bestand aus schwer bewaffneten Sicherheitsleuten, die sich in der Via Dolorosa, auf der Jesus nach frommer Legende sein Kreuz geschleppt hat, um einen Mann im Anzug ballten. Ich erkannte das breite Gesicht mit der starken Brille sofort – und wenn ich es nicht erkannt hätte, dann wäre mir einer der Begleiter zu Hilfe gekommen, der vor Stolz und Begeisterung geradezu zu platzen schien, als er mir zurief, das sei Itamar Ben-Gvir, der rechtsextreme Minister für nationale Sicherheit im Kabinett von Benjamin Netanjahu. Ben-Gvir hat in seiner Amtszeit mehrfach den Tempelberg besucht – das Felsplateau über der Jerusalemer Altstadt, wo in der Antike der jüdische Tempel stand, sich seit dem frühen Mittelalter aber die von Muslimen hochverehrte Al-Aksa-Moschee befindet. Demonstrative Visiten israelischer Politiker an diesem heute islamischen Gottesdienstort wirken als Provokation. Aber an diesem Tag muss der Minister anderswo gewesen sein, sonst hätte man in den Nachrichten davon gehört.

Die zweite Begegnung, ein paar Wochen später, wirkte wie aus einer anderen Zeit. Auf der Hauptstraße des christlichen Altstadtviertels kamen mir zwei Herolde mit rotem Fez entgegen, der typischen Kopfbedeckung aus den Zeiten des Osmanischen Reichs, die mit ihren langen Stäben regelmäßig auf die Pflastersteine stießen, als symbolisches »Achtung!« und »Platz da!« für den nachfolgenden Würdenträger. Der schritt in einer Schar von schwarz gekleideten Priestern einher, selbst ebenfalls schwarz gewandt, aber an seinem aufwendigeren Kopfputz und einem Medaillon auf der Brust als Geistlicher höherer

Ranges erkennbar. Es war ein Bischof der griechisch-orthodoxen Kirche, der größten christlichen Glaubensgemeinschaft im Heiligen Land. Ich schloss mich der kleinen Prozession an, in einigen Metern Abstand, um mich nicht taklos aufzudrängen. Wenige Minuten später erreichte der Zug die Grabeskirche, nach alter Überlieferung an der Stätte von Jesu Tod und Auferstehung errichtet, und nachdem der Bischof kurz in einer Sakristei verschwunden war, nahm er auf seinem Thron Platz, um die Messe zu zelebrieren.

Die beiden Szenen, in ihrer Choreografie so ähnlich, aber wie aus verschiedenen Welten – das ist Jerusalem, das gibt es nur in Jerusalem. Politik und Religion, die Konflikte von heute und die Tradition von Jahrhunderten, Nachrichtenstoff im 24-Stunden-Rhythmus und die Ewigkeitsbotschaften heiliger Schriften, Judentum, Christentum und Islam – das alles trifft hier zusammen auf engstem Raum, in einer einzigen Stadt. Als würde sie zugleich im Himmel und auf der Erde liegen.

»Jerusalem, wirklich Jerusalem? Willst du nicht lieber nach Tel Aviv?« Das habe ich mehrfach gehört, bevor ich im Sommer des ausgeklungenen Jahres als Korrespondent der ZEIT hierhergekommen bin. Tel Aviv ist eine der attraktivsten Städte der Welt, das pulsierende Zentrum des modernen, hypermodernen Israel – immer noch, trotz des Kriegschattens, der seit dem Terroranschlag der Hamas vom 7. Oktober 2023 über dem Land liegt. Jerusalem, viel ärmer und beschwert vom Blei der Vergangenheit, nicht am Meer gelegen, sondern am Rand der Wüste, kann als Metropole überhaupt nicht mithalten. Aber für mich war es keinen Augenblick zweifelhaft, dass ich hier arbeiten und leben wollte.

Es gibt seriöse, professionelle Gründe dafür. Auch wenn Jerusalem von den meisten Ländern (außer den Vereinigten Staaten) nicht als israelische Hauptstadt diplomatisch anerkannt wird, haben Parlament, Regierung und Oberstes Gericht hier ihren offiziellen Sitz. Wenn man Abgeordnete

zum Gespräch treffen will, sucht man sie am besten im Gebäude der Knesset auf. Und während Tel Aviv eine ganz überwiegend jüdische Stadt ist, teilt sich Jerusalem in eine jüdische und eine arabische Hälfte; man hat hier den israelisch-palästinensischen Konflikt immer vor Augen, er lässt sich nicht ausblenden, während man ihm an vielen anderen Orten in Israel gewissermaßen den Rücken zukehren kann. Schließlich: Während Tel Aviv weitgehend säkular ist, bewegt man sich in Jerusalem auf Schritt und Tritt unter religiösen Juden. In einem Land, in dem die Bedeutung der Religion seit Jahrzehnten wächst, ist eine heilige Stadt gewiss kein schlechter Beobachtungsposten als eine Hightech-Kapitale.

Doch es ist nicht professionelles Interesse allein, das Jerusalem so faszinierend macht. Das Besondere hier ist die Geschichte oder vielleicht besser: Es sind die Geschichten, es ist die Tatsache, dass alles eine Geschichte hat, an allem eine Geschichte hängt. Vom Balkon meiner Wohnung aus sehe ich bei gutem Wetter jenseits des Toten Meeres bis nach Jordanien, zum Gebirge in der Region Moab. Die Moabiter kannte ich aus der Bibel, aus dem Alten Testament, aber im Grunde waren sie für mich so unwirklich und märchenhaft wie irgendwelche Riesen oder Feen, von denen bei den Brüdern Grimm die Rede ist. Jetzt habe ich ihr Land so selbstverständlich und handgreiflich vor Augen, wie man von München aus auf die Alpen schaut.

Und es ist nicht nur die uralte, biblische Geschichte, die allgegenwärtig ist. Vom Balkon meiner Wohnung sehe ich, weit vor dem Gebirge in Moab, das King David Hotel, eine der prominenten Luxusherbergen der Welt, wo im Sommer 1946 jüdische Untergrundkämpfer einen schweren Bombenanschlag gegen die britische Verwaltung verübten, die damals das Mandatsgebiet Palästina regierte, in einer Art Kolonialregime im Auftrag der Völkergemeinschaft. Das Attentat war ein blutiger, auch auf jüdischer Seite hochumstrittener Akt im Unabhängigkeitskampf, aus dem zwei Jahre später der Staat Israel hervorgehen sollte. Gleich neben meinem Apartmentblock, an der nächsten Straßenecke, steht das Gebäude, in dem von 1950 bis 1966 das Parlament des neuen Staates untergebracht war – und wo 1952 wütende

Demonstranten mit Steinwürfen gegen die Verständigungspolitik protestierten, die der damalige Premierminister David Ben-Gurion mit Deutschland, dem Täterland des Holocausts, anstrebte.

Jerusalem ist aber kein Museum, es ist nicht abgeschirmt von Krieg und Gefahr. An jedem Samstagabend ziehen unter meinem Balkon mit Trommeln und Sprechchören Kritiker der Regierung Netanjahu vorbei, auf dem Weg zur Residenz des Premiers, um die Befreiung der von der Hamas festgehaltenen israelischen Geiseln und ein Ende des Gaza-Feldzugs zu fordern. Raketen hat man hier weniger zu fürchten als in Haifa oder auch in Tel Aviv; eine halb arabische Stadt mit einem der wichtigsten islamischen Heiligtümer ist nicht das bevorzugte Angriffsziel für die Feinde Israels. Den Schutzraum im Keller meines Hauses habe ich noch kein einziges Mal aufgesucht. Dafür muss man in Jerusalem eher mit Terroranschlägen rechnen, für die der Täter im Gedränge der Altstadt keinen Sprengstoff und keine Schusswaffe braucht, sondern bloß ein Messer. Und selbstverständlich ist für eine Stadt, die nicht zuletzt von Besuchern lebt, von Pilgern wie von Touristen, der Krieg auch ein wirtschaftliches Unglück.

Jerusalem kann einem zu viel werden, zu intensiv und bedrückend – besonders natürlich, wenn es um Religion geht. Der Schriftsteller David Grossman hat mir erzählt, wann er sich entschlossen habe, seine Heimatstadt zu verlassen und in einen von Heiligkeit unbelasteten Vorort umzuziehen: Es war, als er sich in seiner zunehmend von frommen Nachbarn geprägten Wohngegend beim Aufschließen und Anlassen des Autos zu fragen begann, ob eigentlich gerade Sabbat sei, der jüdische Ruhetag vom Freitag bis Samstagabend, und die Betätigung eines Kraftfahrzeugs daher Anstoß erregen könne.

Die Sabbatruhe, freitagnachmittags mit einem lauten, überall hörbaren Sirenton verkündigt, wird in Jerusalem sehr ernst genommen. Fast alle Geschäfte und Restaurants sind geschlossen, der öffentliche Nahverkehr ruht. Man kann in den Osten der Stadt, in die arabische Hälfte, ausweichen und dort einkaufen oder sich ins Café setzen, denn da ist der Sonnabend ein normaler Arbeitstag. Aber mit dem Bus oder der Straßenbahn hinfahren kann man nicht, man muss ein Taxi nehmen oder zu Fuß gehen.

Das sind die harmlosen Religionsprobleme in der Heiligen Stadt. Keineswegs harmlos ist es, wenn der rechtsextreme Sicherheitsminister Ben-Gvir, der mir in der Via Dolorosa begegnet war, den Tempelberg mit seinem Moscheengelände besteigt. Er weiß genau, wie er die Palästinenser und andere Muslime damit demütigt und herausfordert. Umgekehrt gibt es auf islamischer Seite eine verantwortungslose Propaganda, die den Juden und dem Staat Israel unterstellt, sie wollten die Al-Aksa-Moschee abreißen und auf dem Felsplateau wieder einen jüdischen Tempel errichten. Einige Fanatiker haben in der Tat solche Ideen – dass eine israelische Regierung sie sich zu eigen machen könnte, ist unvorstellbar. Aber in Jerusalem glauben viele vom Andersgläubigen gern das Schlimmste.

Jerusalem ist, trotz seiner Geschichtsträchtigkeit, keine eigentlich schöne Stadt, kein Schatzhaus der Kunst und der Kostbarkeiten wie Rom. Es ist kein Zufall, dass auf den meisten Stadtansichten die goldene Kuppel des Felsendoms auf dem Tempelberg zu sehen ist: Es gibt einfach nicht viele andere historische Prachtbauten in Jerusalem, die einen Maler oder Fotografen inspirieren könnten, die Auswahl an Sehenswürdigkeiten ersten Ranges ist gering. Eroberer und neue Herren haben die Werke ihrer Vorgänger zerstört und mit ihren eigenen Bauten zugedeckt, die dann oft selbst später wieder in Schutt zerfallen sind.

Die Geschichte ist hier eben nicht abgeschlossen und zum Erbe geworden, sie geht weiter, sie lebt. Diese Stadt hält für die Welt noch Überraschungen bereit. Wahrscheinlich sind erschreckende und gefährliche darunter. Aber hoffnungsvolle vielleicht auch. Jeden Morgen, wenn ich auf meinen Balkon trete, frage ich mich, was Jerusalem uns heute bringen mag.

www.zeit.de/vorgelesen

Hören Sie  den Podcast

Was jetzt? ist der Nachrichten-Podcast von ZEIT ONLINE. Jeden Tag um 6 Uhr besprechen wir die Themen des Tages. Jetzt anhören unter www.zeit.de/was-jetzt



Auf Bildern von Jerusalem ist meist die goldene Kuppel des Felsendoms zu sehen. Kein Zufall: Es gibt nicht viele architektonische Highlights



ANZEIGE



Hardcover mit Lesebändchen, Fotos und farbigen Illustrationen auf 208 Seiten

Nur für kurze Zeit: Versandkosten sparen!

NEU

Mit den besten Artikeln aus dem ZEIT Sinn Ressort

ZEIT EDITION

NEUES JAHR NEUE WEGE

Altes hinter sich lassen, die Weichen neu stellen, noch einmal von vorne anfangen – dieses Buch bietet Impulse für alle, die sich einen Neuanfang wünschen: ZEIT-Autorinnen und Autoren berichten von Menschen, die Wendepunkte in ihrem Leben gemeistert haben – im Job, in der Liebe oder auch im Umgang mit Krankheit und Verlust. Ihre Geschichten zeigen, dass ein Neuanfang den Sinn des Lebens spürbar machen kann!

Ergänzt werden die Erfahrungsberichte durch fundierte Einblicke in die Psychologie der Veränderung: Wissenschaftler liefern Hintergrundwissen, praktische Tipps und Impulse, mit denen ein Neubeginn möglich wird.

Ein unverzichtbares Buch für alle, die ihr Leben neu ausrichten wollen.

Jetzt für 29,95 €* bestellen: shop.zeit.de/neuanfang

*Bis zum 05.01.2025 sparen Sie die Versandkosten. Danach zzgl. 4,95 € Versand. | Bestell-Nr. 48983 | Auslandspreise auf Anfrage | Illustration: Francesco Ciccolella
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

Kommen die Bayern zu kurz?

Wenige aus dem Freistaat sind in politischen Spitzenämtern, dafür umso mehr Niedersachsen. Von dort stammt auch der Comedian Wigald Boning. Hier streitet er mit dem Kabarettisten Hannes Ringlstetter, ob die norddeutsche Vorherrschaft gerecht ist

DIE ZEIT: Auffällig viele Mächtige in der deutschen Politik kommen aus Niedersachsen: Allein im Bundeskabinett Annalena Baerbock, Boris Pistorius, Hubertus Heil, sogar Olaf Scholz ...

Wigald Boning: ... der gilt als Hamburger, ist aber in Osnabrück geboren. Pass!

ZEIT: ... zudem Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, EU-Kommissionschefin Ursula von der Leyen, SPD-Chef Lars Klingbeil und sein Generalsekretär Matthias Miersch. Alles Niedersachsen – wie Sie, Herr Boning. Warum haben Ihre Landsleute eigentlich so viel zu melden?

Boning: Da will ich Ihnen mit einer Theorie von Karl Jaspers antworten. Die habe ich mir bei YouTube angeguckt, um mich für dieses Gespräch zu munitionieren. Jaspers, bekanntlich wie Dieter Bohlen und ich ein Philosoph aus Oldenburg, beschreibt darin ein Ur-Erlebnis: Er steht auf Norderney, sieht die Weite der Nordsee und stellt fest, dass diese Weite sein Denken beflügelt. Er sagt, bei Mittelgebirgen sei das weniger der Fall. Und Hochgebirge seien zum Denken völlig ungeeignet. Ich finde, das ist ein Schlüssel zur Lösung des Rätsels: Wir Menschen aus Niedersachsen haben Weitsicht.

Hannes Ringlstetter: Eine interessante, aber auch gewagte These, Wigald! Einige Leute auf der Liste, die wir eingangs gehört haben, sind nicht unbedingt durch politischen Weitblick aufgefallen, sonst wäre die Ampelregierung noch da. Ich habe ebenfalls recherchiert: Du kommst ja aus Wildeshausen, das historisch mal Wigaldinghus hieß.

Boning: Oje, was kommt jetzt?

Ringlstetter: Dass du nach deinem Geburtsort benannt worden bist, lässt auf ein erhöhtes Selbstbewusstsein in dieser Gegend schließen. Und offenbar hast du von dort auch viel Ehrgeiz mitbekommen. Sonst würdest du nicht ständig Challenges suchen wie die, jeden Tag draußen schwimmen zu gehen. Offenbar steckt dieser Ehrgeiz tief drin in euch. Unter Bayern ist Ehrgeiz eher unbeliebt. Wir finden »Ist uns wurscht« sympathischer.

ZEIT: Sitzt daher seit Antritt der Ampel im Jahr 2021 kein einziger Mensch aus Bayern als Minister im Bundeskabinett?

Ringlstetter: Wir Bayern hängen das Selbstbewusstsein bei uns zu Hause sehr hoch. Aber sobald wir mit der Außenwelt in Kontakt treten, ist sofort ein Minderwertigkeitskomplex da. Dann entsteht eine komische Mischung aus »Hoppla, hier bin ich« und »Herrgott, hoffentlich erkennt keiner, dass ich gar nichts kann«. Aber ich habe es noch nicht verstanden: Wie sind denn nun die ganzen Niedersachsen in die große Politik gekommen?

Boning: Mir fällt da auch nur die Hannoveraner Seilschaft ein. Die Scorpions, Carsten Maschmeyer, Gerhard Schröder – die haben sich ja alle getroffen, das ist der Nukleus der starken Sozialdemokratie der letzten Jahre, Hannes. Aber wir finden bestimmt auch noch mehr regionale Eigenheiten, die das begünstigt haben.

ZEIT: Niedersachsen hatte mal den Slogan: »Sie kennen unsere Pferde. Erleben Sie unsere Stärken«. Es gab auch den Vorschlag »Niedersachsen – ganz weit oben«, der wurde aber von der Regierung verworfen, wohl auch, weil das Land in vielen Rankings hinten liegt, hinter Bayern.

Ringlstetter: Bayern hat nicht einmal einen Slogan, braucht es halt nicht. Jedenfalls weiß ich von keinem. Aber um noch mal auf die Niedersachsen zu kommen: Mir ist grundsätzlich jede Gegend suspekt, in der es keinen nennenswerten Dialekt gibt. Ich unterstelle Leuten ohne Dialekt absolute Identitätslosigkeit.

Boning: Zumindest gibt es das Plattdeutsche. Mein Vater war da noch Muttersprachler. Das ist eine eigene Sprache. Bei Wilhelm Busch gibt es Figuren, die plattdeutsch reden. Aber in den letzten 100 Jahren wurde es den Leuten abtrainiert. Vor allem seit der künstlichen Geburt Niedersachsens sind wir Landeskinder gleichsam entkernte Menschen. Vielleicht erklärt das auch den Drang in die Bundespolitik, über die Grenzen dieses Entkernungs-Bundeslandes hinaus zu streben.

Ringlstetter: Vielleicht reden die da oben aber auch aus Kalkül so? Wenn Gerhard Schröder so was wie »Hol mir mal 'ne Flasche Bier, sonst streik ich hier« auf Hochdeutsch sagte, klang selbst dieser peinliche Spruch halbwegs seriös. Dieses Glatte, das in der Politik von Nutzen sein kann, haben wir Bayern einfach nicht zu bieten.

Boning: Historisch gesehen ist Niedersachsen aber eben gar nicht so homogen. In meiner Geburtsstadt Wildeshausen gab es nach dem Krieg

zehn Prozent Katholiken. Das waren Verhältnisse fast wie in Nordirland. Doch spätestens durch die britische Besatzungsmacht haben die Niedersachsen religiöse Toleranz erlernt – auch die Toleranz der Oldenburger gegenüber den Schaumburgern, den Braunschweigern oder den Osnabrückern. Fähigkeiten, die auch in der Bundespolitik helfen. Wir arrangieren uns miteinander.

ZEIT: Wir haben eine KI gefragt, was typisch für Niedersachsen sei. Ihr Vorschlag: »Niedersachsen wird als so neutral wahrgenommen, dass es niemanden wirklich negativ auffällt. Es ist das egalste Bundesland, das weder Stress noch Konkurrenz auslöst.« Macht Sie das stolz, Herr Boning?

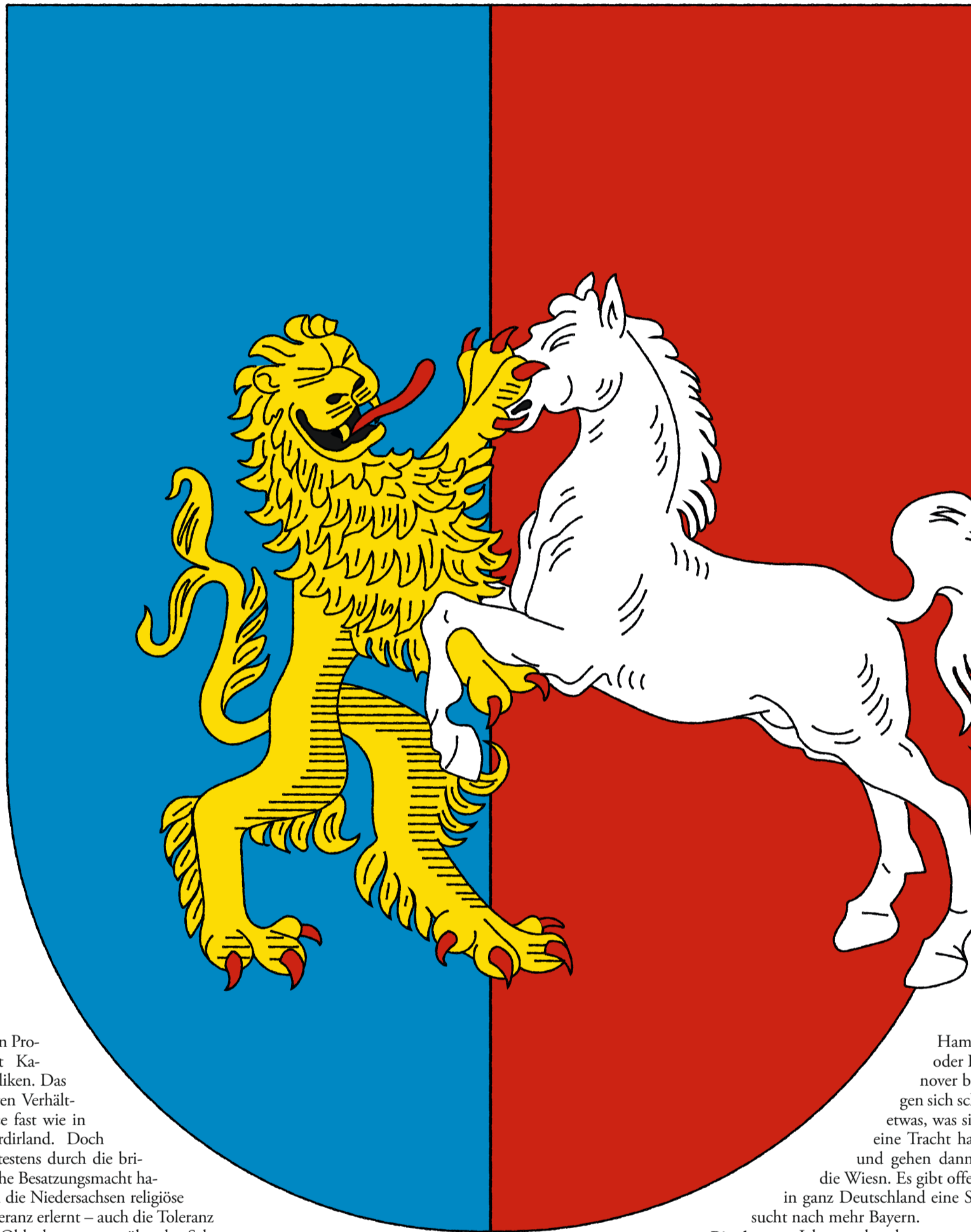
Boning: Durchaus. Unterschätzt zu werden, dieses Angela-Merkel-Modell, ist in der Bundespolitik offenbar vonnöten. Sieht man gerade auch bei Olaf Scholz. Ich bin noch nie überschätzt worden. Vielleicht ändert sich das nach diesem Gespräch.

ZEIT: Sie haben immerhin schon 1994 den Bayerischen Fernsehpreis bekommen.

Ringlstetter: Ich habe den noch nicht bekommen!

ZEIT: Mag man denn außerhalb der Landesgrenzen Ihre Art von Kabarett, das häufig so ein hinterfotziges Dahinmüandern ist?

Ringlstetter: Mir fällt auf, dass die Bayern grundsätzlich, und vor allem auf Bühnen, viel beliebter sind, als man glaubt. Ich habe die Theorie: Das ist so, weil wir nach Urlaub klingen. Jemand auf der Bühne macht's Maul auf, und alle denken: Der redet wie die Roswitha, unsere Wirtin in Reichenhall! Neben Bully war Gerhard Polt ein Wegbereiter für den bayerischen Humor – der meiner Erfahrung nach im Süden und Norden besser funktioniert als im Westen und Osten.



anziehen. Also quasi so eine Sicherheit im Emotionalen.

ZEIT: Wäre es insofern gut, wenn Markus Söder als Kanzlerkandidat angetreten wäre? Wir wissen, er ist wahrlich nicht gelassen, er ist ja auch Franke, aber da wollen wir einmal gnädig sein.

Ringlstetter: Ich hätte Söder als Kanzlerkandidaten gut gefunden. Es wäre mal an der Zeit, dass es passiert, um zu schauen, was dann passiert. Vielleicht würde das das ganze Land nach vorne bringen, oder es würde das ganze Land in Schutt und Asche legen. Man weiß es nicht. Andererseits: Dieses vorlaute Dahinrotzen die ganze Zeit und dann wieder beleidigt abtreten, das nervt! Das hat sowohl der Söder wie auch etwa der Alexander Dobrindt oder der Toni Hofreiter an sich. Es ist eine bayerische Eigenheit, dass man immer wahnsinnig schnell wahnsinnig beleidigt ist. Als hätte sich die ganze Welt gegen einen verschworen.

ZEIT: Hätten Sie nicht vor allem Angst, dass Söder Ihnen Konkurrenz macht als Kabarettist?

Ringlstetter: Wieso? Ich halte Populismus für das Gegenteil von Comedy und Kabarett.

ZEIT: Aber er lässt sich ja satirisch kaum noch überzeichnen.

Ringlstetter: Stimmt, ich habe schon so viele Gags aufgeschrieben, die quasi in der nächsten Stunde getoppt wurden vom Söder. Aber nicht in der Witzigkeit, sondern in der Schrägheit. Allein dieser Kniefall in Polen und jetzt auch noch der Weihnachtssong, da kommst du nicht drauf.

Boning: Söder ist schon ein schräger Zeitgenosse, ja. Aber ich bewundere die Konsequenz, das Baum-Umarmen, den Döner und dass er meint, die Fleischeslust gegen grüne Veganer verteidigen zu müssen. Das ist ein Panoptikum der Eigenartigkeiten, wie auf dem Jahrmarkt. Aber vielleicht hilft es ja, den politischen Raum rechts sauber zu halten. Dann würde ich ihn unterstützen.

Ringlstetter: Diese ganze Völlerei ist nicht nur für Söder ein Thema, sondern auch für mich als Kabarettisten: Man wird vom Schweinefleisch gerade in Kombination mit Bier schlicht und ergreifend fett. Man kriegt Gicht. Man wird zur Schweinefleischfresse. Und darin steckt die Verlogenheit der bayerischen Landwirtschaftspolitik. Denn die Mehrzahl der Mastbetriebe, die nicht von kleinen Familienbauernhöfen, sondern du brauchst ordentliche Mastbetriebe.

ZEIT: Damit wäre man bei Herrn Boning, der stammt aus der Gegend mit den Mastbetrieben.

Boning: Die Familie Boning kommt aus dem Oldenburger Münsterland: mehr Schweine als Menschen. Der Geruch der Gegend ist schon prägnant, wegen der ganzen Gülle.

ZEIT: Da haben wir es: Die Niedersachsen mästen die Bayern, auf dass sie lethargisch bei sich daheim bleiben.

Ringlstetter: Das halte ich für eine der schönsten Verschwörungstheorien.

Boning: Das hat eine Schwäche: Die Niedersachsen mästen sich gern selbst, man denke an den Grünkohl mit Pinkel. Übrigens, hab ich schon erwähnt, dass auch ich neuerdings Bayer bin?

Ringlstetter: Häh?

Boning: Ja, nach Artikel 6 der Bayerischen Verfassung kann man durch Geburt, Einbürgerung oder Heirat Bayer sein. Ich bin durch Heirat Bayer geworden.

ZEIT: Und, wie ist es so?

Boning: Angenehm. Aus meiner angeheirateten Familie weiß ich, dass erst Bayern kommt, und dann kommt lange nichts. Das ist für einen Norddeutschen eigentümlich. Für meinen Schwiegervater zum Beispiel gäbe es nicht den geringsten Grund, sich in der Bundespolitik zu versuchen, weil Bayern das Größte ist. Demnach gibt es auch kein schöneres Amt als bayerischer Ministerpräsident. Umso erstaunlicher, dass Söder immer wieder versucht hat, Kanzler zu werden, und meinte, er habe Chancen.

Ringlstetter: Wigald, dass du glaubst, qua Heirat Bayer zu sein, ist Einbildung. Das ist in etwa so, wie wenn in Bayern ein Katholik eine Evangelische heiratet. Die Kinder werden trotzdem katholisch. Aber ich muss schon sagen: Das Ganze ist ein cleverer Schachzug von dir, um zu einer Identität zu kommen. Das ist frech! Ich werde mich dafür einsetzen, dass dieser Artikel in der Bayerischen Verfassung sofort abgeschafft wird.

Hamburg oder Hannover besorgen sich schnell etwas, was sie für eine Tracht halten, und gehen dann auf die Wiesen. Es gibt offenbar in ganz Deutschland eine Sehnsucht nach mehr Bayern.

Ringlstetter: Ich verstehe, dass man zu uns herunterkommt, weil es hier schön ist. Aber ich finde es mittlerweile befremdlich, durch München zu gehen, weil jeder dazugehören will, aber kein passendes Idiom mehr zu hören ist. Stattdessen ist es so laut geworden. Die Menschen aus dem Norden sind einfach lauter. Und wenn dann ganze Häuserzeilen in Düsseldorf oder Hamburger Hand sind, ist das eine befremdliche Situation für den Münchner, der im letzten verbliebenen Wirtshaus sein Bier trinken will. Da sag ich sogar: zurecht befremdlich.

Boning: Der Zuzug ist Ausdruck des verzweifelten Versuchs, irgendwo einen Anker zu finden. Die Norddeutschen denken in ihrer Unkenntnis, dass das Bayer-Sein eine angenehme, bruchfreie Existenzform ist. Man kann da aber auch die Wirkkraft dieses Grafen Montgelas sehen, des Architekten des modernen bayerischen Staates.

ZEIT: Sie haben sich vorbildhaft eingelehen, Herr Boning!

Boning: Als der vor 200 Jahren damit betraut war, festzulegen, was Bayern ist, ließ er etwa auch die Trachten katalogisieren. So ist eine Leitkultur erarbeitet worden, die sich Friedrich Merz so sehr wünscht, die zu schaffen ihm aber niemals gelingen wird. In Niedersachsen hätte es auch so einen Grafen gebraucht.

Ringlstetter: Ich glaube, dass es eine große Sehnsucht nach Regionalität gibt. Und das Bayrische eignet sich dafür besonders gut, weil es so etwas Gemütliches mitsendet, man will sich auch die Gelassenheit



Hannes Ringlstetter, 54, geboren in München, ist Kabarettist, Musiker und Autor. Sein neuestes Buch trägt den Titel »Ein Steinpilz für die Ewigkeit. Mein Abschied vom Vater«



Wigald Boning, 57, wuchs in Oldenburg auf. Er ist Komiker, Musiker und Fernsehmoderator. Zuletzt erschien sein Buch »Herr Boning geht baden«

Das Gespräch moderierten Max Hägler und Stefan Schirmer

Titelthema: Wie ich zum Optimisten wurde (ZEITmagazin)



Foto: Emilia Dücke/Ohkrenz für DIE ZEIT

ZEITNAH

28 Monate in der Hölle

Im Juni 2022 geriet der ukrainische Menschenrechtsaktivist Maksym Butkevych als Soldat in russische Kriegsgefangenschaft. Erst im Herbst 2024 kam er wieder frei. Bei einem Treffen in Kyjiw berichtete er nun den ZEIT-Redakteurinnen Alice Bota (l.) und Olivia Kortas, was ihm in diesem Gulag des 21. Jahrhunderts widerfuhr. Es war, sagen die beiden erfahrenen Journalistinnen, das beeindruckendste Gespräch, das sie je führen durften POLITIK, S. 4



Foto: Paulina Hildesheim für DIE ZEIT

»Ich habe mein eigenes Leben«

Britta Ernst war Ministerin in Brandenburg, nun engagiert sie sich für Jugendbegegnungen in Auschwitz. Und ganz selten begleitet sie auch ihren Mann auf Dienstreisen. Er ist Bundeskanzler

POLITIK, SEITE 3



Foto: Alex Samuels/Kinzing

Wohin darf's denn gehen?

Nizza soll ja toll sein, sogar bei Regen. Aber diese Surferwelle in Tahiti auch. Und erst die Hallig Langeneß im Wattenmeer! 39 ZEIT-Autorinnen und -Autoren verraten ihre Reiseträume für 2025

ENTDECKEN, SEITE 52



Foto: Mathieu Crozier für ZEITmagazin

Ich sehe was ...

Sie deutete die Sterne für den französischen Präsidenten und den spanischen König. Die Astrologin Elizabeth Teissier blickt zurück auf ihr Leben und erklärt die Faszination für ihr Metier

MAGAZIN, SEITE 12

IN DEN REGIONAL-AUSGABEN UND CHRIST & WELT

ZEIT im Osten Was wurde aus ...? Neues von den Themen, die uns dieses Jahr beschäftigt haben
VON B. FISCHER, M.-L. GRAUEL, A. MODERSOHN, M. NEJEZCHLEBA, J. OTTO UND L. TUTMANN 14

So ostdeutsch war der Osten nie: In Sachsen, Brandenburg und Thüringen gibt es neuartige Regierungen. Und nun?
VON JANA HENSEL 16

ZEIT:Hamburg Hamburgische Bürgerschaft: Sechs scheidende Abgeordnete ziehen Bilanz
VON F. DRIESCHNER, C. HEINEMANN, A. LASARZIK UND C. TWICKEL 2

Seit Jahren leidet der Tierpark Hagenbeck unter einer Familienfehde. Nun soll eine Doppelspitze für einen Neuanfang sorgen
VON C. HEINEMANN UND T. KROLL 6

Seit über 40 Jahren richtet Mike Bergmann Häuser und Wohnungen von reichen Hamburgern ein. Was erlebt er dabei? Ein Interview 10

ZEIT Schweiz 44 Jahre lang ist Gardi Hutter mit ihren Clown-Programmen durch die Welt gereist. Nun verabschiedet sie sich von ihrer Bühnenfigur – und von einem Teil ihrer selbst
VON SARAH JÄGGI 14

ZEIT Österreich Brotkäfer, Kleidermotte und Papierfischchen: Diese lästigen Tierchen hält Pascal Querner von den 25 Millionen Exponaten im Wiener Naturhistorischen Museum fern
VON CHRISTINA PAUSACKL 14

In Kärnten hat die FPÖ eine Volksbefragung über ein Verbot der Windkraft durchgesetzt. Warum das Ganze?
VON CHRISTIAN BARTLAU 15

Christ & Welt Der Aberglaube erfährt gerade eine Hochphase, sagt der Historiker Tillmann Bendikowski und erklärt, warum das Irrationale so fasziniert 15

ANZEIGEN IN DIESER AUSGABE

Bildungsangebote und Stellenmarkt (ab Seite 34); Agenda Kultur: Museen, Kunstmarkt, Bühnen (Seite 45)

FRÜHER INFORMIERT!

Die aktuellen Themen der ZEIT schon am Mittwoch im ZEIT-Brief, dem kostenlosen Newsletter
www.zeit.de/brief

POLITIK

USA Sind die Vereinigten Staaten mit Donald Trump auf dem Weg in die Demokratie? Ein Essay
VON ANNA SAUERBREY 2

Politisches Familienleben Die Ehefrau von Olaf Scholz ist weitgehend unbekannt. Ist das ihre Absicht? Eine Begegnung mit der Bildungspolitikerin Britta Ernst
VON STEFAN SCHIRMER 3

Russland Der ukrainische Pazifist und Menschenrechtsaktivist Maksym Butkevych verbrachte zwei Jahre und vier Monate in russischer Kriegsgefangenschaft. Nun ist er frei und spricht darüber, wie er diese Zeit überlebt hat 4

FDP Hoffnungsträger oder tragischer Held? Ein Jahr mit Johannes Vogel, dem Vize-Chef der Partei
VON BERND ULRICH 6

Großbritannien Im September wurde das letzte Kohlekraftwerk im Königreich stillgelegt. Was mit dem Abschied vom fossilen Zeitalter verloren geht
VON JOCHEN BITTNER 7

Jerusalem Warum ich als Israel-Korrespondent der ZEIT meine Zelte hier aufgeschlagen habe – und nicht in Tel Aviv
VON JAN ROSS 8

STREIT

Nord gegen Süd Im Bundeskabinett gibt es keinen einzigen Bayern, aber sehr viele Niedersachsen. Der Münchner Kabarettist Hannes Ringlsetter streitet mit dem Comedian Wigald Boning aus Wildeshausen über die Ursachen dieses Machtgefälles 9

DOSSIER

Was danach geschah In jedem Dossier dieses Jahres haben wir eine Geschichte erzählt. Mal ging es um eine junge Olympionikin, mal um die AfD, den Krieg in der Ukraine oder einen Syrer, der gern in Deutschland Zahnarzt helfen werden möchte. Für diese Ausgabe haben wir zusammengetragen, wie neun dieser Geschichten weitergingen 11

VERBRECHEN

Kleinkriminalität In einem Berliner Schnellgericht werden Schicksale im 15-Minuten-Takt abgeteilt: Es geht um Ladendiebstähle, ums Schwarzfahren und um die Frage, wie viel Würde die Justiz den Armen lässt
VON ARNO MAKOWSKY 14

LEO – DIE SEITE FÜR KINDER

Wie verschickt man ein Kunstwerk? In diesen Tagen macht sich ein Gemälde von Caspar David Friedrich auf eine weite Reise. Dafür kommt es in eine Kiste – aber die hat es in sich
VON OSKAR PIEGSA 16

Auf ein verrücktes neues Jahr! Tag des Nichtstuns, des Purzelbaums, der Faulpelze: der etwas andere Kalender für 2025
VON ANNA-ELISA JAKOB 16

WIRTSCHAFT

Guter Rat, nicht teuer Unsere neue Kolumne gibt ökonomische Tipps für Probleme des Alltags. Erste Folge: Wie treibe ich im neuen Jahr wirklich mehr Sport? Die Verhaltensökonomie hat ein paar verblüffende Antworten
VON HANNAH SCHERKAMP 17

Insolvenzen Mehr als 20.000 Unternehmen haben 2024 Insolvenz angemeldet. Jeder Fall hat seine eigene Geschichte. Wir sind einigen davon nachgegangen
VON JENS TÖNNESMANN 18

Krankenversicherung Die Beiträge für die gesetzlichen Kassen steigen auf Rekordhöhe. Trotzdem reicht das Geld möglicherweise nicht. Wie kann das sein?
VON CARLA NEUHAUS 19

Putins Schattenflotte Sanktionsumgehung, Sabotage, Spionage – wie in der Ostsee von dubiosen Schiffen permanent Regeln gebrochen werden
VON INGO MALCHER 19

Baby-Ausstatter Ein Kinderwagen für 1.800 Euro, eine »atmungsaktive« Matratze für 400 Euro – mit der Sorge der Eltern um ihre neugeborenen Kinder werden große Geschäfte gemacht
VON HELENA OTT 20

Reichtum Divia Thani ist Expertin für das Leben der Superreichen. Im Gespräch erklärt sie, wie sich die Geschmäcker in Milliardärskreisen verändern 21

Social Media Immer mehr klassische Medienhäuser versuchen über TikTok junge Menschen zu erreichen. Doch die Plattform macht es relevantem Journalismus schwer
VON JOHANNA JÜRGENS UND HENRIK RAMPE 22

Wirtschaft in einem Satz

Kolumne Das haben jetzt alle: Kaweco-Classic-Sport-Füllhalter
VON DANIEL HAAS 24

WISSEN

Das erste Viertel des 21. Jahrhunderts ist vorbei. Wie hat sich die Welt verändert? Ein Blick auf die Statistiken zeigt: Oft ist man blind für den Wandel, in dem man selbst gerade steckt
VON TIN FISCHER UND STEFAN SCHMITT 27

Von der Menge der Treibhausgase über die Zahl der Ärzte und Wissenschaftler bis zum Boom der Fitnessstudios: 28 Statistiken mit Zahlen und Daten über die Zeit von 2000 bis heute. Und dazu ein kleiner Ausblick darauf, was uns die nächsten 75 Jahre bringen könnten 28

Psychiatrie Wie geht man mit verwirrten Menschen um? Und wie erkennt man, wann sie zur Gefahr werden? Ein Gespräch mit dem Psychiater Matthias Albers
VON DANIEL ERK 33

GESCHICHTE

Presse und Propaganda Wie sieht ein Journalismus aus, der die Demokratie stärkt und nicht zerstört? Die Hutchins-Kommission gab auf diese Frage nach dem Zweiten Weltkrieg Antworten von beklemmender Aktualität
VON BERNHARD PÖRKSEN 36

FEUILLETON

Was ich noch zu sagen hätte Auf acht Seiten erzählen 19 Aussteiger, Pensionäre und Hinschmeißer, was ihnen wichtig war und was sie uns mitgeben können

Udo Wachtveitl Der Schauspieler ist nicht länger der »Tatort«-Kommissar Leitmayr. Er würde gern ganz undramatisch abtreten 37

Petra Pau Die Linken-Politikerin wird den Bundestag verlassen, hat aber noch ein paar Ratschläge für ihre Partei 38

Alexandra Popp Die Fußballerin spielt nicht mehr für Deutschland – und vergießt darüber keine Träne 38

Thomas Mertens Sieben Jahre war er Chef der Ständigen Impfkommission. Welche Lehren hat er aus der Coronapandemie gezogen? 39

Niklas Eichstädt Der Mitbetreiber des legendären Berliner Technoclubs Watergate beugt sich nach 22 Jahren dem Ende einer Ära 39

Ricarda Lang Bis November war sie Vorsitzende der Grünen, jetzt schreibt sie ihren Kolleginnen und Kollegen in der Politik einen geharnischten Brief 40

Leo D. Kurz vor dem Abitur hat der heute 19-Jährige die Schule geschmissen. Nun jobbt er als Lagerarbeiter – und ist viel glücklicher als zuvor 41

Hans-Christian Hansen Der Neurologe hört als Chef einer Klinik auf und beklagt das Gewinnstreben im Gesundheitssystem 42

Volker Kutscher Der Erfinder von »Babylon Berlin« beendet seine Krimi-Reihe. Nach 5.700 Seiten hat er aber immer noch einen Ordner voller neuer Ideen 43

Wolfgang Mohrlang Mit 75 Jahren schließt der Videothekenbetreiber seine letzte Filiale im Ruhrgebiet 43

Kathrin Kunkel-Razum Die Chefin der Duden-Redaktion hört auf und wünscht sich einen entspannteren Umgang mit Sprachveränderungen 44

GLAUBEN & ZWEIFELN

Neuanfang Wie ich auf einer kleinen Insel der Äußeren Hebriden in der Abgeschiedenheit meinen verlorenen Glauben an die Menschen und mein Vertrauen in die Zukunft wieder fand
VON ANTJE BABENDERERDE 46

ENTDECKEN

Gedächtnis der Nation In der Nähe von Freiburg, tief unter der Erde im Schwarzwald, wird in einem Stollen die deutsche Erinnerung auf Mikrofilmen bewahrt. Ein Besuch
VON VOLKER WEIDERMANN 47

Entdeckt Hate-Eating
VON FRANCESCO GIAMMARCO 49

Sprach-App Von einem, der mit Duolingo süchtig nach Vokabeln wurde
VON DANIEL ERK 50

Berufe Wie lebt es sich im Dienst des Adels? Der Butler Roland Hofreiter gibt Auskunft 51

Reise Von Albanien bis Tahiti, von Nizza im Regen nach Wien zum Eislaufen und endlich einmal auf den Kilimandscharo – 39 ZEIT-Autorinnen und -Autoren erzählen von ihren Traumzielen 2025 52

Wie es wirklich ist ... die Triangel in einem Orchester zu spielen
VON MICHAEL LEOPOLD 54

RUBRIKEN

- Leserbriefe 15
- Die Position 34
- Worum geht's? 35
- Impressum 54
- Was mein Leben reicher macht 54

Die ZEIT inklusive aller Regional- und Wechselseiten finden Sie in der ZEIT ONLINE-App oder im E-Paper

Die so gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im »Premiumbereich« unter www.zeit.de/vorgelesen

ANZEIGE



Weitersagen!



Leser werben Leser – empfehlen Sie jetzt DIE ZEIT weiter und sichern Sie sich Ihren Wunschgutschein: www.zeit.de/leser-werben-leser

DOSSIER

Wie es weiterging

In jedem Dossier dieses Jahres haben wir eine Geschichte erzählt. Mal ging es um den Krieg in der Ukraine, mal um Olympia in Paris, mal um deutsche Innenpolitik. Hier berichten wir, was danach geschah

Die Macht der Fledermaus

Im neuen Jahr soll wieder ein Zug von Calw nach Stuttgart fahren. Diesmal wirklich

Helmut Riegger klingt heute ganz anders als im vergangenen Sommer. Fröhlich. Glücklich. Riegger, 62, Landrat des Landkreises Calw im Schwarzwald, sagt: »Ich bin sehr zuversichtlich!« Endlich.

Lange war der Landrat verzweifelt – und war deshalb ein guter Zeuge für ein Dossier über die Bürokratie in Deutschland.

Seit seinem Amtsantritt vor 14 Jahren hat Riegger einen Traum. Ein Zug soll die Stadt Calw mit der Metropolregion Stuttgart verbinden. Die Bahnstrecke gibt es schon, mehr als hundert Jahre fuhr die Württembergische Schwarzwaldbahn von Calw nach Stuttgart. Die Verbindung muss nur reaktiviert werden. Es müsste also sehr leicht sein, den Traum zu verwirklichen.

In Wahrheit ist es sehr kompliziert. Oder anders gesagt, Helmut Riegger hat in den vergangenen Jahren die deutsche Bürokratie kennengelernt.

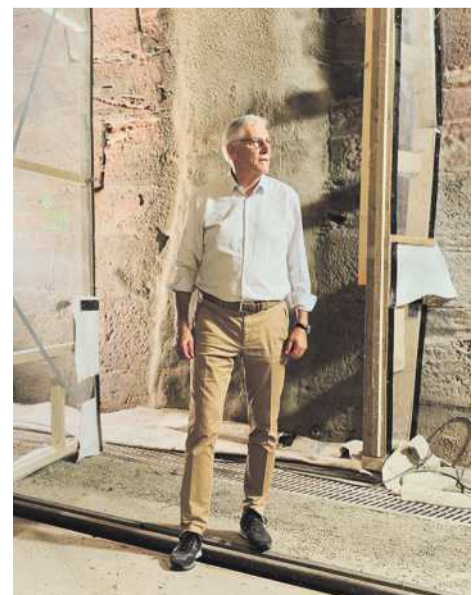
Das Problem ist ein kleines Tier, die Fledermaus. In den beiden Tunneln, die auf der Strecke liegen, haben sich 18 Fledermausarten angesiedelt, insgesamt mehr als tausend Tiere. In Deutschland sind sie geschützt, ein Gesetz verbietet es, sie zu töten. Fährt aber ein Zug durch den Tunnel, kann es sein, dass er eine oder mehrere Fledermäuse erfasst.

Doch eine Lösung schien nah zu sein. Eine Wand soll die beiden Tunnel in jeweils zwei Teile trennen. Ein Teil für die Fledermäuse, ein Teil für die Züge. Es fehlte nur noch die Genehmigung.

Zuständig für die Genehmigung ist das Regierungspräsidium mit Sitz in Karlsruhe. Immer wieder haben die Beamten das Okay für die neue Bahnlinie verweigert. Ihnen missfiel zum Beispiel das »Vergrämungskonzept«. Mit Sprühnebel, Schall und Wind wollte das Landratsamt die Fledermäuse davon abbringen, in den Teil des Tunnels zu fliegen, in dem der Zug fährt. Zu vage, befand man in Karlsruhe. Riegger und seine Leute mussten nacharbeiten. Es wurde diskutiert und gestritten, so vergingen die Jahre.

Für viel Geld hat Riegger schließlich Fledermausfachkräfte und Akustikspezialisten engagiert. Es wurden sechzehn Lautsprecher vor die Tunnel gestellt. Aus ihnen ertönten Schallfrequenzen, die für den Menschen nicht zu hören, für die Fledermäuse aber unerträglich sind.

Nun steht fest: Das Experiment hat funktioniert. 16 der 18 Fledermausarten flogen nicht mehr in den falschen Teil des Tunnels, nur für die Breitflügel-Fledermaus und die Zwergfledermaus muss sich Riegger noch eine Lösung einfallen lassen. Aber da werde sich schon etwas finden. Helmut Riegger sagt: »Im nächsten Jahr fährt der Zug.« MIGUEL HELM



Der Landrat Helmut Riegger ist wieder zuversichtlich



Die Berliner Olympiateilnehmerin Angelina Köhler

Ihr Moment kommt noch

Wie die Schwimmerin Angelina Köhler versucht, mit der Enttäuschung von Paris fertigzuwerden

Etwa 30 Meter vor dem Ziel, in der entscheidenden Phase des olympischen Endlaufs über 100 Meter Schmetterling, realisiert Angelina Köhler, dass dies nun also der Moment ist. Der Moment, sich die Medaille zu holen. »Ich muss jetzt um mein Leben schwimmen«, erinnert sie sich heute an ihre Gedanken. »Mir können alle Gliedmaßen abfallen, aber ich schwimme jetzt um alles.«

Sie liegt zu diesem Zeitpunkt auf Platz fünf, aber nun schiebt sie sich an die Führenden heran. 17.000 Zuschauer in der La Défense Arena schreien, klatschen, pfeifen. Die jahrelange harte Arbeit, die ungezählten Stunden im Schwimmbecken, das akribische Feilen an der Technik – all das zählt sich aus, Köhler ist auf den letzten Metern schneller als die Konkurrenz. Sie schlägt an und dreht sich sofort zur Anzeigetafel.

Neben den ersten beiden Plätzen leuchtet jeweils die amerikanische Flagge auf. Neben dem dritten die chinesische. Die deutsche Flagge und der Name »KOEHLER« erscheinen erst an vierter Stelle, 21 Hundertstelsekunden liegt sie hinter der Chinesin Zhang Yufei.

Angelina Köhler, 24, ist als Weltmeisterin und deutsche Medaillenhoffnung zu den Olympischen Spielen nach Paris gereist, in den Monaten vor dem wichtigsten Wettkampf ihres Lebens hat die ZEIT sie begleitet. Dabei hat sie davon erzählt, dass sie als Jugendliche im Sportinternat gemobbt wurde, dass sie unter ADHS leidet und dass sie der Meinung ist, Spitzen-

sportler könnten davon profitieren, wenn sie eine »Macke« haben.

124 Tage nach dem olympischen Finale liegt Angelina Köhler an einem Abend in einem flachen Wärmebecken im Sportforum in Berlin-Hohenschönhausen. Sie spricht über das verlorene Rennen von Paris und die Zeit danach, der Überlauf des Beckens plätschert leise. Köhler hat an diesem Tag schon zwei Trainingseinheiten und eine Video-Analyse ihrer Schwimmtechnik hinter sich gebracht, es ging wieder einmal um ihren nicht perfekten Startsprung und die Tauchphase danach. Um die Hundertstelsekunden, die sie dadurch jedes Mal verliert – so wie auch bei Olympia. Trotzdem: »Es war ein gutes Rennen, ein Toprennen, es hat alles gepasst«, sagt die 24-Jährige. »Aber der vierte ist der beschissenste Platz. Der Platz, vor dem ich Angst hatte.« Gerade weil sie sich nichts vorzuwerfen hat, habe die Platzierung so wehgetan.

Nach der verpassten Medaille muss sie noch am Beckenrand Fernsehinterviews geben, auf ihrem Gesicht vermischen sich Chlorwasser mit Tränen, Trauer mit Wut. Es sei immer noch schlimm, sich diese Bilder anzuschauen, »aber ich habe es überlebt, es hat mich nicht traumatisiert«. Köhler streckt das Kinn zur Schwimmhalleendecke. »Das war auch eine schöne, wichtige Erkenntnis: Ich bin Vierte geworden, aber es hat mich nicht gebrochen. Ich bin noch der gleiche Mensch.«

Was ihr in Paris neben der sportlichen Enttäuschung zugesetzt hat: die Beschimpfungen von Fans der chinesischen Drittplatzierten. Kurz vor Olympia sind positive Dopingtests von Zhang Yufei und 22 anderen

chinesischen Schwimmerinnen und Schwimbern bekannt geworden. Die Welt-Anti-Doping-Organisation Wada spricht trotzdem keine Sperren aus. Köhler fordert Aufklärung, auch wenn die Unschuldsvermutung gelte. Und erntet Hass.

Bei Instagram muss sie Kommentare lesen wie »Du wirst für immer Vierte bleiben«, »Du bist ein Nazi« oder »Geh sterben«. Eine »richtige Hasswelle«, die ihr Angst gemacht habe. Köhler versucht, alle Nachrichten zu löschen, kommt aber nicht hinterher. Noch heute bekommt sie vereinzelt hässliche Kommentare. »Olympia ist mir ein bisschen durch die Finger gegelitten«, sagt sie. Das Event ihres Lebens, es ist an ihr vorbeigerauscht, so fokussiert war sie auf ihr Rennen, ihre Leistung, ihre Medaille.

Das will sie in vier Jahren besser machen. Denn daran, dass sie es 2028 in Los Angeles noch einmal versucht, hat sie nie gezweifelt. »Dann waren es eben noch nicht meine Spiele. Noch nicht der Moment, von dem ich geträumt habe. Der mir zusteht.« Dafür trainiert sie weiter.

Nach der Enttäuschung von Paris brauchte sie Abstand. Auf einem Segeltrip in Französisch-Polynesien, zwischen Bora Bora, Raiatea und Maupiti, erlebt sie »drei Wochen wie im Rausch«, sagt sie. In der Südsee schwimmt sie mit Meeresschildkröten, taucht mit einer Buckelwalmutter und ihrem Kalb.

Angelina Köhler lächelt, als sie davon erzählt. Auch wenn es komisch klinge, »ich fühle mich dem Wasser jetzt stärker verbunden denn je«. LARS SPANNAGEL

»Wir warten auf den Tod«

Der Arzt hat seinen Sohn verloren, der Koch lebt nicht mehr. Die Menschen in Gaza verzweifeln

Der Arzt braucht jetzt selbst einen Arzt. Er meldet sich per Videobotschaft Ende November und erzählt, er habe Schrapnelle aus einem israelischen Geschoss im Körper. Ein Gefäßbruch könnte helfen. Aber den gibt es nicht mehr im Norden des Gazastreifens, wo der Kinderarzt Hussam Abu Safiya das Kamal-Adwan-Krankenhaus leitet.

Anfang Mai veröffentlichten wir ein Dossier über Menschen, die versuchen, im Gazastreifen zu überleben, irgendwie. Ein Koch war unter ihnen, eine Familie, die bereits ein Kind verloren hatte, und auch der Arzt Abu Safiya. Besuchen konnten wir sie nicht, die israelische Armee verwehrt Journalisten den Zutritt zum Gazastreifen. Wir behielten uns mit Telefonaten und Messenger-Nachrichten.

Damals erzählte uns Abu Safiya, viele Kinder würden in sein Krankenhaus eingeliefert, weil sie mangelernährt oder dehydriert seien. »Wir haben deswegen schon 21 Kinder verloren.« Das sagte er im April. Wenig später stieg die Zahl auf 26.

Seitdem ist ein gutes halbes Jahr vergangen. Am 26. Oktober lud Abu Safiya ein Video hoch, auf dem er vor einem Leichenstuch stand. Darunter: sein Sohn. Er war bei einem israelischen Vorstoß getötet worden.

Dann, in der Nacht vom 23. auf den 24. November, traf es Abu Safiya selbst, als er im Inneren des Krankenhauses verwundet wurde, mutmaßlich durch eine israelische Drohne.

Nicht weit entfernt vom Krankenhaus betrieb der Koch Mahmud Almadhoun eine Suppenküche. Im Frühjahr, als wir Kontakt zu ihm aufnahmen, versorgte er jeden Tag mehrere Hundert Familien. Im Herbst begann er damit, auch die Patienten und das Personal des Krankenhauses zu beliefern. Mit kaum jemandem sprachen wir so oft wie mit ihm, der es trotz der katastrophalen Lage fast immer irgendwie schaffte, gut gelaunt zu sein. Am 30. November wurde Mahmud Almadhoun getötet, vermutlich ebenfalls durch eine israelische Drohne.

Ibrahim und Nadschwa Najjar hatten uns die Geschichte ihres Sohnes Naim erzählt, der an Mangelernährung gestorben war. Sie schickten uns Arztbriefe, auch Fotos und Videos, sogar von der Waschung seines Leichnams. Ende Oktober sagte uns Nadschwa, die Familie wohne nach wie vor in einer Flüchtlingsunterkunft, einer Mädchenschule, aber sie trauten sich kaum auf die Straße. »Überall wird gebombt«, sagte Nadschwa Najjar. Danach riss die Verbindung für Wochen ab.

Im November eine kurze Nachricht von Ibrahim: »Wir leben, Gott sei Dank. Aber wir warten auf den Tod.« YASSIN MUSHARBASH



Mahmud Almadhoun starb wohl durch eine israelische Drohne



Der frischgebackene Zahnarzt Azubi Omar Ramadhan

Durchgebissen

Omar Ramadhan sollte aus Deutschland abgeschoben werden. Jetzt arbeitet er in einer Arztpraxis

Eine Zahnarztpraxis in Bamberg, die erste Patientin nach der Mittagspause: sechs Jahre alt, schüchtern, aber angstfrei. Er hat ihr einen kleinen Spiegel zwischen die Zähne gehalten, hat Speichel abgesaugt und ihr ein Papiertuch zum Mund abwischen angeleitet und wieder abgenommen. Und er hat seine Kollegin, die erfahrene Zahnarzthelferin, nach Anweisungen gefragt. »Noch mal rausnehmen«, hat sie gesagt. »Wieder schön hinten hinhalten, Ramadhan ... ja, so ist gut ... so bleiben.«

Nun löst Omar Ramadhan dem Mädchen das Papierlätzchen vom Hals. Die Patientin steigt vom Stuhl.

»Hast du sehr gut gemacht!«, sagt die Zahnärztin zu ihr.

»Mega«, sagt Ramadhan. Dann holt er eine Kiste mit Spielzeug heraus, sie darf sich noch etwas aussuchen. Ramadhan beugt sich zu ihr nach unten, er trägt eine schmale weiße Stoffhose, darüber ein hellblaues Arzt-Hemd. Omar Ramadhan, 26 Jahre alt, Kurde aus dem Nordirak, Zahnarztthelfer in Ausbildung.

Dass es so weit kommen würde? Dass Ramadhan wirklich eine Ausbildung in Deutschland absolvieren darf? Ende April, als wir über seinen Fall berichteten, war das noch nicht abzusehen.

Im Herbst 2021 war Omar Ramadhan über Belarus und Polen illegal nach Deutschland eingereist. Sein Antrag auf politisches Asyl wurde abgelehnt, seine Klage abgewiesen – einerseits. Andererseits hatte er in den mehr als zwei Jahren, die sein Verfahren dauerte, sehr gut Deutsch gelernt, hatte gute Schulnoten erzielt, hatte sich bei Zahnärzten vorgestellt. Zahnarztthelfer werden in Deutschland überall gesucht. Aber das nützte alles nichts. Denn wer als Asylbewerber abgelehnt wird, kann nicht einfach so zum Arbeitsmigranten werden – so steht es im Gesetz.

Omar Ramadhan drohte die Abschiebung in den Irak. Die Behörden boten ihm nur einen Ausweg: Ramadhan müsse freiwillig ausreisen und vom Irak aus ein Arbeitsvisum für die Bundesrepublik beantragen. Dann könne er wieder zurück nach Deutschland.

Als der Artikel über ihn erschien, war Ramadhan noch unschlüssig, was er tun sollte.

Freiwillig ausreisen? Oder sich illegal auf den Weg nach England machen und dort sein Glück versuchen, wie viele seiner Freunde?

Omar Ramadhan entschied sich für die Ausreise. Doch damit sein Visumsantrag Aussicht auf Erfolg hatte, musste er zuerst einen Ausbildungsplatz finden. Ein Arzt, der ihm schon zugesagt hatte, hatte inzwischen einen anderen Azubi gefunden.

Die Zahnärztin Simona Braun erinnert sich gut, wie Ramadhan im Mai in ihre Praxis kam. Er hatte seine Bewerbung dabei. Und, sagt sie, da sei noch etwas gewesen: der unbedingte Wille, diese Ausbildung zu machen. Simona Braun sagt, das sei heute nicht mehr selbstverständlich. Auch deswegen beschloss sie, ihm eine Chance zu geben.

Sie lässt ihn zur Probe arbeiten. Einen Vormittag lang. Dann hat er die Zusage.

Die Anforderungen der deutschen Gesetze waren später zu erfüllen. Ramadhan brauchte ein neues Sprachzertifikat, obwohl er das sogenannte B1-Niveau eigentlich schon längst erreicht hatte. Er musste nachweisen, dass er eine Wohnung hat, in der er nach seiner Wiedereinreise unterkommen kann, und ein vernünftiges Einkommen. Das eigentlich vorgesehene Ausbildungsgehalt war zu niedrig, also korrigierte die Zahnärztin den Vertrag. Sie erhöhte das Gehalt, auch für Ramadhans Azubi-Kollegin. Und sie zahlte auch die 411 Euro, die für das »Beschleunigte Fachkräfteverfahren« aufzubringen sind. »Beschleunigt«, das bedeutet: Innerhalb von drei Wochen bekommt man einen Termin in der deutschen Auslandsvertretung für einen Visumsantrag, über den dann ebenfalls innerhalb von drei Wochen entschieden wird.

Am 11. Juli flog Ramadhan über Katar nach Erbil, der Hauptstadt der Autonomen Region Kurdistan im Nordirak. Und musste feststellen: Drei Wochen dauern manchmal ein bisschen länger als gedacht. In seinem Fall waren es zwei Monate und sieben Tage, die er nach seinem Termin auf das Visum warten musste, trotz der 411 Euro.

Ramadhan sagt, im ersten Monat sei er noch halbwegs entspannt gewesen. Dann nicht mehr. Seine Ausbildung sollte am 1. September beginnen. Aber das Visum war noch immer nicht da. Dann, endlich, am 1. Oktober, flog Ramadhan nach Deutschland.

Simona Braun sagt, sie habe aus der Ferne mitgefiebert. »Ich hatte schon damit gerechnet, dass das auch in die Hose gehen könnte.« Sie hätte dann nur eine Auszubildende gehabt, statt zwei. Heute ist sie umso froher, dass Ramadhan doch noch gekommen ist. »Die andere hat schon wieder das Handtuch geschmissen«, sagt Simona Braun.

In der Berufsschule lernt Omar Ramadhan jetzt viele neue Wörter. »Mesial, distal, palatinal.« Letztens, erzählt er, habe er eine Frage gestellt: Was bedeutet okklusal? Antwort: auf der Kaufläche. Das Problem war nur, sagt Ramadhan, dass er auch das Wort Kaufläche noch nie gehört hatte.

Im Frühjahr wohnte Ramadhan noch in einer Gemeinschaftsunterkunft für Flüchtlinge, in die regelmäßig die Polizei kam, um Bewohner für die Abschiebung abzuholen. Heute hat er ein Zimmer in einer Wohngemeinschaft. Die Bilder an der Wand hat er von seiner Vermieterin übernommen, auf dem Boden steht eine Tätowiermaschine. Sein Hobby.

Auf dem Schreibtisch liegt ein zahnmedizinisches Lehrbuch, daneben sein Reisepass, den Ramadhan stolz herzeigt. Er blättert auf Seite elf. Dort klebt ein deutsches Visum mit aktuellem Passfoto. »Betriebliche Ausbildung«, steht daneben, »als Zahnmedizinischer Fachangestellter«.

Über die anderen Seiten verteilt: all die Stationen auf seinem Weg dorthin. Verewigt durch Ein- und Ausreisestempel.

04.10.21 Grenzübergang Ibrahim Khalil, Nordirak

04.10.21 Habur, Türkei

08.10.21 Minsk, Belarus

14.07.24 Flughafen München

14.07.24 Erbil, Nordirak

01.10.24 Stuttgart

Drei Jahre lang war er unterwegs. Jetzt ist er angekommen. Endlich. Ramadhan lächelt zufrieden. Sein Gebiss ist strahlend weiß. Während er auf das Visum wartete, hat er sich in seiner Heimatstadt Zaxo die Zähne machen lassen. Ramadhan sagt, ihm sei das nicht wichtig gewesen, aber seine Mutter habe darauf bestanden. Sie habe gesagt: »Wenn du beim Zahnarzt arbeitest, brauchst du gute Zähne.«

SIMON LANGEMANN

Zerstörte Heimat

Die Russen haben die Stadt Kurachowe erobert. Aber der Bürgermeister denkt nicht ans Aufgeben

Die Straße, in der ich im Sommer gewohnt habe, das sehe ich auf unscharfen Handyvideos, ist mit Trümmern bedeckt. Die Maulbeerbäume sind verkohlt. Unsere Wohnung ist ausgebrannt. Im Treppenhaus klafft ein riesiges Loch. Die Stadt Kurachowe, im Südosten der Ukraine, Heimat von 41.000 Menschen, ist zerstört.

Prokofjewa Allee 16. Das war unsere Adresse. Auf den Komponisten Sergej Prokofjew waren sie hier stolz; in einem Dorf vor der Stadt ist er geboren. Kurachowe: Industriestadt am westlichen Rand des Donbass, Sitz eines alles überragenden Kohlekraftwerks.

Anfang Dezember sind russische Truppen in das Zentrum von Kurachowe eingedrungen. Die 250 Meter hohen Zwillingskamine des Kraftwerks sind gefallen.

»Wir haben die Stadt noch nicht aufgegeben«, sagt Roman Padun, der Bürgermeister, den wir im Sommer begleiteten, am Telefon. Er und das Team seiner Stadtverwaltung harrten bis Anfang November im Keller eines Wohngebäudes aus. »Wir hoffen, dass wir sie uns zurückholen können«, sagt er. Er ist jetzt ein Stadtoberhaupt ohne Stadt, aber er ist immer noch voller Zuversicht – nach außen hin. Niemand aber, den ich im Sommer in Kurachowe traf, hatte so viel Traurigkeit in seinen Augen wie dieser Bürgermeister.

Im drei Autostunden entfernten Dnipro, in einem alten Bürogebäude, hat Padun eine Exilverwaltung eingerichtet. Hier stellen sie Pässe und Dokumente aus. Nach Dnipro haben sich auch die Verwaltungen der schon früher verloren gegangenen Städte Melitopol und Mariupol geflüchtet.

So viele Menschen, die ich im Sommer in Kurachowe kennengelernt habe, sind gestorben. Auch die 79-jährige Großmutter von Lilia, unserer damaligen Vermieterin. Jeden Tag saß die alte Frau auf der Holzbank am Hauseingang, gemeinsam mit ihrer sechzigjährigen Tochter, Liliias Mutter. Die einzigen verbliebenen Bewohnerinnen unseres Blocks.

Ich erinnere mich, wie sie sich über das Wetter unterhielten, über die Saison der verschiedenen Wildbeeren, die im Garten wuchsen. Sie blieben in der Stadt, auch als die russischen Truppen immer näher kamen. »Wir haben versucht, in Dnipro eine Wohnung für sie zu finden«, erzählt Lilia, die Kurachowe längst verlassen hat, am Telefon. Vergeblich. Die Mieten waren zu hoch, und in eine der überfüllten Flüchtlingsunterkünfte wollten die Frauen nicht.

Im September, als der Raketenbeschuss weiter zunahm, seien Mutter und Großmutter in den Keller gezogen. Ein enges, dunkles Labyrinth aus Gängen und Heizungsrohren, mit bestialischem Gestank. »Sie dachten, dort seien sie sicher«, sagt Lilia.

Am 10. November, gegen 11.30 Uhr, schlugen zwei Raketen in den Zugang zum Keller ein. Ihre Großmutter und eine alte Nachbarin seien dabei ums Leben gekommen, sagt Lilia. Ihre Mutter habe mit leichten Abschürfungen überlebt. Drei Tage später hätten die White Angels, ein Sonderkommando der ukrainischen Polizei, versucht, sie zu evakuieren. Doch ihr Fahrzeug wurde von einer Drohne zerstört. Auch ein zweiter Versuch, tags darauf, scheiterte.

Seither gibt es von Liliias Mutter kein Lebenszeichen mehr. Russische Truppen haben den Wohnblock eingenommen und drängen jetzt Richtung Dnipro. Lilia sagt, ihre Großmutter soll vor dem kleinen Laden im Nachbarblock beerdigt worden sein, in einem Blumenbeet.

WOLFGANG BAUER



Die neu gewählte Abgeordnete Martina Schweinsburg

»Die Hütte brennt«

Martina Schweinsburg (CDU) gewann bei den Wahlen in Thüringen gegen die AfD

Als die CDU-Politikerin Martina Schweinsburg, 66, noch dem Landratsamt von Greiz vorstand, einer kleinen Stadt in Ostthüringen, wurde sie »Landgräfin« genannt. 34 Jahre lang, von 1990 bis 2024, war sie im Amt, länger als jede andere Landrätin in Deutschland. Auf ihrem Schreibtisch stand eine Glocke mit der Aufschrift »Alles hört auf mich«. Oft hatte sie ihren riesigen, respektinflößenden Hund bei sich im Büro. Er lag auf dem Boden und schnarchte.

Nun, nach den Thüringer Landtagswahlen im September, sitzt Martina Schweinsburg in der letzten Reihe. Sie ist keine Landgräfin mehr, sondern eine von 88 Abgeordneten im Parlament. Es ist Donnerstag, der 12. Dezember, an diesem Tag wird im Erfurter Landtag der neue Ministerpräsident gewählt. Die Pressetribüne ist voll. Nicht ausgeschlossen, dass die Abstimmung in einem Medienspektakel endet. So wie 2020, als sich der FDP-Mann Thomas Kemmerich mit den Stimmen der AfD zum Ministerpräsidenten wählen ließ.

Der Eklat bleibt aus. Im ersten Wahlgang setzt sich der CDU-Landesvorsitzende Mario Voigt durch, nach allem, was man weiß, ohne Stimmen der AfD. Voigt wird eine Koalition aus CDU, BSW und SPD anführen.

Im Sommer hatten wir für ein Dossier über die Thüringer Christdemokraten mit Schweinsburg gesprochen, sie in ihrer Heimatstadt Greiz besucht. Es ging um die Frage, ob sich die CDU nach der Landtagswahl mit der AfD einlassen würde, um an die Macht zu kommen. Martina Schweinsburg steht für den Teil der Union, der mit den Rechtsradikalen reden will, statt sich von ihnen abzugrenzen. »Wir dürfen die AfD nicht in die Schmutzdecke stellen«, sagte sie damals.

In unserem Dossier schrieben wir, Schweinsburg habe gute Chancen, gewählt zu werden. So kam es dann auch: Sie gewann ihr Direktmandat mit bemerkenswerten 47 Prozent der Erststimmen. Bei den Zweitstimmen dagegen war es die AfD, die im Wahlkreis Greiz 1 mit 38 Prozent vorne lag, die CDU erreichte nur 27 Prozent. Das lässt darauf schließen, dass auch viele AfD-Anhänger für Martina Schweinsburg stimmten.

Zwischenzeitlich tauchte sie sogar auf einer Kabinettsliste der CDU auf – als mögliche Innenministerin. Das ist sie dann doch nicht geworden. Auch mit schrillen Kommentaren hat Schweinsburg sich seit der Wahl zurückgehalten. Das Thema, mit dem sie sich als Abgeordnete beschäftigen will, taugt nicht für Schlagzeilen. Für die Thüringer Bürgerinnen und Bürger ist es dafür umso wichtiger: die Finanzierung der Kommunen. »Die Hütte brennt«, sagt Schweinsburg. Den Städten und Dörfern fehlten Hunderte Millionen Euro. In einem ersten Schritt wolle sie versuchen, den Zugang zu Fördergeldern zu vereinfachen. »Wir haben mehr als hundert verschiedene Förderprogramme«, sagt Schweinsburg. In den Verwaltungen der Gemeinden blicke niemand mehr durch.

Fragt man Schweinsburg, wie es sich angefühlt habe, zum ersten Mal im Landtag zu sitzen, sagt sie: »Meine Gefühle gehen niemanden was an.« Und was ist mit ihrem Hund? Darf der mit ins Büro? Schweinsburg seufzt. Ihre Hüfte sei kaputt, sie sei auf einen Fahrer angewiesen, in dessen Auto passe der Hund nicht. Im Januar werde sie operiert, womöglich könne sie dann wieder selbst fahren. Eines aber könne sie schon jetzt versichern: »Wenn ich meinen Hund mitnehmen will, werde ich bestimmt nicht um Erlaubnis fragen.«

CATERINA LOBENSTEIN UND AUGUST MODERSOHN



Samantha Baskind mit einem Foto ihres Großonkels Nathan

An Uncle Nates Grab

Ein jüdischer Soldat liegt endlich dort begraben, wo er hingehört – neben Amerikanern nahe Omaha Beach

Samantha Baskind nennt es das »Uncle-Nate-Phänomen«. Im Sommer wurde ihr Großonkel Nathan »Nate« Baskind bestattet, 80 Jahre nach der Landung der Alliierten in der Normandie, 80 Jahre nach seinem Tod. Seitdem bekommt Samantha Baskind Nachrichten aus aller Welt. Die Leute schreiben ihr, sie hätten Nates Grab auf dem US-Soldatenfriedhof im französischen Colleville besucht, oberhalb von Omaha Beach. Manche legten einen Stein auf den Davidstern, der an seinem Grab steht, inmitten eines Meers von Kreuzen.

Uncle Nate gehört jetzt zu den Prominenten, auf deren Gräber die Touristenführer hinweisen.

In Colleville liegen zum Beispiel zwei Brüder des Soldaten Fritz Niland, auf dessen Geschichte der Film *Der Soldat James Ryan* basiert.

Samantha Baskind, 54, ist Kunsthistorikerin an der Universität Cleveland. Über Nathan wusste sie nicht viel, bis sie im Mai 2023 die Nachricht erhielt, dass in Frankreich ein Grab aufgefunden war, auf dem sein Name stand, zusammen mit 18 weiteren – deutschen – Namen. Ein jüdischer GI, in einem Gemeinschaftsgrab bestattet mit Soldaten, die für Hitler kämpften.

Es begann eine Mission, um Nathan Baskind zu bergen. Israels der Organisation Operation Benjamin, Deutsche vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Franzosen und Amerikaner

recherchierten, gruben, analysierten. Knochen reisten für DNA-Analysen um die Welt. Samantha Baskind tauchte ein in ihre Familiengeschichte. Davon erzählten wir in der ZEIT: wie gegen alle Wahrscheinlichkeit Überreste von Nathan Baskind gefunden wurden. Als sie kurz nach Erscheinen des Artikels in Colleville beigesetzt wurden, stand Samantha Baskind am Grab.

Daheim hat sie einen Schaukasten eingerichtet. Darin: Replikat der Orden, die ihrem Großonkel posthum verliehen wurden; die US-Flagge von seinem Sarg; ein Foto von ihm. Der Schaukasten, sagt Samantha Baskind, wandert durchs Haus. Mal ist er hier, mal da. Ein wenig, als wäre Uncle Nate bei ihr eingezogen.

TANJA STELZER

Die Reifeprüfung

Zur Begrüßung malten die Gymnasiasten einen Penis ans White Board. Die Seiteneinsteigerin Olesja Brückel hat die Klasse dennoch gebändigt

Olesja Brückel, die Lehrerin, die eigentlich keine ist, steht noch immer jede Woche vor ihren Pappenheimern. So nannte sie ihre Neuntklässler, 24 Jugendliche, die ihr im letzten Schuljahr das Leben schwer gemacht haben. Sie redeten während des Unterrichts, schmissen Flaschen und Papierkugeln durchs Klassenzimmer, gleich in der ersten Stunde malte einer einen großen Penis ans White Board.

Olesja Brückel war oft ziemlich ratlos. Ein Mittwochmorgen im Dezember. Die Neuntklässler sind jetzt Zehntklässler. Sie drängen sich in Raum 309 des Gymnasiums Philanthropinum in Dessau, Sachsen-Anhalt. Zwei der Klassenrowdys von damals erkennen den ZEIT-Reporter wieder.

»Sie haben geschrieben, dass wir Pimmelbilder gemalt haben!«

»War das nicht so?«

»Doch, das war so!« Pubertäres Gekicher.

Dann beginnt der Unterricht. Olesja Brückel, 39, sagt: »Den Test schreiben wir heute wirklich!« Sie lächelt freundlich in die Klasse: »Wenn ich den Eindruck habe, hier findet ein Betrugsversuch statt – Sechs! Versucht es erst gar nicht!« Es ist auf einmal ganz still im Raum. Dann gleiten die Stifte übers Papier – keiner spickt.

Olesja Brückel hat sich verändert, genau wie ihre Klasse.

Im August 2023 hat sie an dem Dessauer Gymnasium als Lehrerin angefangen. Dabei ist sie dafür gar nicht ausgebildet. Brückel hatte Sozialökonomie studiert und jahrelang für eine Wirtschaftsprüfungsgesellschaft gearbeitet. Aber ihr Job hatte sie immer unglücklicher gemacht. Sie stand kurz vor dem Burn-out, als sie sich entschied, etwas Neues zu probieren. Warum nicht Lehrerin? In Deutschland fehlen Zehntausende Lehrkräfte. Um das Problem zu lindern, stellen die Schulen immer häufiger Menschen ohne Lehramtsstudium ein, Ingenieure, Übersetzerinnen, Lektoren – Menschen wie Olesja Brückel.

Die ZEIT traf sie im Sommer 2023 zum ersten Mal, einige Wochen vor ihrem ersten Schultag. Eine Mutter von zwei Kindern, mit einem Tattoo auf dem Unterarm: »Love«. Damals sagte sie: »Ich bin voller Tatendrang.«

Ein paar Tage später saß sie in dem Konferenzsaal eines Viersternehotels, gemeinsam mit 32 an-

deren Seiteneinsteigern. Vorn, am Flipchart, stand eine Referentin aus dem Landesschulamt und erzählte von »Alphas«, den Anführern, die es in jeder Klasse gebe, und »Omegas«, den Opfern. Sie sagte Sätze wie: »Als Lehrer sind Sie immer Schauspieler. Sie treten auf und verkaufen Bildung.« Vier Wochen ging der Crashkurs.

»Ich fühle mich sehr unvorbereitet!«, sagte Olesja Brückel danach. Am nächsten Tag begann ihr neues Leben als Lehrerin.

Sie bekam eine fünfte Klasse in Mathe. Und die Klasse, vor der sie gewarnt worden war: Wirtschaft in Stufe neun, die Klasse mit den Rowdys. Brückel stand vor ihnen und erklärte, was Onlinehandelsplätze sind und was Devisenkurse. Die Rowdys johlten und brüllten, andere in der Klasse dösten vor sich hin. Olesja Brückel war nett, vielleicht zu nett. Aber sie kämpft sich durch – auch weil sie ihren Schülern unbedingt etwas beibringen wollte.

Und langsam, ganz langsam ließ sich die Klasse auf ihre neue Lehrerin ein. Die Jugendlichen störten immer seltener, meldeten sich immer häufiger. Als Ende Februar das Dossier über Olesja Brückel erschien, hatte sie bereits das Gefühl, die Klasse im Griff zu haben. Dann, in den Sommerferien, verließen zwei der Rowdys die Klasse, gleichzeitig kamen vier Mädchen neu hinzu. »Auf einmal war die Klassendynamik eine andere«, sagt Brückel.

Aber nicht nur das. Die Schüler sind älter und ein bisschen reifer geworden. Und Olesja Brückel hat mehr Erfahrung als früher. Sie sagt, inzwischen könne sie einfach sie selbst sein, ganz ohne die Schauspielerei, zu der ihr geraten worden war: »Das Klassenzimmer soll für alle ein Zuhause sein, für die Schüler und für mich.«

Sitzt man heute in ihrem Unterricht, hat man den Eindruck, dass es Olesja Brückel gelungen ist, auf ihre ganz eigene Art eine Verbindung zu ihren Schülern aufzubauen. Natürlich gibt es noch die, die im Unterricht quatschen oder an ihren Handys daddeln. Aber die meisten hören zu, melden sich, machen mit. Manche vertrauen sich ihr sogar an in den Pausen. Etwa wenn sie traurig sind, weil sie mit anderen Lehrern nicht zurecht kommen. Brückel sagt dann immer: »Erinnert euch, dass ihr mindestens eine Lehrerin habt, die es gut mit euch meint, die an euch glaubt.« Diese Lehrerin möchte sie für ihre Schüler sein.

MIGUEL HELM



Miguel (l.) und Daniel Santucho – jahrzehntelang wussten die Brüder nichts voneinander

Foto: Anita Pouchard Serra für DIE ZEIT

Der geraubte Sohn

Daniel Santucho klärt heute darüber auf, wozu die Militärdiktatur in Argentinien fähig war

An einem Tag im Dezember schaltet sich Daniel Santucho, 47, in Argentinien in den Videocall, pünktlich wie immer. Erst im vergangenen Jahr hat er von seiner wahren Familie erfahren, von deren Existenz er sein ganzes Leben lang nichts wusste.

Seine Mutter war 1976, während der argentinischen Militärdiktatur, entführt worden. Daniel Santucho kam in einem geheimen Gefangenenlager zur Welt und wuchs später als Sohn eines Polizisten und einer Krankenschwester auf, beide waren Anhänger der Diktatur. Er hielt sie für seine leiblichen Eltern.

Als wir Daniel Santucho Anfang des Jahres, nach der Entdeckung der großen Lüge in seinem Leben, für ein Dossier besuchten, waren die Wände in seiner Einzimmerwohnung kahl. Jetzt zeigt er Fotos seiner Mutter und Großmutter, die er aufgehängt hat, obwohl er gerade weil er sie nie kennenler-

nen durfte. Auch der Schreibtisch ist voller Bilderrahmen. »Ich bin sehr glücklich«, sagt Daniel Santucho. Er fühle sich schon viel sicherer mit seiner neuen Identität, die in Wahrheit seine alte ist. Nur manchmal noch mache sich eine tiefe Müdigkeit in seinem Körper breit.

Am 24. März jährte sich zum 48. Mal die Machtübernahme des Militärs und der Beginn der Terrorherrschaft. Bei der damals stattfindenden Demonstration auf der Plaza de Mayo im Herzen der Hauptstadt Buenos Aires war Daniel Santucho dabei, gemeinsam mit seiner neuen Familie. Er sagt, er habe das Gefühl gehabt, sogar seine Mutter neben sich zu spüren. Es gilt als sicher, dass sie nach Daniels Geburt ermordet wurde, doch was genau mit ihr geschah, weiß bis heute niemand.

Daniel Santucho hat in den vergangenen Monaten nicht nur eine neue Familie gefunden, sondern auch einen neuen Job. Der Bürgermeister seiner Heimatstadt Burzaco,

etwa eine Autostunde von Buenos Aires entfernt, hat ihm angeboten, im örtlichen Museum für die jüngere Geschichte Argentiniens zu arbeiten.

Es ist ein kleines Gebäude, nicht weit von Daniel Santuchos Wohnung entfernt. Fotos und Texttafeln erinnern an die Präsidentschaft Juan Pérons nach dem Zweiten Weltkrieg, an die erste Militärdiktatur in den Fünfzigerjahren, an den zweiten Putsch 1976 und die darauf folgende siebenjährige Diktatur der Generale mit Zehntausenden Toten und Verschwundenen. Daniel Santucho führt regelmäßig Schülerinnen und Schüler durch das Museum, er erzählt ihnen aus seinem Leben.

Hinterher, sagt er, umarmten ihn die Jugendlichen manchmal. Sie schreiben ihm Briefe und grüßen ihn, wenn sie ihm später auf der Straße begegnen. Daniel Santucho sagt, er sei froh, seine Geschichte weitergeben zu können, damit so etwas nie wieder geschehe.

STELLA SCHALAMON

ANZEIGE

21. NOVEMBER 2024 | FRANKFURT AM MAIN

ZEIT für [KLIMA]

Der Konsens muss lauten: Nichtstun ist teurer als jetzt entschlossen wirtschaftliche Veränderungen anzustoßen.

Auf der ZEIT für Klima Konferenz am 21. November in Frankfurt am Main wurde deutlich: Der Mut der deutschen Wirtschaft ist gefragt – und der nötige Optimismus. Zukünftig muss mehr auf Transformations- und Wachstumschancen fokussiert werden, die der Klimawandel mit sich bringt, so Goran Mazar von der KPMG AG. Außerdem gilt es jetzt, das nötige Geld in die Hand zu nehmen. »Wir haben die Innovationskraft. Wir haben die Universitäten. Wir haben die Start-ups«, erklärt Dietmar von Blücher, Vorstandssprecher der UmweltBank AG. Der Grundstein für klimaneutrale »Innovation made in Germany« ist also gelegt.

Wie wichtig auch die Biodiversität für die Weltwirtschaft ist, verdeutlichte Christiane Laibach, Mitglied des Vorstands der KfW Bankengruppe, bei einem anschließenden Empfang in der geschichtsträchtigen KfW Villa 102: »Es wird geschätzt, dass das globale Bruttosozialprodukt bis zu 50 Prozent von der Natur abhängt.« Die Dringlichkeit des Artenschutzes spiegelt sich auch in den aktuellen EU-Regulierungen wider, die Unternehmen zunehmend in die Pflicht nehmen, ihre Geschäftsmodelle, Wertschöpfungsketten und Strategien nachhaltig aufzustellen.

Wie man Ökonomie und Ökologie verbindet, diskutierten u. a. (v. l. n. r.) Dietmar von Blücher, Sprecher des Vorstands, UmweltBank AG, und Charline Joest, Geschäftsführende Vorständin, The Generation Forest eG.

»Wir befinden uns in der Luftfahrt in einer bisher ungekannten Transformationsphase. Wir müssen jetzt die ökonomischen Rahmenbedingungen gestalten und die Ökologie mitbedenken.« Dr. Ing. Thomas Haase, Bereichsentwicklung, Bereichsvorstand Luftfahrt, Deutsches Zentrum für Luft- und Raumfahrt e. V. (DLR)

»Wir brauchen keine Denkverbote«, deklariert Goran Mazar, EMA & German Head of ESG der KPMG AG, und wünscht sich mehr Technologieoffenheit im Bereich grüner Innovationen.

Auf dem Weg zu Net-Zero nicht den Optimismus verlieren (v. l. n. r.): Christian Maaß, Leiter der Abteilung Wärme, Wasserstoff und Effizienz, Bundesministerium für Wirtschaft und Klimaschutz, Dr. Jan Schmidt, Geschäftsführer, Peiner Träger GmbH, Dr. Petra Wicklandt, Leiterin Corporate Sustainability, Quality & Trade Compliance, Senior Vice President & Chief Sustainability Officer der Merck KGaA., Keywan Ghane, Advisory, Energy & Decarbonization, KPMG AG

»Wir sehen wöchentlich Extremwetterereignisse. Und diese Ereignisse nehmen nicht nur in der Häufigkeit zu, sondern auch in der Intensität«, erkennt Petra Riga-Müller, Vorstandin der Zürich Beteiligungs-AG, und rät den anwesenden Unternehmerinnen und Unternehmern, jetzt präventive Maßnahmen zu ergreifen.

»Wir nehmen wahr, dass Unternehmen in Europa das Thema Biodiversität noch nicht ausreichend entdeckt haben.« Christiane Laibach, KfW – Bank aus Verantwortung. Die KfW beteiligt sich aktuell bei 350 Naturschutzprojekten in rund 60 Ländern mit einem Gesamtvolumen von circa vier Milliarden Euro.

Mehr Bewusstsein für die wirtschaftlichen Auswirkungen der Biodiversität schaffen (v. l. n. r.): Dr. Rainer Esser, CEO, ZEIT Verlagsguppe, Prof. Dr. Katrin Böhning-Gaese, Wissenschaftliche Geschäftsführerin, Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung GmbH UFZ, Stefanie Lang, Direktorin, Legacy Landscapes Fund, Dr. Petra Wicklandt, Leiterin Corporate Sustainability, Quality & Trade Compliance, Senior Vice President & Chief Sustainability Officer der Merck KGaA., Christiane Laibach, Mitglied des Vorstands, KfW Bankengruppe, Dr. Felix Büchting, Vorstandssprecher, KWS SAAT SE & Co. KGaA

Fotos © Andreas Henn

zeitfuex.de/klima

Premium Partner:

Scientific Partner:

Förderer:

Location partner:

In Zusammenarbeit mit:

Veranstalter:

STUDIOZX
Ein Unternehmen der ZEIT Verlagsguppe

Wir entwickeln an den Standorten Hamburg, Frankfurt am Main und Berlin digitale und analoge Inhalte als Podcasts, Videos, on- und offline Events, Social Media und Markenpublikationen. Wir identifizieren Themen, konzipieren Inhalte, lancieren Initiativen. Dabei denken wir nicht in Formaten, sondern in Geschichten.

Mehr infos finden Sie unter: studiozx.de

zeitfuex.de/klima

Premium Partner:

Scientific Partner:

Förderer:

Location partner:

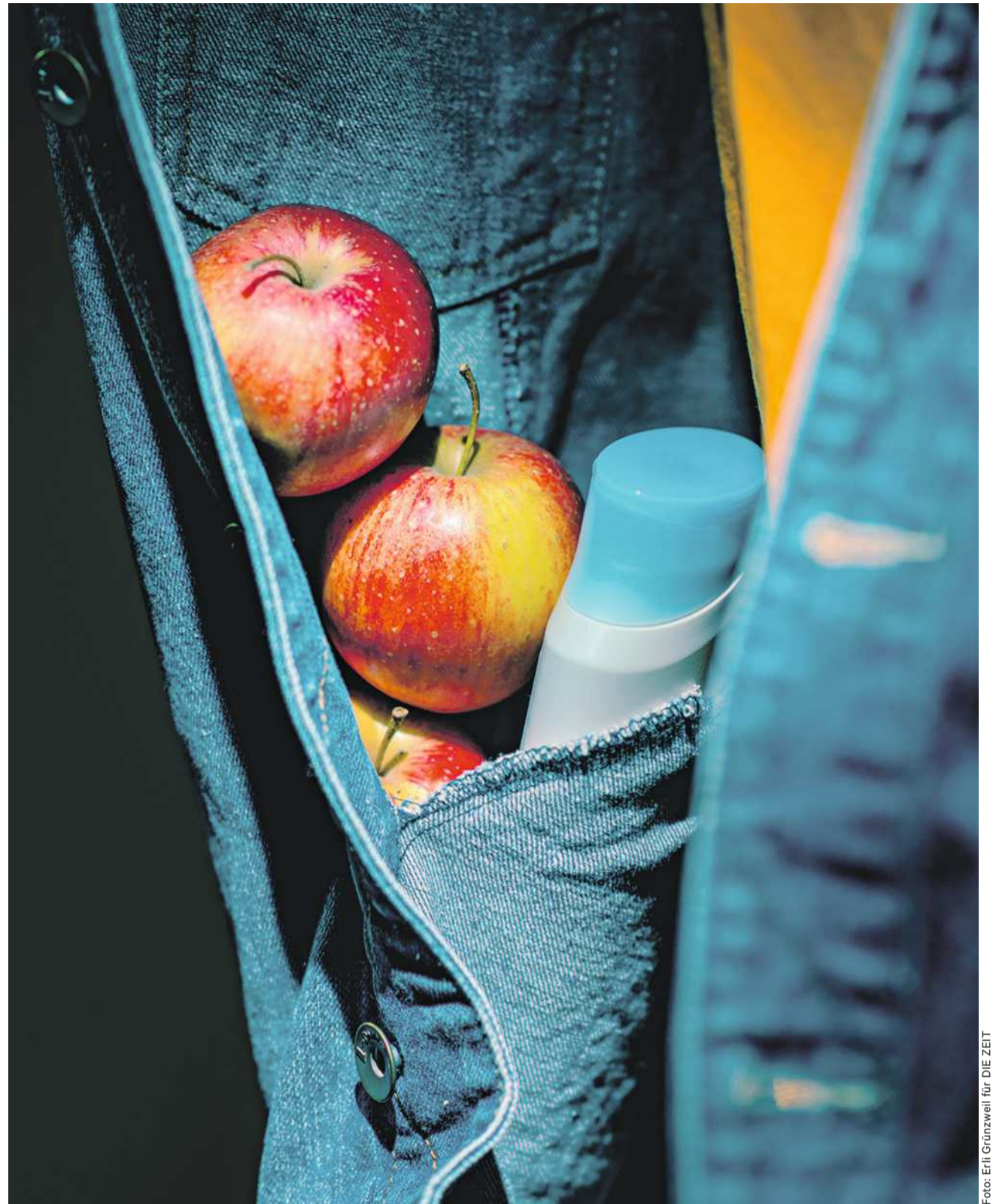
In Zusammenarbeit mit:

Veranstalter:

Drei Äpfel und ein Shampoo

In einem Berliner Gericht werden Schicksale im 15-Minuten-Takt abgeurteilt: Es geht um Ladendiebstähle, Schwarzfahren und um die Frage, wie viel Würde die Justiz den Armen lassen soll

VON ARNO MAKOWSKY



Glanzloser geht es kaum: das Diebesgut der Angeklagten des Berliner Schnellgerichts

Es hat oft etwas Feierliches, wenn vor Gericht das Urteil verkündet wird. Die Beteiligten stehen auf, der Richter sagt: »Im Namen des Volkes verurteile ich Sie ...« Ein Mensch hat etwas verbrochen, jetzt verhängt der Rechtsstaat seine Strafe. Ein erhebener Moment, irgendwie.

Was aber, wenn dieser Mensch sein Vergehen aus purer Not begangen hat? Wenn er sich nicht anders zu helfen wusste, als im Supermarkt drei Äpfel oder im Drogeriemarkt ein Shampoo zu stehlen? Wenn der achtjährige Sohn immer wieder um eine Fanta gebettelt hat, aber die Mutter nicht einen Euro übrig hatte, um sie ihm zu kaufen?

Dann hat die Urteilsverkündung nichts Feierliches. Gar nichts.

Herr A., Rentner, ist angeklagt, weil er in einer Kaufland-Filiale eine Packung Reis und ein Glas löslichen Kaffee gestohlen hat. Gesamtwert: 11,98 Euro. Er hat die Waren unter sein Hemd gesteckt, beim Hinausgehen wurde er vom Ladendetektiv aufgehalten. Die junge Staatsanwältin am Amtsgericht Tiergarten in Berlin beginnt ihre Anklage mit dem Paragraf 242 Strafgesetzbuch: »Ihnen wird vorgeworfen, eine fremde bewegliche Sache einem anderen in der Absicht weggenommen zu haben, die Sache sich oder einem Dritten rechtswidrig zuzueignen.« Herr A. sitzt auf dem Stuhl vor dem Richtertisch und schaut zu Boden. Die Richterin will wissen, ob sich das so zugetragen hat im Kaufland. Herr A. sagt: »Das war so. Ich war dumm.« – »Warum haben Sie das gemacht?«, fragt die Richterin. Herr A. berichtet, dass er unter Geldnot leide. Er bekommt 732 Euro Rente. 600 kostet seine Wohnung, nur dank zusätzlicher staatlicher Grundsicherung kommt er über die Runden. Zum Leben bleiben ihm gut 400 Euro im Monat. Herr A. spricht stockend, die Befragung ist ihm offensichtlich peinlich.

»Jetzt schauen wir mal Ihren Registerauszug an«, sagt die Richterin. »Oh, na das ist aber nicht schön.« Acht Eintragungen seit 2010, immer wieder Diebstahl, außerdem Fahren ohne Fahrerlaubnis. Die Staatsanwältin sagt streng: »Sie haben jetzt wieder gestohlen. Kaffee, Reis. Eine Erklärung haben Sie dafür nicht.« Die Richterin: »Ich verstehe Ihre Situation. Aber Stehlen ist keine Lösung!«

Zwei Minuten später: »Bitte erheben Sie sich.« Angeklagter, Richterin, Staatsanwältin, Protokollführerin und ZEIT-Reporter stehen auf, sonst ist niemand da. Das Urteil »im Namen des Volkes«: 50 Tagessätze à zehn Euro. Ein Mann, der so wenig Geld hat, dass er eine Packung Reis stiehlt, muss nun 500 Euro bezahlen, dazu kommen die Gerichtsgebühren. Die Richterin macht ihn darauf aufmerksam, dass er Rechtsmittel gegen das Urteil einlegen kann, »aber das kennen Sie ja schon«. Auch gibt sie ihm den Tipp, dass es in Berlin Suppenküchen und Kleiderkammern gebe. Herr A. will keine Rechtsmittel einlegen, er sagt: »Ich habe die Strafe verdient.« Als er hinausgeht, bildet sich auf seiner Hose ein nasser Fleck. Die ganze Verhand-

lung dauerte 15 Minuten. Der Sitzungssaal 0202 mit seinem roten Linoleumboden und den harten Besucherbänken entspricht etwa dem, was man sich unter dem Begriff »schmucklos« vorstellt. Er ist in einem Gebäude des Berliner Landeskriminalamts untergebracht, an einer vierspurigen Straße, dem Tempelhofer Damm. Außen steht »Polizei«, niemand käme auf die Idee, dass hier Gerichtsverhandlungen stattfinden. Es handelt sich um eine Außenstelle des Amtsgerichts Berlin-Tiergarten. Vor dem Saal hängt ein Zettel, auf dem die Verhandlungen verzeichnet sind, für keine ist mehr als eine Viertelstunde vorgesehen, es sind »beschleunigte Verfahren«. Offiziell heißt die Außenstelle Bereitschaftsgericht, Juristen bezeichnen sie als Schnellgericht. Es geht um Bagatelldelikte, Schwarzfahren, »Diebstahl geringwertiger Sachen«. Und praktisch immer sind die Angeklagten Menschen in finanzieller Not. Bürgergeldempfänger, alte Leute mit zu wenig Rente, Junkies, Obdachlose. Viele leben in prekären Verhältnissen, haben körperliche und psychische Probleme, Briefe öffnen sie nicht, auf Anrufe vom Amt reagieren sie nicht. Das Leben ist ihnen entglitten.

Werden hier Menschen dafür bestraft, dass sie arm sind? Wir werden darauf zurückkommen.

Herr B. ist Ende 20, er trägt ein schwarzes T-Shirt, ihm fehlen mehrere Zähne. Zur Verhandlung hat er seine Freundin und deren Baby mitgebracht. Der Richter begrüßt beide in freundlichem Ton, er erkundigt sich, ob die Beziehung frisch sei. »Ja«, sagt B. Er hat keinen Beruf, seit seinem 16. Lebensjahr war er immer wieder im Gefängnis, acht Jahre lang insgesamt. Seine Delikte: Diebstahl, Schwarzfahren, Waffenbesitz, gefährliche Körperverletzung, Beleidigung und einiges andere. Jetzt hat er eine Anstellung als Landschaftsgärtner in Aussicht, da sollte keine weitere Gefängnisstrafe dazwischenkommen. Trotzdem hat er im Kaufland einen Sony-Kopfhörer gestohlen, im Wert von 49,90 Euro. Der Richter fragt nach den Hintergründen. »Was wollten Sie mit dem Kopfhörer?« – »Verkaufen!« – »Hatten Sie jemanden, der Ihnen den abkauft?« – »Ja.« – »Und was wollten Sie mit dem Geld machen?« – »Lebensmittel kaufen.« B. erzählt, dass er schon vor vier Monaten einen Antrag auf Bürgergeld gestellt hat, einen Bescheid vom Amt habe er bis jetzt nicht bekommen. Er lebt in einem Wohnheim, Geld hat er keins. Seine neue Freundin, so sagt er, würde ihn gerne unterstützen, hat aber auch keinen Beruf und lebt von der Stütze. Bei seinen Antworten macht B. einen unkonzentrierten Eindruck.

»Wie sieht es mit Drogen aus? In diesem Eintrag steht etwas von BTM-Abhängigkeit.«

»Immer noch.«

»Wie viel nehmen Sie?« – »Zu viel.« – »Auch am Tag, als Sie den Kopfhörer geklaut haben?« – »Ja, da auch.« Die Staatsanwältin – bei kleineren Delikten können auch Rechtspfleger mit Zusatzausbildung die Aufgaben der Staatsanwaltschaft übernehmen – beantragt eine Freiheitsstrafe von vier Monaten, aufgrund der vielen Vorstrafen und weil der Angeklagte sich uneinsichtig zeigt. B.

hat den Kopf in die Hände gestützt und beugt sich nach unten. Befragt nach seinem »letzten Wort« antwortet er leise: »Ich will nicht in Haft.«

Das Urteil »im Namen des Volkes« ist eine Überraschung. Der Richter verurteilt B. nur zu einer Geldstrafe. 90 Tagessätze à fünf Euro. Er sagt: »Ich muss Sie ganz klar warnen. Ich will Sie nicht in den Knast stecken. Aber irgendwann bleibt mir keine andere Wahl.«

Mit einer Geldstrafe von 450 Euro ist der Mann gut weggekommen – und doch: Wie soll er dieses Geld zusätzlich zum Lebensunterhalt (und zur Drogensucht) aufreiben, ohne wieder kriminell zu werden? Natürlich machen die meisten so weiter. Nur etwa jeder siebte Diebstahl, so lautet die Regel, wird entdeckt. Viele der Angeklagten in diesem Schnellgericht sind Stammgäste. Und mit jeder Verurteilung, mit jeder weiteren Vorstrafe, wird das Urteil härter. Es ist ein Teufelskreis. Oft sammeln sich mehrere Kleindelikte an und werden, wenn die Angeklagten sie nicht bezahlen können, in eine Haftstrafe umgewandelt. »Ersatzfreiheitsstrafe« heißt das. Deshalb sind die deutschen Gefängnisse voll mit Schwarzfahrern und Ladendieben.

Frau N., 62 Jahre alt, berufslos, zwei erwachsene Kinder, lebt vom Bürgergeld. Sie trägt ein graues Schlapper-T-Shirt, ihre weißen Haare sind schief geschnitten. Im Edeka hat sie Lebensmittel im Wert von 50,79 Euro gestohlen. Sie spricht starken Berliner Dialekt. »Anfang des Monats, da ging es mir finanziell sehr schlecht. Von dem Bürgergeld, das ich bekomme, gehen schon mal 250 Euro ab für Strom und Telefon und so. Ich hab drei Tiere zu Hause, einen Hund und zwei Katzen, die hatten nix zu fressen. Überall im Haus hab ich mir wat zusammenjeborgt, so schlecht ging es mir. Und im Dezember, da kommen dann die Geburts-

tage von den Kindern und dann auch noch Weihnachten. Da war ich bei meinem Sohn einladen, und ohne Geschenk möchte man da ja auch nicht erscheinen. Dabei war ja nicht mal Brot da, nix war da und nix für die Tiere.«

»Wissen Sie, dass es am Bahnhof Zoo eine Suppenküche gibt?« – »Suppenküche, nee. Da will ich nicht hin, das ist total erniedrigend. Und da kostet das Essen ja auch 1,50 Euro. Die muss man erst mal haben.« Ihre Stimme wird laut. »Ich hab ja manchmal nicht mal 50 Cent übrig!«

Der Blick ins Bundeszentralregister zeigt: Frau N. wurde schon einmal verurteilt, hier im Saal, wegen Diebstahls. Seitdem muss sie jeden Monat 44 Euro abbezahlen. Jetzt fordert die Staatsanwältin 50 Tagessätze à 15 Euro, also 750 Euro Strafe. Der Richter bleibt in seinem Urteil weit darunter: 45 Tagessätze zu je fünf Euro. Er empfiehlt ihr, sich Geld von ihren Kindern zu borgen und sich das mit der Suppenküche noch mal zu überlegen. Beim Herausgehen sagt Frau N.: »Ick bedanke mich herzlich und hoffe, wir sehn uns nie wieder.«

Einen eigenen Rechtsanwalt können sich die Angeklagten hier nicht leisten. Nur wenn die »Straferwartung« bei mindestens einem halben Jahr Freiheitsstrafe liegt oder besondere Gründe wie psychische Beeinträchtigungen bestehen, muss das Gericht einen Pflichtverteidiger berufen. Wie hart die Angeklagten bestraft werden, wie hoch die Tagessätze ausfallen, liegt weitgehend im Ermessen der Richter. Jede und jeder hat eine eigene Linie. Lange Zeit waren 15 Euro als Tagessatz üblich, was die meisten Verurteilten heillos überfordert und ihren Weg ins Gefängnis ebnet. Manchmal werden, wie bei Frau N., nur fünf Euro verhängt, gelegentlich auch nur ein Euro.

Wer diese Verhandlungen eine Weile beobachtet, ist hin- und hergerissen: Ist hier eine Justiz zugange, die eiskalt ihre Gesetze im 15-Minuten-Takt exekutiert und viel zu wenig Rücksicht auf die Lebensumstände der Angeklagten nimmt? Oder sieht sich das Gericht selbst in einem unauflösbaren Dilemma zwischen der Pflicht zur Rechtsanwendung und dem Gebot der Menschlichkeit?

Seit 2024 gibt es ein Pilotprojekt der Staatsanwaltschaft Berlin, dessen Ziel es ist, Ersatzfreiheitsstrafen zu vermeiden, indem man die Angeklagten milder bestraft oder Verfahren gegen Auflagen, wie zum Beispiel die Wahrnehmung von Beratungsterminen, einstellt. Damit wird die Landeskasse entlastet, jeder Häftling kostet am Tag 226 Euro. Aber das sei nicht die Intention, heißt es in der Behörde, es stecke ein menschlicher Ansatz dahinter. Statt vor allem Strafbefehle zu verschicken, so steht es in einem Konzeptpapier, sollen in Verhandlungen mehr als bisher »die beschuldigte Person und ihre Situation angemessen in den Blick« genommen werden. Die Frage ist nur, wie das in Verhandlungen von 15 Minuten Dauer gelingen kann. Das Amtsgericht Berlin-Tiergarten ist das größte Strafgericht Deutschlands. Hier muss jede Staatsanwältin jeden Monat mindestens 250 Fälle bearbeiten – und dann entscheiden, ob das Verfahren eingestellt oder Anklage erhoben wird.

Herr J., 52 Jahre alt, steht vor Gericht, weil er im Bauhaus ein Eckventil im Wert von 5,17 Euro gestohlen haben soll. »Ich hab vergessen, es zu bezahlen. Entschuldigung«, lautet seine wenig glaubwürdige Erklärung. Nach fast jedem Satz sagt er: »Entschuldigung.« Er habe doch noch andere, teurere Waren gekauft und bezahlt, warum sollte er ein Ventil für 5,17 Euro stehlen, so fragt er. Es geht nun länger um die Frage, ob er das Ventil aus der Packung genommen und in seine Hosentasche gesteckt hat (wie der Ladendetektiv behauptet), oder ob er, wie er selbst sagt, das Ventil mitsamt Packung in eine größere Tasche gelegt hat, weil sein Einkaufswagen etwas entfernt stand. Kann es also ein Versehen gewesen sein oder nicht?

Die Verhandlung wird abgebrochen, ein neuer Termin angesetzt. Der Ladendetektiv soll als Zeuge aussagen.

Werden hier Menschen bestraft, weil sie arm sind? Oder ist das zu polemisch gefragt? Schließlich kann die Justiz bei Straftaten nicht einfach zusehen. Aber könnte sie auf die real existierende Armut nicht andere Antworten finden? Seit Langem wird beispielsweise diskutiert, ob Schwarzfahren nicht mehr als Straftat, sondern als Ordnungswidrigkeit gewertet werden soll. Viele Juristen fänden das sinnvoll, doch die Reform kommt nicht voran. Ebenso könnte man mit Kleindeliktverfahren verfahren, doch hier sind die Bedenken noch größer. Gleichzeitig bringen die Einzelhändler auch kleinste Delikte zur Anzeige. Eine gestohlene Banane bei Edeka. Drei Schrauben zu viel in einem bereits abgewogenen Tütchen im Baumarkt. Jeder wird angezeigt.

Ein Richter sagt, es gebe viele Instrumente, um anders mit Armutskriminalität umzugehen. Wie im Jugendstrafrecht könnten statt einer Strafe sinnvolle Beratungstermine auferlegt werden. Man könnte auch die Verfahren öfter wegen Geringfügigkeit einstellen. In der Praxis geht das oft nur beim ersten Mal, schon der zweite Ladendiebstahl gilt nicht mehr als geringfügig. Es gäbe auch die Möglichkeit, die Geldstrafe in Form von gemeinnütziger Arbeit abzuleisten. Daran, meint eine Staatsanwältin, hätten die Angeklagten selbst aber oft kein Interesse. Oder seien schlichtweg körperlich dazu nicht in der Lage. Armut, sagt der Richter, der viele solcher Verfahren geführt hat, deformiert die Menschen. Die Justiz habe darauf keine Antwort, sei aber auch überfordert. Was ist dann die Lösung? Ein besserer Sozialstaat? Höheres Bürgergeld? Liegt im Moment nicht gerade im Trend.

Ein junger Mann wird zu 1.000 Euro Geldstrafe verurteilt, weil er bei Rossmann zwei Parfüms gestohlen hat. Er ist nicht zum ersten Mal hier. Immer wieder hat er Diebstähle begangen, immer wieder wurde er verurteilt. Die 1.000 Euro sind ein mildes Urteil, die Staatsanwältin wollte dreimal so viel. Der Richter fordert ihn auf, sich jetzt aber wirklich nur noch auf legalem Weg Geld zu beschaffen. Eindringlich fragt er: »Kann ich mich darauf verlassen?« Der Angeklagte schaut ihn an. »Ja. Sicher. Ich werde es nicht mehr machen.« Jeder im Saal weiß, dass das nicht stimmt.

ANZEIGE

Die ganze Welt des Verbrechens

Jetzt das Magazin gratis lesen:
zeit.de/zv-heft
 Hier dem Podcast lauschen:
zeit.de/verbrechen

Zur Ausgabe Nr. 54

Weitere Leserbriefe finden Sie unter blog.zeit.de/leserbrieft

Provokation ist das Salz in der Suppe

Martin Machowecz:
»Platt-Deutsch« ZEIT NR. 54

Der bislang kommunikationsphobe und dauergrinsende Noch-Kanzler schaltet auf Angriff – und verliert mit diesem Kontrastprogramm den Rest seiner Glaubwürdigkeit. Verunglimpfung und Verleumdung sollen jetzt das Mittel zum Erfolg sein? Olaf Scholz brennt der Kittel! In keinem Interview hat er es bislang geschafft, auch persönliche Fehler einzuräumen. Das völlig unprofessionelle Nachtreten gegen die FDP und ihren Finanzminister zeigt vom verzweifelten Versuch, einen Sündenbock für das Debakel der Ampel zu finden. MICHAEL DEIL, BARGTEHEIDE

Respekt im Wahlkampf klingt wohlfeil. Das Salz in der Suppe ist aber die Provokation, nicht durch persönliche Herabsetzung wie bei Willy Brandt (»Herr Frahm«) oder durch Lügen wie bei Trump. Doch ein Wahlkampf ohne Ironie und Sarkasmus wäre steril und blutarm. Beides gehört nicht nur ins Kabarett, sondern auf die öffentliche Bühne. CHRISTOPH SCHÖNBERGER, AACHEN

Es fällt mir schwer, Friedrich Merz als besonnenen Staatsmann zu betrachten. In den vergangenen Jahren hat er sich vor allem durch Fundamentalopposition und scharfe Kritik am Bundeskanzler hervorgetan. Es ist die Aufgabe der Opposition, die Regierung kritisch zu hinterfragen. Doch oft erleben wir weniger eine konstruktive Auseinandersetzung als vielmehr Egoshow und bloßen Schlagabtausch. Bleibt die Staatskunst dabei auf der Strecke? Wir wollen es nicht hoffen. Für die großen Herausforderungen unserer Zeit brauchen wir nämlich mehr als nur Theater und Selbstdarstellung. MICHAEL AYTEN, TRIER

Warum Herr Kurz?

Streitgespräch: »Wie gefährlich ist Trump für Europa?« ZEIT NR. 54

Es ist sinnvoll, sich mit Trumps Gefährlichkeit auseinanderzusetzen. Wenn man allerdings Sebastian Kurz zum Streitgespräch einlädt und ihn – ohne seine zahllosen Rechtsbrüche und Affären zu erwähnen – nur als »ehemaligen Bundeskanzler Österreichs« präsentiert, ist der Leser fassungslos. CHRISTOPH STELLMACHER, LINDAU

Die Ausführungen des erfahrenen Politikers Jean Asselborn klingen wie die eines Lehrers, der seinem widerspenstigen Schüler altväterlich Lektionen erteilt. In der Sache hat er jedoch recht. Sebastian Kurz zeigt, wie leicht junge Konservative in die Rechtspopulismus-Falle tappen. Das schlechte Image Trumps in Europa ist für Kurz vor allem tendenziöser Berichterstattung geschuldet. Er bedient damit das Narrativ der extremen Rechten. Aber das nimmt er, der René Benko der österreichischen Politik, wohl billigend in Kauf. RÜDIGER PAUL, PER E-MAIL

BEILAGENHINWEIS

Die heutige Ausgabe enthält folgende Publikationen in einer Teilaufgabe: Geoplan Touristik GmbH, 10777 Berlin; Raisin GmbH, 10997 Berlin; Möbel Höffner, 12529 Schönfeld; Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik gGmbH, 60439 Frankfurt; Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik e.V., 10787 Berlin.

ANZEIGE

So etwas müsste es öfter geben!

Sonderausgabe »Die 100 besten Bücher des Jahres« ZEIT NR. 51

Diese Sonderausgabe ist ein Lebenselixier! So wunderbar interessant und sensibel, da liest man sich in ganz verschiedene Sphären hinein. Oh, so etwas müsste es öfter geben!
INGE DANIELS, KRONSHAGEN



Ihre wunderbare Literatur-Sonderausgabe war nicht nur voll toller Buchempfehlungen, sondern ist auch das schönste Geschenkpapier!
EDITH VOSSEBRECKER, KÖLN

Dies ist das erste Mal seit Jahren, dass ich die Inhalte des ZEITmagazins nicht als überkandidelt und unnützlich empfinde. Ich lese seit Jahren eigentlich nur »Prüfers Töchter« und hole mir beim Überblättern der restlichen Seiten Woche für Woche eine Bestätigung meines Vorurteils. Daher diesmal: Kompliment an die Grafiker,

Texter und an den herausragenden Mut des Teams. Würde mich freuen, wenn dies ein Startschuss wäre, über das bisherige Konzept wenigstens einmal nachzudenken.
UWE COUVREUX, PER E-MAIL

Ein großes Kompliment für Ihren Bücherschwerpunkt. Toll, in diesen Zeiten, sich dafür zu entscheiden! Aber warum so farblos? Warum werden keine Buchcover und keine Autorenfotos gezeigt, sondern irgendwelche nichtssagenden Fotos? Sehr schade um den Aufwand und die tolle Idee. Vielleicht beim nächsten Mal?
ERIKA HETTICH, PER E-MAIL

Es ist schön und gut, zur Adventszeit die 100 besten Bücher des Jahres vorgestellt zu bekommen. Ein für den Einzelnen allerdings kaum zu bewältigender Lesestoff! Da fällt einem sofort Karl Kraus ein: »Wo nehme ich nur all die Zeit her, so viel nicht zu lesen?« Das Stöbern in den Vorschlägen macht trotzdem viel Spaß. Und das ZEITmagazin ist echt eine Sensation. Alle Rubriken als Comics sind hervorragend gelungen. Klasse!
FELIX BICKER, ESSEN

Wow, was für eine grandiose Comic-Ausgabe, die uns gestern ins Haus geflattert ist! Eine echte Meisterleistung – Gratulation zu so viel erzählerischer und visueller Kraft! Wir lieben Comics und sind begeistert davon, wie mitreißend eure Geschichten erzählt sind. In Wien veranstalten wir selbst Comic- und Manga-Workshops für

Kinder, weil wir fest daran glauben, dass Comics ein großartiges Medium sind, um Kinder fürs Lesen zu begeistern. Eure Arbeit trägt maßgeblich dazu bei, diese Begeisterung weiterzugeben.
SASKIA SCHLICHTING, WIEN

Die Idee, das Magazin der Sonderausgabe als Comic zu gestalten, finde ich einfach genial! Hat mir viel Spaß gemacht. Zumal die Werbung für teure Produkte diesmal nur einen geringen Anteil ausmachte. Danke schön.
CLAUDIA ALTMEIER, PER E-MAIL



Für die »100 besten Bücher« habe ich als Dankeschön vor Freude einen Bücherweihnachtsbaum gebaut. Schöne Feiertage und ein gesundes und erfolgreiches neues Jahr!
DAGMAR FREIER, PER E-MAIL

Wie dunkel es für Frauen werden kann

Bernd Ulrich: »Die Scham wechselt die Seiten« ZEIT NR. 54

Sie haben das Geschehen in Mazan wie mit einem Seziermesser in all seinen perfiden Einzelteilen offengelegt. Nein, man(n) kann hier nicht nur mit dem Finger auf die Institutionen zeigen, die solche Verbrechen zugelassen haben. Man(n) kann nicht mehr sein Gewissen damit beruhigen, dass solche bestialischen Taten nicht im eigenen Umfeld möglich sind. Mazan hat gezeigt, wie dunkel es für Frauen werden kann, und das ist eine furchterregende Erkenntnis. MIRIAM LENZ, KESSEL-LO, BELGIEN

Ausgesprochen beachtenswert fand ich die Berichterstattung von ZEIT und ZEIT ONLINE zum Pelicot-Prozess: niemals falsch im Ton, akribisch, dazu mit verschiedensten Beiträgen in alle Richtungen, so interessant wie hilfreich. Ich möchte anregen, die deutsche und europäische Rechtsprechung zu Vergewaltigung bezüglich der Unterschiede von »Nein heißt nein« und »Ja heißt ja« noch einmal aufzubereiten. Für juristische Laien ist das schwer verständlich. MOMAS SHAKOUR, PER E-MAIL

Sodom und Gomorra! Darum wollte schon Gott seine Schöpfung zurücknehmen. Geschichten von Massenmord, Massengewalt und Verbrechen an Kindern haben seither nie aufgehört. Hier reiht sich die Geschichte von Gisèle Pelicot ein und verdient unsere Empörung und unser Mitgefühl. Ich gebe Bernd Ulrich recht: Alle Versuche, so etwas zu entschuldigen (er nennt es »einhegen«), sind falsch und vergeblich. Allerdings hegt leider auch er das Geschehen ein, indem er auf das Patriarchat, die Religion, die Siebzigerjahre und am Ende auf den Mangel an moralischer Anstrengung verweist. Keine besseren Strukturen und keine moralischen Appelle werden verhindern, dass schreckliche Dinge geschehen. Zivilisation und Gerechtigkeit sind und bleiben ein permanentes Bemühen. Da gibt

es keine Erlösung. Der Mensch ist und bleibt die größte Enttäuschung. FRED KLEMM, LADENBURG

Dieser Artikel sollte in allen Tageszeitungen aufgelegt und für jedermann/-frau zugänglich gemacht werden! Er entlarvt die noch immer dominant gelebte und gesellschaftlich akzeptierte Sichtweise des Genies »Mann«: seine Ermächtigung, sich alles herausnehmen zu können; fehlende Selbstreflexion und echte Schuldlosigkeit; seine Missachtung von Frauen. Es ist an der Zeit, dass alle Formen von Gewalt an Frauen ehrlich thematisiert werden. Die Täter werden leider viel zu selten verurteilt, deshalb müssen wir Frauen endlich aufstehen und die Dinge beim Namen nennen. URSULA SCHÖBER, WEINZIERL AM WALDE, ÖSTERREICH

Darf man, bei allem Erschrecken über schändliche Taten, bei allem Mitleid mit den Opfern, auch Zweifel hegen? Als Mann? Der Versuch, Erklärungen – nicht Entschuldigungen! – zu finden, wird in der Regel sofort als »Täter-Opfer-Umkehr« gebremst. Wie bei manchem anderen monströsen Verbrechen frage ich mich auch bei dem in Avignon verhandelten Fall: Ist es wirklich möglich, dass bei der Vielzahl der Übergriffe über einen langen Zeitraum und die dabei massiv und brutal verletzte körperliche Intimität das Opfer nichts bemerkt, nichts gefühlt, nichts geahnt hat? Dass auch kein Dritter, etwa aus dem direkten familiären Umfeld, einen Verdacht hatte? Dass eine von ihrem Mann geschundene Ehefrau diesen für einen »super Typ, einen liebenden Ehemann« gehalten hat? PROF. WOLF-RÜDIGER HEILMANN, BERLIN

Das Verbrechen von Mazan ist nicht als das unbewältigte Erbe einer frauenverachtenden Vergangenheit zu deuten. Es ist vielmehr ein Produkt unserer

Zeit, in der eine woke Gesellschaft mit ihrem Männerhass den Genderkonflikt ständig nährt. Die Feministinnen pflegen das Bild vom Mann als prinzipiell gewalttätig, während sie das eher patriarchale Bild vom Mann als Beschützer als überkommenes Rollenklischee verspotten. Jetzt geht es ihnen darum, die Enthüllungen des Pelicot-Prozesses zu verallgemeinern (Mazan ist überall) und längerfristig zu verwerten. Ich für meinen Teil habe genug davon, ständig für irgendwelche Schandtaten als potenzieller Täter herhalten zu sollen. Wenn Bernd Ulrich sich für alle Männer dieser Welt schämen will, ist das seine Sache. Mit dem jetzt propagierten Seitenwechsel der Scham wird nichts anderes erreicht werden als eine weitere Drehung der Hassschraube im Geschlechterkrieg. DR. HANS PETER BASLER, FRANKFURT A. M.

Lese ich richtig bei Bernd Ulrich: »Um sie (Gisèle Pelicot) muss es Männer gegeben haben, die mitgemacht haben. Diese Männer sind wir?« Vielleicht Herr Ulrich, aber weder ich noch irgendwer aus meinem Bekanntenkreis befinden sich in dieser Gedankenwelt. In welche Selbstgefälligkeit steigert sich der Autor da hinein? Das ist mönchisches Mittelalter, aber kein Journalismus. DR. GÜNTER KIRCHHAIN, LEVERKUSEN

Noch nie habe ich einen Mann solche Gedanken zum Thema äußern hören, obwohl ich in einem links-grünen Umfeld lebe. Besonders geschockt bin ich darüber, dass die Grünen am Thema kein Interesse zu haben scheinen. Ich hoffe, dass Ihrem Beitrag mehr männliche und weibliche Stimmen folgen und das Thema in unserer Gesellschaft den Platz bekommt, den es haben müsste, damit Kinder, Frauen und Männer besser leben können. DAGMAR BRANDT, PER E-MAIL

Nichts für Grünen-Hasser

Zum Interview mit Robert Habeck ZEIT NR. 54

Aus dem großen Habeck-Interview greifen Sie für die Überschrift einseitig Elemente heraus, die Rückzugsgedanken des grünen Spitzenkandidaten vorspiegeln. Stellen Sie die Sensation, den Knaller über alles? Das Gegenteil ist richtig! Habeck lässt bei allen Antworten seine Entschlossenheit für einen »intensiven, letztlich offenen Wahlkampf« spüren. Seine Beschreibung der politischen Herausforderungen, seine Analyse des Politikbetriebs, seine Reflexionen zur demokratischen Willensbildung sind aller Lektüre wert! Stattdessen lesen die Grünen-Hasser Ihre Balkenüberschriften, reiben sich die Hände und blättern um. Chance vertan!
MICHAEL SADTLER, HEIDELBERG

Ich habe nicht gezählt, wie viele Beiträge zu Habeck in den letzten Jahren in der ZEIT erschienen sind. Es waren einige, bebildert mit Fotos, die von der PR-Abteilung der Grünen stammen könnten. Nach Caren Miosga in der ARD und Melanie Amann vom Spiegel nun auch die ZEIT: Sollten sich Habecks Kanzlerträume nicht erfüllen, liegt es sicher nicht an mangelnder Unterstützung durch die »Qualitätsmedien«. ERNST-PETER HOFFMANN, PER E-MAIL

Endlich hat Robert Habeck in der ZEIT einen würdigen Platz bekommen, um seine Vorstellungen einer nachhaltigen Wirtschaftspolitik sachlich darzustellen. Es ist bedauerlich, dass seine Leistungen als Wirtschaftsminister medial so untergegangen sind. Zu Beginn seiner Amtszeit und des russischen Angriffskriegs waren die Befürchtungen, dass durch die Energiekrise alles stillsteht, und er hat trotz seiner persönlichen Überzeugungen (Gasimport aus Arabien) alles gut geregelt. Angela Merkel war dagegen eben doch keine schwäbische Hausfrau, sonst hätten sie und ihr Finanzminister nachhaltiger gewirtschaftet und nicht nur gespart. DR. HUBERT LAKNER, SCHWÄBISCH GEMÜND

Selbstkritik beim Wirtschaftsminister? Fehlanzeige. Er verneint, er widerspricht. Auch wenn er recht hat, dass die gegenwärtig sich auflösenden Unionsparteien zahlreiche strukturelle Versäumnisse zu verantworten haben, war er drei Jahre im Amt und trägt damit auch einen Großteil der Verantwortung für unsere wirtschaftliche Misere. Der Mann will tatsächlich Bundeskanzler werden? Bitte schön – aber nicht mehr im einstigen Wirtschaftswunderland, sondern nur noch im Miniaturwunderland! RAINER GÖRNING, HAMBURG

Robert Habeck verkörpert für mich alles, was ich von einem guten Politiker erwarte: Er sieht die Lage Deutschlands im internationalen Kontext. Er reagiert mit guten Entscheidungen auf die Klimakrise. Er kann politische Entscheidungen verständlich kommunizieren. Er ist kompromissfähig. Er kann gute Reden halten und weiß, wann es notwendig ist, das zu tun. Ich hoffe sehr, dass er irgendwann noch mal unser Kanzler wird. WALTRAUD STUMME, PER E-MAIL

IHR LESERBRIEF

erreicht uns am schnellsten unter der E-Mail-Adresse leserbrieft@zeit.de. Mit der Einsendung geben Sie Ihr Einverständnis, Ihren Brief in der ZEIT, deren digitalen Ausgaben und auf www.zeit.de unter Nennung Ihres Namens und des Wohnortes zu veröffentlichen. Für den Inhalt sind Sie als Einsender verantwortlich; die Redaktion behält sich Auswahl, Kürzung und redaktionelle Bearbeitung vor.

ZEIT EDITION
STÄDTEZAUBER

Kommst Du mit?

BAMBERG, BORDEAUX, VALENCIA ...
Entdecken Sie über 80 unterschätzte Lieblingsorte in Deutschland und Europa

Über 80 traumhafte Städte und Regionen

Die ZEIT-Edition »Städtezauber« bietet vielfältige Inspirationen jenseits der berühmten Metropolen: **Zahlreiche Städte-Porträts mit entspannten Tourenvorschlägen und Tipps für Kultur, Erholung und Kulinarik** versprechen ganz neue Erlebnisse abseits des Trubels.

Lassen Sie sich von bezaubernden Städten inspirieren, in denen Sie die Seele baumeln lassen können!

Jetzt für 79,95 €* bestellen: shop.zeit.de/zauber

*zzgl. 4,95 € Versandkosten | Auslandspreise auf Anfrage | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg | Foto: Midjourney



Caspar in der Kiste

Ein wertvolles Gemälde zu transportieren, ist total kompliziert und teuer. Trotzdem macht sich ein Bild des Malers Caspar David Friedrich jetzt auf eine große Reise, damit möglichst viele Menschen es sehen können. VON OSKAR PIEGSA

Geburtstag feiert man immer nur einmal pro Jahr. Außer man ist der Maler Caspar David Friedrich. Zu dessen Geburtstag gab es 2024 das ganze Jahr lang Partys, in Hamburg, in Berlin, in Greifswald und in Dresden. Blöd nur, dass Caspar David Friedrich davon gar nichts mitbekommen hat. Er wäre im September 250 Jahre alt geworden, ist also bereits lange tot.

Wenn das Geburtstagskind schon nicht dabei ist, dann sollen es wenigstens seine Bilder sein. Und so gingen in den vergangenen Monaten viele von Friedrichs Gemälden auf die Reise. Auch sein berühmtestes, es heißt *Wanderer über dem Nebelmeer* und zeigt einen Mann, der auf einem Berg steht und in die Landschaft schaut. Dieses Bild ist sehr wertvoll, mindestens 50 Millionen Euro.

Zu Hause ist das Gemälde in der Kunsthalle in Hamburg, einem großen Museum neben dem Hauptbahnhof. Hier hängt es seit 54 Jahren in einem Saal. Im vergangenen Jahr kamen fast 600.000 Besucherinnen und Besucher in die Hamburger Kunsthalle, ganz viele von ihnen schauten sich auch Friedrichs berühmtes Bild an. Doch jetzt ist der *Wanderer* selbst auf Wanderschaft: In dieser Woche ist er noch in einer Ausstellung in Dresden zu sehen. Danach

reist er so weit wie bisher noch nie, mit dem Flugzeug bis nach New York.

»Ein wertvolles Gemälde kann man nicht einfach in ein Paket stecken und mit der Post verschicken«, sagt Eva Keochakian. Sie ist Restauratorin in der Hamburger Kunsthalle und kennt sich sehr gut mit dem Transport alter Gemälde aus. Wenn ein Lastwagen durch ein Schlagloch fährt oder ein Flugzeug beim Start richtig durchgerüttelt wird, kann das ein Gemälde beschädigen. Die Farbe könnte abplatzen. Deshalb wurde für den *Wanderer* extra eine Kiste gebaut, in die das Bild perfekt hineinpasst. Diese Kiste ist in einer zweiten Kiste, die etwas größer und gepolstert ist. In dieser Doppelkiste ist das Gemälde gut geschützt, wenn es auf der Straße oder in der Luft mal ruckelt.

Es gibt auch noch ein zweites Problem: Das Bild darf nicht zu warm, nicht zu kalt und nicht zu feucht werden. Der *Wanderer* ist mit Ölfarben auf eine Leinwand gemalt, also nicht auf Papier, sondern auf Stoff. Das ist bei sehr vielen alten Gemälden so. »Wenn Stoff feucht wird, weitet er sich etwas, und wenn er trocken wird, zieht er sich wieder zusammen«, sagt Eva Keochakian. »Das kann man auch beobachten, wenn man nasse Wäsche aufhängt.« Das Problem bei Gemälden ist, dass die Farbe starrer ist als der Stoff, sie sitzt wie eine feste Kruste darauf. Wenn sich der Stoff bewegt, bekommt

die Farbe feine Risse. Fachleute nennen diese Risse »Craquelé«.

Schon wenn sich die Feuchtigkeit in der Luft so verändert, dass wir Menschen das meist gar nicht bemerken, kann das einem Gemälde schaden. In Museen gibt es deshalb Klimaanlage, die dafür sorgen, dass die Temperatur und die Luftfeuchtigkeit immer gleich bleiben. Vor 200 Jahren, als der *Wanderer über dem Nebelmeer* gemalt wurde, gab es noch keine Klimaanlage. Damals war es in einem Museum im Sommer warm, im Herbst feucht und im Winter kalt. Deshalb haben viele alte Gemälde Craquelés, also die feinen Risse. Aber es sollen nicht noch mehr werden!

Die Doppelkiste, in der das Gemälde von Caspar David Friedrich verreist, hat keine eingebaute Klimaanlage. Aber sie ist so gebaut, dass die Temperatur und die Luftfeuchtigkeit darin wie in einem Museum sind. Damit das so bleibt, darf die Kiste während der Reise nicht geöffnet werden. Sie darf auch nicht durchleuchtet werden, wie die Aufpasser am Flughafen das mit jedem Koffer und jeder Tasche machen. Die Röntgenstrahlen, die man dafür nutzt, könnten das Gemälde beschädigen. Die Leute vom Museum müssen sich deshalb vor der Reise sehr gut mit den Leuten vom Flughafen absprechen. Manchmal ist ein Aufpasser vom Flughafen schon beim Einpacken der Bilder im Museum dabei.

Wann und wo der Flieger nach New York startet, ist geheim. Klar, denn wenn man wüsste, wann das wertvolle Gemälde verladen wird, würde das vielleicht Räuber anlocken. Es gibt sogar Kunsttransporte, bei denen die Restauratorin im Flugzeug die ganze Zeit neben der Kiste sitzt und sie bewacht. In besonderen Transportflugzeugen ist das möglich.

»Diese Reise zu planen, hat eine lange Zeit gedauert«, sagt Eva Keochakian. Und sie kostet viel Geld. Allein die Doppelkiste für das Gemälde war so teuer wie ein kleines Auto. Wäre es da nicht besser, wenn der *Wanderer über dem Nebelmeer* einfach in Hamburg bliebe und nicht durch die Welt reisen würde? Nein, sagt Alexander Klar, der Chef der Hamburger Kunsthalle: »Das Wichtigste für ein Kunstwerk ist, gesehen zu werden.« Er freut sich, dass der *Wanderer* bald in New York gezeigt wird, und ist wahrscheinlich auch ein bisschen stolz, dass sich sogar in den USA die Menschen für dieses Gemälde interessieren.

Die Mühe der Verschickerei lohnt sich auch für ihn, denn die Museen, denen Klar Gemälde ausleiht, leihen umgekehrt auch ihm etwas aus. Neulich waren in der Hamburger Kunsthalle zwei Bilder aus New York zu sehen, demnächst folgen welche aus Paris, London und Madrid. Und im Sommer kommt auch der *Wanderer* wieder zurück nach Hause.



Von 1774 bis 1840

lebte Caspar David Friedrich. Er wurde in Greifswald geboren, als das sechste von zehn Geschwistern. Im Alter von 65 Jahren starb er in Dresden.



50 Millionen Euro

ist der »Wanderer im Nebelmeer« mindestens wert. Das können Kunstexperten aber nur schätzen, denn das Gemälde steht nicht zum Verkauf.



10 Monate

ist das Gemälde auf Reisen. Im August wurde es nach Dresden gebracht, im Januar geht es weiter nach New York. Im Juni 2025 soll es wieder in Hamburg zu sehen sein.

Auf ein verrücktes neues Jahr!

Kaum zu glauben, diese Tage gibt es wirklich! Der etwas andere 2025er-Kalender

JANUAR

- 7.1. Tag des albernen Gehens
- 16.1. Tag des Nichtstuns
- 17.1. Wurf-deine-Jahresvorsätze-über-Bord-Tag
- 18.1. Welttag des Schneemanns
- 21.1. Weltknuddeltag
- 25.1. Internationaler Gegenteil-Tag

FEBRUAR

- 1.2. Eis-zum-Frühstück-Tag
- 5.2. Hast-du-gepupst-Tag
- 6.2. Tag der lahmen Ente

MÄRZ

- 1.3. Welttag der Komplimente

APRIL

- 26.4. Internationaler Alien-Tag
- 29.4. Welttag des Tanzes

MAI

- 2.5. Ohne-Hose-Tag
- 5.5. Weltlachttag
- 15.5. Internationaler Familien-Tag
- 27.5. Welttag des Purzelbaums

JUNI

- 3.6. Weltfahrradtag
- 6.6. Internationaler Tag der Höhlen und unterirdischen Welten
- 14.6. Internationaler Bade-Tag
- 15.6. Bundesweiter Tag des Strandkorbs
- 17.6. Internationaler Tag der Müllabfuhr
- 19.6. Weltbummeltag
- 21.6. Tag des Schlafes
- 26.6. Tag des Verzeihens

JULI

- 3.7. Tag des Ungehorsams
- 6.7. Internationaler Tag des Kusses
- 30.7. Internationaler Tag der Freundschaft

AUGUST

- 10.8. Weltweiter Faulpelz-Tag

SEPTEMBER

- 1.9. Bundesweiter Tag des Zebrastrreifens
- 13.9. Internationaler Tag der Schokolade
- 26.9. Tag des Deutschen Butterbrotes

OKTOBER

- 2.10. Gib-deinem-Auto-einen-Namen-Tag
- 25.10. Welt-Pasta-Tag

NOVEMBER

- 13.11. Welt-Nettigkeitstag

DEZEMBER

- 5.12. Badewannen-Party-Tag
- 7.12. Umarme-einen-Hai-Tag
- 19.12. Tag der hässlichen Weihnachtspullover



ZEIT LEO – DAS MAGAZIN erscheint alle sechs Wochen. In der aktuellen Ausgabe geht es um magische Wesen. Hier kannst du sie mit deinen Eltern kostenlos testen: www.zeit.de/leogratis

Wie treibe ich im neuen Jahr wirklich mehr Sport?

Unsere neue Kolumne »Guter Rat, nicht teuer« gibt ökonomische Tipps für Probleme des Alltags: Wo finde ich eine legale Putzkraft? Oder: Wie wehre ich mich gegen Trinkgeld-Abzocke bei der Kartenzahlung im Café? Zu Beginn verrät HANNAH SCHERKAMP, wie man gute Vorsätze einhält

Der Mensch ist ein träges Wesen. Irrational und faul oben drein. Anders lässt es sich nicht erklären, dass Jahr für Jahr die gleichen Neujahrsvorsätze eine Rolle spielen. Ganz oben auf der Was-ich-endlich-anders-machen-will-Liste: regelmäßig Sport treiben. Sich bewegen, Muskeln aufbauen, den Stress ausschwitzen. Das tut nicht nur gut. Es ist auch bewiesen, dass es gut für die Gesundheit ist. Der Longevity-Forscher Peter Attia nannte Sport in seinem Bestseller *Outlive* sogar »das wirksamste Mittel für ein langes Leben«. Krankenkassen und Arbeitgeber bezuschussen auch deshalb Sportangebote, die den Einstieg leicht machen. Und doch schauen die Deutschen am Feierabend lieber fern oder daddeln auf ihrem Smartphone.

Gut, dass sich das ändern lässt – jetzt sofort! Verhaltensökonom haben nämlich herausgefunden, dass der Jahresstart tatsächlich ein guter Zeitpunkt für neue Ziele ist. Dazu gibt es Tricks, mit denen Menschen sich selbst überlisten und dauerhaft an neue Routinen gewöhnen, wissenschaftlich bewiesen.

Was den Januar angeht, den wirklich viele Menschen nutzen, um ganz plötzlich mehr zu trainieren und sich im Fitnessstudio oder bei einem anderen Sportclub anzumelden: Sinnvoll ist das wegen des von Verhaltensökonom beschriebenen *fresh start effect*. Demnach sind Menschen tatsächlich motivierter, wenn ein Neuanfang bevorsteht. Das kann ein Geburtstag, ein Umzug, die Geburt eines Kindes, eine Trennung oder eben der Jahreswechsel sein.

Anfang Januar hilft zudem der *optimism bias*. Übersetzt heißt das so viel wie Optimismus-Verzerrung. Menschen glauben demnach, erholt von den Feiertagen oder motiviert durch die gute Stimmung auf einer Silvesterparty, etwas schaffen zu können, wozu sie bislang nicht imstande waren – beispielsweise regelmäßig Sport zu treiben. Alle gescheiterten Versuche spielen jetzt keine Rolle. *Never give up!*

Verstärkt wird dieses Gefühl des frischen Starts durch Eindrücke von außen. Die zu Jahresbeginn allerorten beworbenen Rabatte von Sportstudios unterstützen die Menschen in ihrem Glauben, dass ausgerechnet der Jahresstart der ideale Moment ist, um Routinen zu ändern. Forscher sprechen vom *framing effect*. Das ist natürlich in erster Linie eine Verkaufsmasche. Schließlich ist es völlig egal, in welchem Monat man mit einer neuen Routine beginnt. Rabattaktionen gibt es ohnehin ständig, sie werden zu Beginn des Jahres nur aggressiver beworben.

Dass die meisten Menschen Anfang des Jahres den Fresh-Start-Effekt verspüren und lautstark ihre neuen Vorsätze verkünden, führt zu einer Art Gruppenzwang. Freunde, Geschwister und Kollegen haben sich ein ehrgeiziges Ziel für die kommenden Monate gesetzt und wollen mehr Sport machen? Da möchte niemand doof dastehen und nichts tun. Die Vorsätze der anderen üben unbemerkt Druck aus, man will sie nachahmen. Auch dafür haben Verhaltensforscher einen Begriff geprägt: *social proof*.

Es lässt sich also leicht erklären, warum Menschen voller Elan in jedes neue Jahr starten. Viele verlieren aber wenige Wochen danach die Motivation. Fresh-Start-Effekt, Optimism-Bias, Framing-Effekt und Social Proof sind schwächer als die Beziehungskraft der Couch.

Um gegen die Couch zu gewinnen, muss man erst mal verstehen, warum der Mensch ihr so viel Macht gibt. Der Psychologe, Verhaltensforscher und Ökonomie-Nobelpreisträger Daniel Kahneman hat das ganz gut erforscht. In seinem Bestseller *Schnelles Denken, langsames Denken* schreibt er: »Faulheit ist tief in unserer Natur verankert.« Für Menschen sei es des-

wegen harte Arbeit, neue Routinen zu etablieren. Sie bevorzugen typischerweise kurzfristige Belohnungen. Für langfristige Erfolge zu arbeiten, ist den meisten Leuten zu anstrengend – auch wenn sich das eines Tages auszahlt.

Kurzum: Viele Menschen sind nicht bereit, jetzt etwas in eine künftige Belohnung zu investieren. Richard H. Thaler, Experte für Verhaltensökonomie und ebenfalls Nobelpreisträger, nennt Sport sogar explizit ein »Investitionsgut«. Ähnlich wie bei der Ernährung oder Zahnpflege müsse der Mensch die Kosten jetzt tragen, während sich die Effekte erst später einstellen. Auch er sagt: Viele Menschen investierten zu wenig in sich. Es erfordert einfach zu viel Disziplin. Kahneman und Thaler zeigen: Das Problem ist nicht unbedingt der Sport selbst. Das Problem ist die Überwindung, anzufangen.

Die Verhaltensökonomie hat aber auch eine gute Nachricht: Menschen können sich ändern. Es gibt zahlreiche Effekte, die sich positiv nutzen lassen, um gute Vorsätze auch umzusetzen.

Für den Sport heißt das: sich ein möglichst konkretes und gleichzeitig realistisches Ziel zu setzen. So besagt die *goal-setting theory*, dass es nichts bringt, Vorsätze *vage* zu formulieren. Wer am Silvesterabend seinen Freunden verkündet hat, dass er sportlicher werden und sich gesünder ernähren will, sollte bereits am Neujahrstag den Terminkalender zur Hand nehmen und planen: Wann passt der Sportkurs oder die Joggingrunde tatsächlich rein? Wie häufig pro Woche?

Anschließend sollte man dafür sorgen, diese Termine ohne viel Aufwand einhalten zu können. Sie dürfen

nicht jedes Mal zu einer neuen Entscheidung werden. Ansonsten kommt es zur Entscheidungsmüdigkeit, der sogenannten *decision fatigue*, die jeden Vorsatz killen kann. Wer beispielsweise weit fahren muss, um überhaupt Sport machen zu können, sollte den Weg dorthin und das Transportmittel festlegen. Die passenden Schuhe, den Schläger, die richtige Hose – alles, was nötig ist, sollte man zusammensuchen, in eine Tasche packen und bereitstellen. Verhaltensforscher konnten auch nachweisen, dass es hilft, Freunden und Kollegen von den eigenen Zielen zu berichten. Denn: Wer sich durch die Erwartungen anderer selbst unter Druck setzt, erreicht seine Ziele eher. Einen von Wissenschaftlern erfundenen Namen hat der Effekt nicht. Es geht ja auch nur darum, selbst sozialen Druck durch Freunde zu erzeugen, der einer von vielen Stupsern ist.

Der Begriff des Stupser wiederum hat es in seiner englischen Form des *nudging* in die wissenschaftliche Literatur geschafft. Richard H. Thaler hat ihn geprägt. Die Idee: Der Mensch braucht einen Stupser, um kluge Entscheidungen zu treffen, denn von allein tut er es nicht. Soll heißen: In der Kantine darf es ebenso ungesund wie gesundes Essen geben. Der Salat sollte aber leichter zugänglich präsentiert werden als, sagen wir, die Schüssel mit den Schokoladen. Die Liebe zur Gewohnheit – für Thaler eine andere Bezeichnung für Trägheit – sei einfach zu groß, als dass der Mensch sie ohne Not verändert. In seinem Buch *Nudge* schreibt Thaler: »Aus verschiedenen Gründen haben Menschen eine ausgeprägte Neigung, am Status quo oder an den Standardoptionen festzuhalten.«

Stupser können von außen kommen. Es gilt aber auch, sich Stupser in die eigene Umwelt einzubauen und Umstände zu schaffen, die es einem leichter machen, Sport zu treiben. Dabei hilft auch die Aussicht auf Belohnung, auf ein Bier mit dem Spielpartner nach dem Tennis oder auf die Sauna nach dem Fitnessstudio. Man kann auch mal das nobelste Yogastudio der Stadt testen. Oder neue Joggingsschuhe. Auch derlei Stupser zu suchen, ist Arbeit. Sie lohnt sich aber, wenn sie einem später die Arbeit abnehmen, sich jedes Mal neu für den Sport zu überwinden.

FOLGE 1



Guter Rat, nicht teuer

Zeit und Geld sind immer knapp. In dieser Kolumne schreiben Marcus Rohwetter und Hannah Scherkamp im wöchentlichen Wechsel dazu, wie sich beides am besten investieren lässt.

Wenn auch Sie Fragen dazu haben, schreiben Sie an guterrat@zeit.de



Foto: Alexandra Pollina; Illustration: Timo Meyer für DIE ZEIT

Die Menschen hinter den Pleiten

Mehr als 20.000 Unternehmen haben 2024 Insolvenz angemeldet. Jeder Fall hat seine eigene Geschichte. Manche empfinden das Ende sogar als Befreiung **VON JENS TÖNNESMANN**

Wenn Firmen auf ihr Ende zusteuern, verstummen viele von ihnen. Telefone werden ab- und Mailboxen eingeschaltet. E-Mails bleiben unbeantwortet, Anfragen über soziale Netzwerke laufen ins Leere. Es gibt noch Social-Media-Profilen, die an bessere Zeiten erinnern, aber oft schon Anzeichen der Krise zeigen: Unter schicken Produktfotos fordern Nutzer Geld zurück, Mitarbeiter beklagen ausbleibende Gehälter. Das fühlt sich oft an, als spaziere man durch ein dem Verfall überlassenes Museum voller Graffiti enttäuschter Besucher.

Da ist der Betrieb aus Oberfranken, der Elektrolasträder hergestellt hat, im Netz finden sich noch Fotos vom Betriebsbesuch einer Politikerin. Jetzt ist die Homepage abgeschaltet, die Telefonnummer dauerbesetzt, der Gründer lässt eine Anfrage unbeantwortet. Diagnose laut der Bekanntmachung des Amtsgerichts Bamberg: Zahlungsunfähigkeit, Verfahrenseröffnung am 29. November, 10.50 Uhr.

Insolvent auch: ein Saunahändler aus dem Münsterland. Unter der Telefonnummer nur eine Ansage aus besseren Zeiten, die Website ist komplett weiß. »Da nimmt man von den Bestellern das Geld und meldet dann Insolvenz an? Glückwunsch – tolle Geschäftsidee«, schreibt ein Nutzer auf einer Bewertungsplattform. Diagnose: Zahlungsunfähigkeit und Überschuldung, Verfahrenseröffnung am 1. Dezember, 9.00 Uhr.

In diesem Jahr ist es sehr vielen Unternehmen so ergangen wie den Betrieben aus Oberfranken und dem Münsterland. Das Statistische Bundesamt kam in den ersten drei Quartalen auf 16.222 beantragte Insolvenzen, etwa 22 Prozent mehr als im selben Zeitraum des Jahres 2023. Die Wirtschaftsauskunftei Creditreform schätzt, dass sich dieser Anstieg fortsetzt und auf Jahresfrist rund 22.400 Firmen insolvent sein werden. Und das Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle (IWH), das sich auf Personen- und Kapitalgesellschaften beschränkt und die kleinen Einzelunternehmer ausspart, rechnet für Februar mit einem weiteren Anstieg der Insolvenzen. Das Jahr 2025 dürfte also für mehr Unternehmen als in früheren Jahren das letzte ihrer Firmengeschichte werden – und für Zehntausende Menschen bedeuten, dass sie sich einen neuen Job suchen müssen.

Wen es erwischt, das zeigen die Insolvenzbekanntmachungen der Amtsgerichte. Jeder kann sie im Netz einsehen, nach zahlungsunfähigen Firmen oder insolventen Privatpersonen in seiner Nachbarschaft suchen. Die Einträge zeigen die Betroffenen oft mit Namen, Anschrift und Geburtsdatum. Wer als Privatmann reich ist in Deutschland, mag das leicht verbergen können – aber wenn jemandem das Geld ausgeht, kann es jeder wissen.

Viele Geschichten des Scheiterns im Krisenjahr 2024 verschwinden in den Bekanntmachungen hinter nüchternen Zeilen – ganz gleich, wie viel Schmerz und Enttäuschung, Kampf und Konflikt in ihnen stecken. Beamte in den Amtsgerichten setzen diese Zeilen auf, maximal distanziert und voller Behördenpassiv. Die Sätze beginnen oft mit »Über das Vermögen der«, dann folgt ein Firmenname, »wird heute das Insolvenzverfahren eröffnet«. Das Gericht bestellt Insolvenzverwalter und kündigt Rechtsmittelbelehrungen, es verweist auf Paragraphen und Fristen, es fordert die Gläubiger auf, Forderungen anzumelden. Datum und Uhrzeit notieren die Amtsgerichte exakt: Wenn Firmen um ihr Überleben kämpfen, dann zählt jede Minute.

Aber was erzählen die Menschen, deren Firmen nun vor dem Aus stehen oder die noch um ihre Zukunft kämpfen? Warum ist es so weit gekommen? Um das herauszufinden, haben wir versucht, möglichst viele jener Unternehmen anzurufen, die am 5. Dezember, einem zufällig ausgewählten Tag, in den Meldungen der Amtsgerichte auftauchen.

Die Erste, die sich meldet, ist die Mitarbeiterin eines Dachdeckerbetriebs aus der Eifel. »Wir haben gekämpft, gekämpft, gekämpft«, sagt sie, »aber wenn man Ihnen permanent den Hals zuhält, dann geht Ihnen irgendwann die Luft aus.« Sie reicht den Hörer

an ihren Chef weiter, Franz Josef Faust, 60 Jahre alt, seit 42 Jahren Dachdecker, 17 Jahre als Unternehmer. Spezialisiert auf Schieferdächer, gerne draußen an der Luft und stolz, wenn er heute zwischen Mosel und Rur an Dächern vorbeifährt, die er vor 20 oder sogar 30 Jahren gedeckt hat. Aber es sei nicht mehr gegangen, sagt Faust. Die Bürokratie, die Steuern, die Lohnnebenkosten. Dann seien auch noch die Preise gestiegen, für Regenrinnen etwa und für Dachziegel, manche Kunden hätten lange geplante Projekte storniert. Andere hätten verzögert bezahlt, und er habe in Vorleistung gehen müssen.

Das sei eben anders als beim Bäcker, wo man die Brötchen nur mitnehmen dürfe, wenn man gleichzeitig das Geld dalasse, sagt Faust. Nur habe die Bank das nicht verstanden, »und wir durften unser Konto

So ein Fall findet sich auch in den Insolvenzbekanntmachungen: die Hamburger Firmengruppe Silberbaum mit 70 Immobilienprojekten an 30 Standorten. Ihr Insolvenzverwalter schreibt in einer Pressemitteilung, ein wichtiger Grund für die Krise der Firma seien die »stark gestiegenen Kapitalkosten« gewesen, und zwar »aufgrund der Zinserhöhungen seit 2022«. Zuvor konnten sich Unternehmen wie Silberbaum extrem günstig bei den Banken Geld leihen, seitdem nicht mehr. Diagnose: Zahlungsunfähigkeit und Überschuldung, Verfahrenseröffnung: 4. Dezember, 14.31 Uhr.

Wenn eine Firma schließen muss, dann ist das ein trauriges und sichtbares Ereignis. Aber die »Marktbereinigung« habe auch eine positive Seite, sagt Steffen Müller: »Es ist gut, dass wenig produktive

spezialisiert, Firmen mit 3D-Druck-Technik auszurüsten, um damit Prototypen für ihre Entwicklungsabteilungen oder neue Werkzeuge für ihre Produktion zu bauen. König sagt, 2019 sei Dreigeist »richtig dick« auf Erfolgskurs gewesen, habe 15 Mitarbeiter beschäftigt und beabsichtigt, in einem neuen Schulungszentrum weitere 15 Stellen zu schaffen.

Dann kam die Pandemie, Firmen hätten ihre Entwicklungsabteilungen geschlossen, Lieferengpässe manche Materialien um das 50-Fache verteuert. Und an Vor-Ort-Schulungen war nicht mehr zu denken.

Nach der Pandemie habe sich die Krise fortgesetzt. Autozulieferer meldeten Kurzarbeit an und fuhren ihre Entwicklungsaktivitäten herunter, mancher Großkunde aus anderen Industriezweigen habe selbst Insolvenz angemeldet. »Dann kam der Punkt, an dem

budgets ein, manche setzten auf digital generierte Bilder, einige Möbelfirmen gaben selbst auf. Die Umsätze gingen zurück, die Kosten blieben, dazu kam Streit unter den drei Geschäftsführern, die Angst der Mitarbeiter. Diagnose: Zahlungsunfähigkeit und Überschuldung, Verfahrenseröffnung: 1. Dezember, 9.15 Uhr.

Seit der Insolvenz, sagt der Unternehmer, schaue er wieder nach vorne, habe mehr Zeit für seine Tochter und sogar Stellenangebote erhalten. Viele Unternehmer empfinden eine Insolvenz aber auch als persönliche Niederlage. Die Melsunger Insolvenzverwalterin Jutta Rüdlin, Vorständin im Verband der Insolvenzverwalter und Sachwalter Deutschlands, sagt: »Eine Insolvenz gilt in Deutschland leider immer noch als Stigma und als Schande, dabei gehört sie

zum Wirtschaftsleben dazu und ist für die betroffenen Firmen und ihre Mitarbeiter auch eine Chance.« Allerdings halte das Stigma viele Unternehmer davon ab, sich rechtzeitig Hilfe zu holen. »Manchmal komme ich in Firmen, in denen die Insolvenzschmach der Unternehmer so groß ist, dass sie noch nicht mal mit den Beschäftigten gesprochen haben«, sagt Rüdlin. »Dort muss ich in der ersten Mitarbeiterversammlung erst mal psychologische Beruhigungsarbeit leisten und erklären, dass eine Insolvenz nicht das Ende sein muss – im Gegenteil.«

Am Telefon eines Fitnessstudios im Bergischen Land meldet sich ein Mitarbeiter, der erzählt, wie der Chef aus heiterem Himmel Kündigungen überreicht habe. Dann sei er fort gewesen. Eine Anfrage an den Besitzer bleibt unbeantwortet. Diagnose: Zahlungsunfähigkeit und Überschuldung, Verfahrenseröffnung am 1. Dezember, 9.05 Uhr. Aber der Mitarbeiter sagt, die Beschäftigten hätten sich zusammengetan, um die Reste des Studios aus der Insolvenzmasse zu kaufen und neu zu eröffnen.

Irene Ebert bangt noch um die Zukunft ihrer Firma: Ein Pflegedienst mit Tagespflege in Bad Dürrenberg im Saalekreis. »Die Tränen kullern«, sagt sie am Telefon, und man hört sie schluchzen. Sie erzählt, wie schwer es gewesen sei, Personal zu finden. Wie akribisch sie »jeden Pups« dokumentieren müsse. Wie auf der einen Seite die Tariflöhne gestiegen seien, eine große Krankenkasse ihr die Leistungen aber nur mit vielen Wochen Verzögerung bezahlt habe.

Zusammen mit ihrer Tochter hatte sie das Unternehmen gegründet, Name: Ebert & Ebert. Fotos auf Facebook zeigen, wie die beiden bei der Eröffnung eine Torte anschneiden, umgeben von fröhlichen Gesichtern. Das war im November 2022. Zwei Jahre später eröffnete das Amtsgericht Halle mehrere Insolvenzverfahren: Über das Vermögen der Firma, am 1. Dezember um 10.00 Uhr. Und fast gleichzeitig über Irene Eberts Privatvermögen.

Die Insolvenzverwalterin Jutta Rüdlin kennt solche Fälle. Die Pflegekassen würden oft die eingereichten Rechnungen zurückweisen und von den Pflegeunternehmen Begründungen für die abgerechneten Posten fordern, das erhöhe den Verwaltungsaufwand und verzögere die Auszahlungen. Insbesondere kleinere Pflegedienste hielten das nicht lange durch, sagt Rüdlin.

Irene Ebert, 53, will aber nicht aufgeben. Nach ihrem Insolvenzantrag ist etwas Erstaunliches passiert: Ende November teilten die AOK Sachsen-Anhalt und der Bundesverband privater Anbieter sozialer Dienste mit, man habe sich »nach intensiven Verhandlungen« auf Nachzahlungen für die Jahre 2023 und 2024 und auf eine »an den Lohnsteigerungen orientierte Anpassung für das Jahr 2025« für die privaten Pflegedienste geeinigt. Ebert sagt, sie stelle jetzt rückwirkend Rechnungen über Differenzbeträge. Die Tagespflege laufe weiter, sie suche gerade einen Investor, »der uns aus der Scheiße rausholt«.

Fragt man Irene Ebert, was sie sich wünscht für die Zukunft, dann wird sie kurz leise und sagt dann: »Dass in einem Jahr unser Name weiter an der Tür steht.« Ihre Firma und sie selbst mögen insolvent sein, aber aufgegeben hat Irene Ebert noch lange nicht.

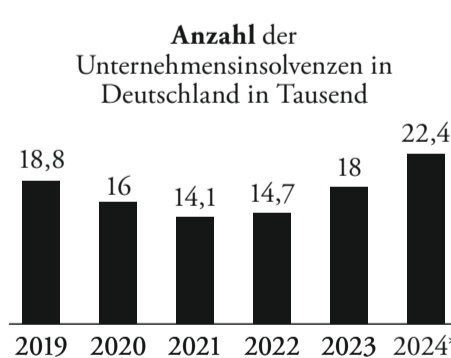


Irene Ebert leitet einen Pflegedienst mit Tagespflege. Sie kämpft um das Überleben ihrer Firma

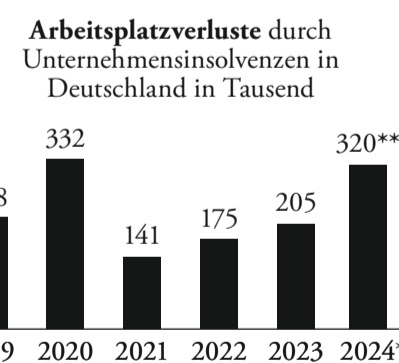
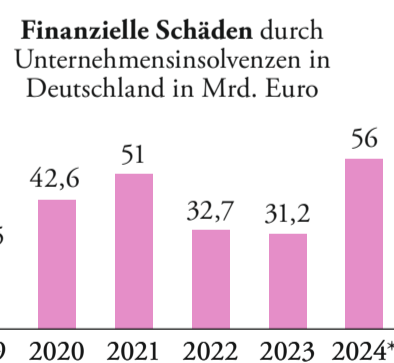


Christopher König Unternehmen bot anderen Firmen 3D-Druck-Technik an. Er hat inzwischen einen neuen Job

Jede Insolvenz hat Folgen



ZEIT-GRAFIK/Quelle: Creditreform 2024 * von Creditreform geschätzt **inkl. bedrohten Arbeitsplätzen



keinen Euro neunzig überziehen«. Irgendwann habe der Steuerberater zur Insolvenz geraten. »Ich habe immer gesagt, ich mache mit 99 Jahren mein letztes Schieferdach fertig«, sagt Faust, »aber dann war plötzlich alles von einem Tag auf den anderen vorbei.« Verfahrenseröffnung: 1. Dezember, 10.00 Uhr.

Anruf bei Steffen Müller, Professor am IWH. Der Volkswirt sagt, man dürfe die steigenden Insolvenzzahlen nicht verharmlosen: »Trotzdem würde ich bisher nicht von einer dramatischen Insolvenzwelle sprechen.« Der Anstieg lasse sich nur zum Teil durch die Wirtschaftslage und die gestiegenen Kosten, Löhne und Energiepreise erklären. Dazu kämen Nachhol-effekte: Bis ins Jahr 2022 konnten sich viele Firmen mit Coronahilfen oder günstigen Krediten über Wasser halten, obwohl sie eigentlich kaum profitabel waren. »Viele dieser sogenannten Zombie-Unternehmen scheiden nun aus dem Markt aus«, sagt Müller, der »Rückstau« sei noch nicht abgebaut.

Unternehmen ausscheiden, die sich nur mit Subventionen oder dank niedriger Kreditzinsen am Markt gehalten haben. Sie binden knappe Fachkräfte, die andere gesunde Unternehmen dringend brauchen.« Eine Wirtschaft, der Wohlstand, könne nämlich auf zwei Arten wachsen: Entweder würden die Firmen produktiver. »Oder die knappen Ressourcen wechseln von den schlechten zu den guten Unternehmen«, sagt Müller.

Christopher König nennt die Insolvenz der Firma, die er mit seiner Frau Mareike 2015 gegründet hat, sogar den »besten Schritt der letzten Jahre«. In einem Videocall deutet er auf eine kahle Stelle am Kopf: Alopezie, fleckiger Haarausfall, ausgelöst durch den Stress der letzten Monate, in denen seine Frau und er nur noch versucht hätten, die Firma zu retten. »Ich bin froh, aus der Nummer raus zu sein«, sagt König. König, 46, ist Ingenieur. Sein Technologieunternehmen Dreigeist aus Nürnberg hatte sich darauf

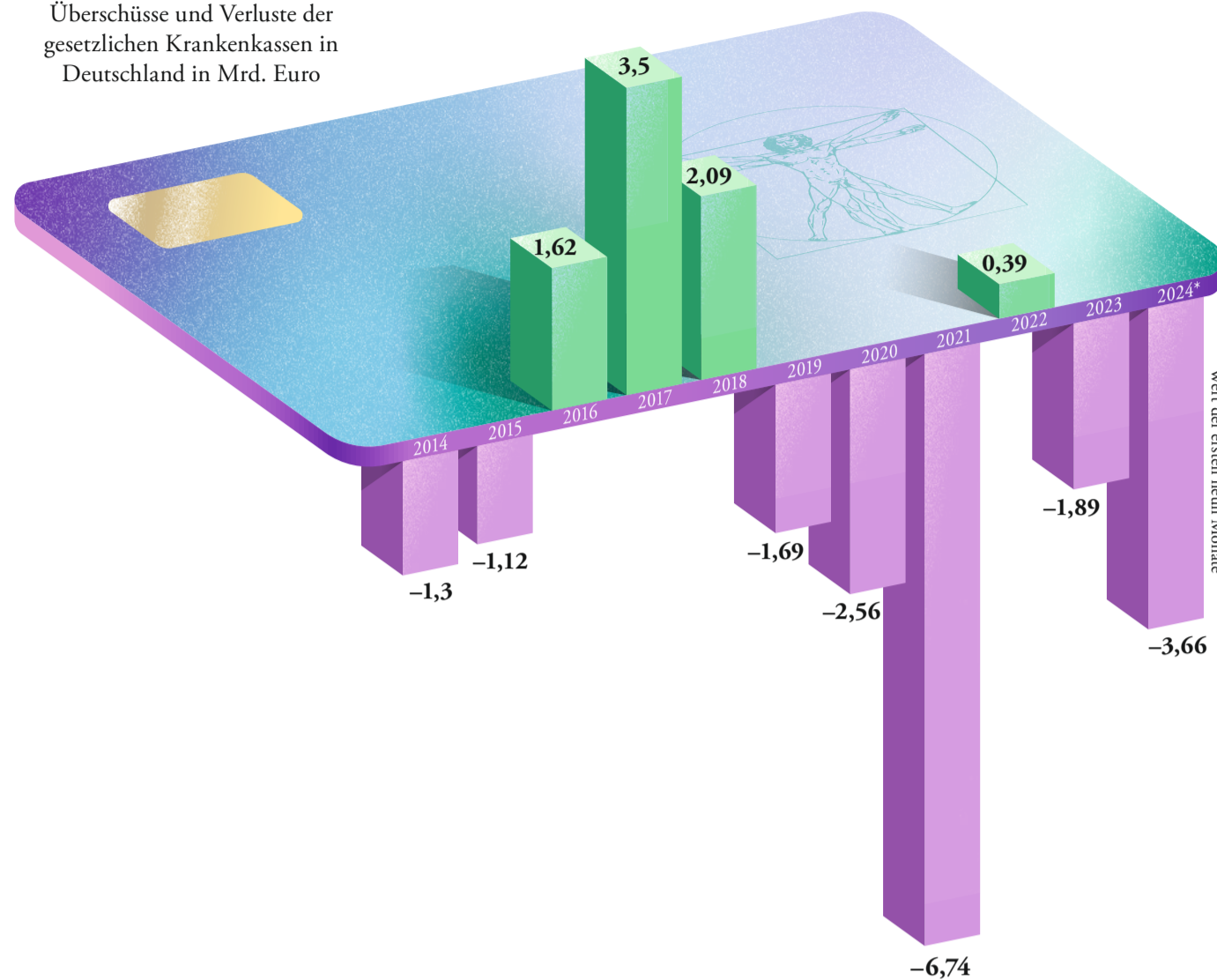
wir gesagt haben: Es ist nicht mehr wirtschaftlich und auch körperlich nicht mehr machbar«, sagt König. Diagnose: Zahlungsunfähigkeit und Überschuldung, Verfahrenseröffnung am 5. Dezember, 10.00 Uhr.

Für König hat die Pleite gravierende persönliche Folgen. Für Kredite, die Dreigeist nicht mehr zurückzahlen kann, habe er persönlich gebürgt, sagt er, die Ersparnisse seien aufgebraucht. Nun drohe die Privatinsolvenz. Nur wollen sich die Königs davon nicht unterkriegen lassen. Beide haben schon neue Jobs bei einer Firma, die Faserverbundbauteile herstellt, etwa für den Motorsport und die Raumfahrt. Dort sei ihre Expertise gefragt, sagt König, »wir haben wieder Perspektiven und die Chance, etwas zu bewegen«.

Von Erleichterung berichten auch andere insolvente Unternehmer. Etwa der Mann, dessen Studio Geld mit den Fotos von Inneneinrichtung für Wohnzeitschriften und Küchenbauer verdiente. In der Krise dampften viele Kunden ihre Marketing-

Tief im Minus

Überschüsse und Verluste der gesetzlichen Krankenkassen in Deutschland in Mrd. Euro



Kassensturz

Weil ihnen Milliarden fehlen, erhöhen die gesetzlichen Krankenkassen die Beiträge so stark wie lange nicht. Dennoch könnte das Geld nicht reichen. Wie kann das sein? VON CARLA NEUHAUS

Millionen Menschen bekommen in diesen Tagen Post von ihrer Krankenkasse mit einer schlechten Nachricht: Die Versicherung wird deutlich teurer. Mehr als die Hälfte der 95 gesetzlichen Krankenkassen in Deutschland hat schon angekündigt, die Beiträge zu erhöhen, weitere dürften folgen. Bei vielen könnten die Kosten so stark steigen wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Woran liegt das?

Ralf Hermes holt bei dieser Frage tief Luft, bevor er sich aufregt. Der 63-Jährige leitet die IK Innovationskasse mit Hauptsitz in Lübeck, bei der bundesweit rund 300.000 Menschen gesetzlich krankenversichert sind. Ihre Beiträge sind schon im November gestiegen, zum zweiten Mal innerhalb weniger Monate. »Haben Sie die Zahlen gesehen?«, fragt Hermes und meint die Daten, die das Bundesgesundheitsministerium kürzlich veröffentlicht hat. »Dramatisch schlecht sind die.«

Vor allem diese eine Zahl regt ihn auf: 3,7 Milliarden Euro Verlust haben die gesetzlichen Krankenkassen zwischen Anfang Januar und Ende September gemacht. Noch nie sind die Kassen auf solch ein Minus binnen neun Monaten gekommen. Selbst in einem ganzen Jahr war es nur ein einziges Mal mehr, 2021, während der Coronapandemie.

Hermes sagt: »Wenn jetzt nichts passiert, fährt das System gegen die Wand.« Er listet auf, wofür die Kassen zuletzt deutlich mehr ausgeben mussten: Arzneimittel, Behandlungen im Krankenhaus, die Pflege dort, Physiotherapie, Ergotherapie – so ziemlich alles, was die Kassen erstatten, ist teurer geworden.

Klar, das liegt an der Inflation. Aber nicht nur. Es hat auch mit dem Fortschritt zu tun: Es kommen mehr innovative, aber sehr teure Arzneimittel auf den Markt. Krankheiten, an denen die Menschen früher gestorben sind, können heute behandelt werden. Und auch politische Entscheidungen spielen eine Rolle: Die Pflege im Krankenhaus wird heute deutlich besser bezahlt.

Dadurch aber gerät das System der gesetzlichen Kassen an die Grenze des Finanzierbaren. Das sagt nicht nur Hermes, das zeigen auch jene Zahlen aus dem Gesundheitsministerium, auf die er hinweist. Danach haben die Kassen im abgelaufenen Jahr zwar 5,6 Prozent mehr Geld eingenommen als im Vorjahr, vor allem weil die Einkommen ihrer Mitglieder gestiegen sind. Zugleich aber haben die Ausgaben der Kassen noch stärker zugelegt, um 7,5 Prozent. Dazwischen klafft eine gewaltige Lücke. Daher der Milliardenverlust, daher die Aufregung. Die gesetzlichen Krankenkassen und ihre Versicherten leben gewissermaßen über ihre Verhältnisse.

Ganz plötzlich kommt das nicht. Schon unter dem ehemaligen Gesundheitsminister Jens

Spahn (CDU) fehlte Geld im System. Nur fand er einen Weg, das nicht auffallen zu lassen: Er verpflichtete die Krankenkassen, an ihre Ersparnisse aus guten Jahren zu gehen. Auf seine Weisung hin mussten sie ihre Rücklagen verringern. Die gleiche Taktik wandte auch Spahns Nachfolger Karl Lauterbach (SPD) 2022 an.

»Das war aber Beschiss«, sagte Jens Baas, Chef der Techniker Krankenkasse, dazu kürzlich in einem Podcast-Gespräch. Die Finanzlage der Kassen sah dadurch besser aus, als sie war. »Unsere Warnung, dass so etwas auf Dauer nicht funktionieren kann, wurde ignoriert«, sagt Doris Pfeiffer, Vorstandsvorsitzende des Spitzenverbands der gesetzlichen Krankenkassen.

Das ist so, wie wenn jemand jeden Monat mehr ausgibt, als er verdient. Solange er noch Ersparnis hat, geht das gut. Doch wenn das aufgebraucht ist, muss sich etwas ändern. An diesem Punkt sind die Krankenkassen.

Hermes sagt: »Geld hat jetzt keiner mehr.« Tatsächlich können viele Kassen nicht einmal mehr die gesetzlichen Anforderungen erfüllen. Eigentlich müssten sie 20 Prozent dessen auf der Seite liegen haben, was sie üblicherweise in einem Monat ausgeben. Nötig ist das für den Fall, dass plötzlich mehr Menschen medizinisch versorgt werden müssen als sonst. Doch im Schnitt liegen die Rücklagen der Kassen heute nur noch bei 17 Prozent ihrer monatlichen Ausgaben – das ist zu wenig.

Die hohen Beiträge mindern Wettbewerbsfähigkeit und Wohlstand

Deshalb erhöhen die Kassen nun ihre Beiträge. Was auf die Versicherten zukommt, hat der Schätzerkreis berechnet, ein Gremium aus Mitarbeitern des Bundesgesundheitsministeriums, der Kassen und des Bundesamts für Soziale Sicherheit. Demnach dürften 2025 im Schnitt 17,1 Prozent des Bruttolohns für die Krankenversicherung draufgehen. Das sind 0,8 Prozentpunkte mehr als bislang gedacht. Pro Kopf lässt das die Beitragskosten um bis zu 529 Euro im Jahr steigen. Arbeitnehmer und Arbeitgeber teilen sich das je zur Hälfte.

Die Versicherer warnen allerdings, dass das noch zu optimistisch gerechnet sei. Der Schätzerkreis habe rein auf die Ausgaben geschaut und nicht berücksichtigt, dass die Kassen ihre Reserven auffüllen müssen. »Das macht eine zusätzliche Erhöhung nötig«, sagt Verbandschefin Pfeiffer.

Ein Problem ist das nicht nur für die Kassen und ihre Versicherten, sondern auch für die Wirtschaft. Wird Arbeit teurer, kostet das Wettbewerbsfähigkeit und Wohlstand. Und schon jetzt fallen Steuern und Sozialabgaben in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern sehr hoch aus: Bei einem Single mit Durchschnittseinkommen liegen sie bereits bei 47,9 Prozent des Bruttogehalts, zeigen Daten der Industrieländerorganisation

OECD. Deren Mitglieder kommen im Schnitt gerade mal auf 34,8 Prozent. Einzig in Belgien fällt die Belastung mit 52,7 Prozent noch höher aus als in Deutschland.

Bislang hätten die Versicherten die Beitragserhöhungen zwar immer hingenommen, meint Anne-Kathrin Klemm, Vorständin im Spitzenverband der Betriebskrankenkassen. »Doch irgendwann kippt das. Dann sinkt die Akzeptanz für das System.« Schon jetzt haben viele Verbraucher wenig Verständnis dafür, dass sie lange auf einen Termin beim Arzt warten müssen, wo sie doch nicht wenig im Monat für die Krankenversicherung zahlen.

Nur was könnte man tun? Wolfgang Greiner, Gesundheitsökonom an der Universität Bielefeld, nennt zwei Punkte, auf die sich SPD, Grüne und FDP schon 2021 in ihrem Koalitionsvertrag verständigt hatten. Zum einen geht es um die Bürgergeldempfänger. Die meisten von ihnen sind gesetzlich versichert. Allerdings zahlt das Sozialamt für sie nur 119 Euro im Monat als Beitrag an die Krankenkassen, obwohl die im Schnitt über 300 Euro pro Versicherten ausgeben. Die Kosten liegen also deutlich über den Beiträgen. Allein das ergibt ein Minus von knapp zehn Milliarden Euro im Jahr, rechnet der GKV-Spitzenverband vor.

Die Ampel wollte das eigentlich aus Bundesmitteln ausgleichen. Zu Recht, findet Greiner. »Die Beitragseinnahmen der Krankenkassen sind schließlich nicht dazu da, den Bundeshaushalt zu entlasten«, sagt der Ökonom. Passiert ist allerdings nichts, denn auch im Staatshaushalt fehlt Geld.

In ihrem neuen Wahlprogramm klammert die SPD das Thema deshalb womöglich bewusst aus. Die Grünen wollen die Beiträge der Bürgergeldempfänger zwar »angemessener über den Staat finanzieren« – sie komplett übernehmen wollen aber auch sie nicht mehr. Die Union wiederum hofft, über eine neue Grundsicherung mehr Menschen in Arbeit zu bringen und das Minus auf diese Weise zu reduzieren.

Zum anderen hatte die aktuelle Regierung im Koalitionsvertrag versprochen, den Bundeszuschuss zur gesetzlichen Krankenversicherung anzupassen. Auch das hält Greiner für richtig. Weil die Kassen für den Staat Aufgaben übernehmen, die eigentlich keine Versicherungsleistungen sind, bekommen sie pro Jahr 14,5 Milliarden Euro vom Bund überwiesen. Das soll zum Beispiel bestimmte familienpolitische Leistungen decken: So sind Mütter und Väter während der Elternzeit in der gesetzlichen Krankenversicherung bis zu einer gewissen Einkommensgrenze von den Beiträgen befreit. Auch das Mutterschaftsgeld zahlen die Kassen für den Staat aus.

Der Haken: Leistungen wie diese werden nicht einzeln zwischen Staat und Kassen abgerechnet, sondern pauschal vergütet. Und die Höhe dieses Bundeszuschusses ist – mit Ausnahme von Sonderzahlungen in der Pandemie –

fix. Steigen die Ausgaben, müssen die Beitragszahler die Mehrbelastung tragen. Weil das nicht gerade fair ist, wollte die Bundesregierung den Zuschuss »dynamisieren«, also seine Höhe zum Beispiel an die Inflation knüpfen. Doch auch dazu ist es nie gekommen.

Die SPD will das nachholen und verspricht in ihrem Wahlprogramm, diese »versicherungs-fremden Leistungen« künftig stärker aus Steuermitteln zu finanzieren. Außerdem will Kanzler Olaf Scholz die Finanzlage der Kassen aber noch auf eine andere Weise verbessern: In seiner Rede im Bundestag sagte er kürzlich, es sollten mehr Menschen in die gesetzliche Krankenkasse einzahlen – wohl in der Hoffnung, dass mehr Gutverdiener hinzukommen, die hohe Beiträge zahlen.

Ein erster Schritt dahin wäre, die Einkommensgrenze hochzusetzen, ab der man sich privat versichern kann. Auf Dauer schwebt der SPD eine Bürgerversicherung vor, in der es keinen Unterschied mehr zwischen privat und gesetzlich Versicherten gibt. Im letzten Wahlkampf war das eine ihrer Kernforderungen, die sie in einer Koalition mit der FDP allerdings nicht durchsetzen konnte.

Wer zum Facharzt will, soll vorher zum Hausarzt – das könnte Geld sparen

Aber auch mit der Union wird das nichts. Die will weiter zwischen privater und gesetzlicher Krankenversicherung trennen. Über die Höhe des Bundeszuschusses, sagen CDU-Parlamentarier, könne man aber reden.

Und es gibt noch einen weiteren Punkt, in dem sich fast alle Parteien einig sind: Sie wollen die vorhandenen Mittel effizienter einsetzen. Durchsetzen könnte sich deshalb ein Modell, das die Union vorschlägt: Patienten sollen sich künftig erst an den Hausarzt wenden müssen, um einen Termin beim Facharzt zu bekommen. Das soll unnötige Untersuchungen verhindern. Auch die Kassen können sich das vorstellen, würden den Patienten aber gern die Wahl lassen: Wer direkt zum Facharzt gehen will, soll das weiterhin tun können – dann aber höhere Beiträge bezahlen.

Weil viele Hausarztpraxen schon jetzt überlastet sind, schlägt Anne-Kathrin Klemm vom Verband der Betriebskrankenkassen vor, Patienten bei einem neuen Anliegen erst einmal per Video oder Telefon zu beraten. In Skandinavien sei das üblich. In Finnland etwa fänden bereits 80 Prozent der Versorgung digital statt.

Gesundheitsökonom glauben allerdings nicht, dass sich auf diese Weise genug sparen lässt, um die Finanzprobleme der Kassen zu lösen. Der Chef der IK Innovationskasse, Ralf Hermes, fordert deshalb, auch über Leistungskürzungen oder einen höheren Selbstbehalt etwa bei Medikamenten zu sprechen. »Wir können uns diese Vollkasko-Mentalität nicht mehr leisten«, sagt er. Gesetzliche Kassen sollten eine gute Basisversorgung anbieten – mehr nicht.

TATORT HOCHSEE

Putins Schatten

Sanktionsumgehung, Sabotage, Spionage – in der Ostsee werden permanent Regeln gebrochen VON INGO MALCHER

Die Ostsee ist ein gigantischer Wirtschaftsraum. Zu Zeiten der Hanse wurden über das Meer Flachs aus Livland, Holz aus Preußen, Kupfer aus Schweden verschifft. Für den Warenaustausch hatte man sich klare Regeln gegeben, an die sich die Kaufleute weitgehend hielten.

Von solch klaren Regeln kann in dem Gewässer heute keine Rede mehr sein. Die Region ist zwar noch immer ein bedeutender Wirtschaftsraum, die Anrainer treiben regen Handel mit der Welt. Die Nato-Mitglieder unter ihnen sind per Internet- und Stromkabel auf dem Meeresgrund miteinander verbunden, und in Windparks wird Strom für das europäische Netz produziert.

Doch diese Infrastruktur weckt das Interesse eines anderen Ostseeanrainers, der sich an Regeln nicht halten mag: Russische Spionageschiffe werden regelmäßig dabei gesichtet, wie sie die zivile Meeresinfrastruktur der Nato-Mitglieder ausspähen, immer wieder gibt es Sabotageakte. Ende November kappte mutmaßlich der chinesische Frachter *Yi Peng 3* zwei Untersee-Internetkabel, und während der Weihnachtsfeiertage zerstörte der unter der Flagge der Cookinseln fahrende Öltanker *Eagle S* eine Stromleitung zwischen Finnland und Estland, finnische Ermittler vermuten Absicht. Das deutliche Indiz: Dem Schiff fehlt ein Anker, der wohl bei der Aktion verloren ging.

Der Fall ist höchst brisant. Die *Eagle S* gehört nämlich offenbar zur sogenannten russischen Schattenflotte, die dafür sorgt, dass den Krim die Sanktionen des Westens nicht so hart treffen, indem sie dabei hilft, die Beschränkungen von Rohstofflieferungen zu umgehen. Die Schifffahrtswege der Ostsee sind für Russlands Wirtschaft von immenser Bedeutung. Gut die Hälfte aller russischen Erdölexporte wird über die Ostsee verschifft. Und auch dabei werden Regeln gebrochen, mit Tankern wie der *Eagle S*.

Um Putins Kriegsmaschinerie zu schaden, hat der Westen eigentlich eine Preisgrenze für russisches Erdöl verhängt. Tanker dürfen russisches Erdöl nur dann transportieren, wenn es für weniger als 60 Dollar je Fass gekauft wurde. Und Versicherungen dürfen Ladungen nur absichern, wenn die Marke von 60 Dollar je Fass nicht überschritten wurde.

Richtig gut funktioniert hat der Preisdeckel jedoch nie. Das lag auch daran, dass Wladimir Putin den Westen ausgetrickst hat, indem er eine Schattenflotte aufgebaut hat, die den Preisdeckel ignoriert. Westliche Experten schätzen, dass Russland mindestens 8,5 Milliarden Dollar investiert hat, um überall auf der Welt alte Öltanker zu kaufen. Manche von ihnen sind schon 20 Jahre alt, und nun kreuzen sie mit wertvollem russischem Exportgut ungehindert durch die Ostsee.

Im russischen Hafen von Primorsk wird das Öl an Bord gepumpt, dann müssen die Seelenverkäufer durch den Finnischen Meerbusen zwischen Finnland und Estland, sie durchqueren ungestört die Ostsee, um sie am Großen Belt in Dänemark wieder zu verlassen, danach steht ihnen die Welt offen.

Die Schiffe fahren unter der Flagge von Ländern wie Liberia, den Marshallinseln oder Panama. Wegen des Preisdeckels ist keiner der meist in London ansässigen Schiffsversicherer bereit, sie als Kunden zu nehmen. Die russischen Tanker helfen daher nicht nur Putins Krieg zu finanzieren. Sie sind selbst schwimmende Zeitbomben. Sollte ein solches Schiff havariieren und Öl in die Ostsee auslaufen, gibt es keinen, der für den Milliarden Schaden einsteht.

Doch funktionieren kann der Schattenhandel durch die Ostsee nur, weil es Kunden gibt, die Russland diese Ware abkaufen und sich nicht an den Sanktionen beteiligen. Die *Eagle S* war auf dem Weg nach Port Said in Ägypten – und hat wohl noch einen Umweg über ein Stromkabel in Kauf genommen.

Spezielle Babybetten, die
»besonders atmungsaktiv« sind,
können gern mal 400 Euro kosten

Das Bedürfnis nach Sicherheit ist wahrscheinlich nie höher, als wenn man das erste Baby bekommt. Von einem auf den anderen Tag ist man für ein kleines, sehr fragiles Wesen verantwortlich, das sich nicht selbst ernähren und beschützen kann: davor, aus dem Bett zu fallen, sich zu verschlucken, zu frieren oder im Schlaf zu ersticken. Wenn aus Erwachsenen Eltern werden, werden sie erst mal ratlos.

Diese Unsicherheit trifft auf einen gewaltigen Markt an fragwürdigen wie teuren Produkten. Babyausstatter haben das Spiel mit der Sorge junger Eltern perfektioniert, in der Manipulation ihrer Zielgruppe sind sie erfolgreicher als Unternehmen vieler anderer Branchen. Das Ergebnis: Stockender Konjunktur und anhaltendem Geburtenrückgang zum Trotz haben sie im vergangenen Jahr 7,6 Milliarden Euro Umsatz gemacht – ein Rekord. Abgesehen von einem Knick im Coronajahr 2020 ist das Umsatzvolumen in der Babybranche sieben Jahre in Folge gestiegen, zuletzt um 1,5 Prozent. Die Sorge um den Nachwuchs ist einer der wenigen verbliebenen Wachstumsmärkte, unberührt von der Konsumzurückhaltung privater Haushalte. Und das ist kein Zufall.

Schon als sie zum ersten Mal schwanger war, sagt Fabienne Cantner, sei sie »mit Werbung bombardiert« worden – vor allem auf dem Smartphone. Sie erschien neben Artikeln auf Nachrichtenseiten oder als Anzeigen auf Instagram zwischen Influencern, die ebenfalls Produkte in die Kamera hielten. Jede zweite Anzeige in ihrem Feed habe Babytragen, Wiegen oder Stillkissen gezeigt, erinnert sich die 32-Jährige.

»Beim ersten Kind habe ich mich viel stärker davon beeinflussen lassen«, sagt Cantner. Warum? In den ersten Wochen sei sie »superüberfordert« gewesen und hätte, so erzählt sie halb im Scherz, das Kind nach der Geburt am liebsten zurückgegeben. Heute ist Noah drei Jahre alt, steht neben ihr in der Küche und schält mit einem grünen Kinderschäler eine Karotte. Zu Mittag soll es Spätzle mit Linsengemüse geben.

Mit ihrem Partner, Dominik Heller, Noah und seinem drei Monate alten Bruder Laurin wohnen sie in München-Schwabing. Beide Eltern arbeiten an der Technischen Universität als wissenschaftliche Mitarbeiter. Auf ihren Wunsch hin wurden die Namen der beiden Kinder und der des Vaters in diesem Text verändert.

»Es heißt ja immer, dass die Geburt das Schlimmste ist, und danach wird es schön.« Aber bei Noah sei es umgekehrt gewesen, sagt Cantner.

Die Hebamme habe wegen der Pandemie keine Hausbesuche angeboten und im Geburtsvorbereitungskurs sei es auch kaum um die Zeit danach gegangen: wie man stillt, wickelt oder Babys hilft einzuschlafen. Praktische Hilfe? Kaum zu bekommen. Eine ideale Grundlage für gute Geschäfte.

In Ländern mit hohem Einkommen sei diese Verunsicherung und Überforderung verbreitet, sagt Karolina Luegmaier. Sie lehrt und forscht an der Katholischen Hochschule München als Professorin für Hebammenwissenschaft. Außerhalb von Großfamilien und engen Dorfgemeinschaften sei es nicht üblich, sich gemeinschaftlich um Kinder zu kümmern. »Viele Eltern halten bei der Geburt ihres eigenen Kindes zum ersten Mal einen Säugling in der Hand.« Noch dazu wohnen junge Eltern heute oft viele Kilometer entfernt von ihren Ursprungsfamilien. »Da fehlt das natürliche Netzwerk, das junge Familien unterstützen und jederzeit Fragen beantworten kann«, sagt Luegmaier.

Baby-Autoschalen werden heute nicht mehr einfach mit dem Gurt befestigt

Für Babyausstatter ist das ein lukrativer Vorteil. Mütter werden schon in der Schwangerschaft zu einer umschwärmten Zielgruppe, wie Lioba Hebauer, Sprecherin des Bundesverbands Deutscher Kinderausstattungs-Hersteller, unwunden zugibt: »Hersteller und Handel beginnen im zweiten Trimester, die Schwangeren abzuholen – dabei spielt Instagram derzeit die größte Rolle«, sagt sie.

Nach dem ersten Kontakt in den sozialen Netzwerken geht es darum, die Eltern in den Onlineshop zu locken oder ins Geschäft.

Gut 80 Kilometer von München entfernt führt die Autobahnausfahrt Gersthofen auf den geräumigen Parkplatz der Babywelt – nach eigenen Angaben einer der größten Babyfachmärkte Europas. Vier Stunden dauert es, einmal durch alle Abteilungen zu gehen, und spätestens dann ist die unterschwellige Botschaft auch eingesickert. Wer ein kleines, schutzloses Wesen in die Welt setzt, dessen oberste Aufgabe ist Gefahrenabwehr: ob gegen UV-Strahlen – wofür sich Schutzanzüge oder spezielle Schirme empfehlen – oder gegen Stürze und Hitzestau.

Ein Gespräch mit Babywelt dazu war nicht möglich. Die Geschäftsleitung teilte lediglich mit, niemand stehe für einen Termin zur Verfügung. Schriftliche Fragen beantwortete das Unternehmen ebenfalls nicht.



Foto: Norman Hoppenheit

Gefahrenabwehr im Gitterbett

Viele Eltern lassen sich von Babyausstattern fragwürdige Produkte andrehen.
Über das Geschäft mit der Sorge ums Kind VON HELENA OTT

Also muss das Produktangebot für sich selbst sprechen.

Statt 20 Modelle Kinderwagen gibt es hier gleich 20 Doppelreihen. Prestigemarken heißen hier nicht BMW, Volvo oder Audi, sondern Cybex, Bugaboo oder Hartan. Die Preise reichen bis 1.800 Euro, es gibt Modelle mit Elektroantrieb und App-unterstützter automatischer Schaukelfunktion. Einige werben mit »guter Luftzirkulation«, offenbar gegen Überhitzung – wobei ein gewöhnlicher Kinderwagen natürlich ohnehin die meiste Zeit über offen benutzt wird.

Baby-Autoschalen werden heute nicht mehr einfach mit einem Gurt am Sitz befestigt. Die meisten

neuen Modelle, die an der langen Wand des Ausstellungsraums stehen, werden über eine fest im Auto verbaute »Docking-Station« installiert. Ein Kontrollämpchen zeigt vor jeder Fahrt, ob Gurt und Sitz richtig angebracht sind. Der neue Standard hat natürlich seinen Preis und kostet von 800 Euro an aufwärts. Zum Vergleich: Einfache Babyschalen findet man im Internet für ein Zehntel des Preises.

Noch wichtiger ist der Schlaf – beziehungsweise die Angst vor dem, was in der Nacht alles passieren kann, wenn die Eltern gerade nicht aufpassen: der plötzliche Kindstod. Ein Drama, dessen Ursache bis heute wissenschaftlich nicht restlos geklärt ist. Allerdings auch ein Beispiel dafür, dass sich Risiken manchmal durch

Aufklärung verhindern lassen: Experten empfehlen, Babys auf dem Rücken schlafen zu lassen, statt mit Decke nur im Schlafsack und ohne Kissen im Beistellbett. Auch durch Hinweise wie diese sind die Fälle in Deutschland von 1.285 im Jahr 1991 auf nur noch 84 im Jahr 2022 gesunken.

Trotzdem nimmt die Schlafoptimierung und -überwachung teils absurde Züge an. Los geht es bei speziellen Babybetten für Null- bis Vierjährige, die »atmungsaktiv« oder gar »besonders atmungsaktiv« sind und schon mal 400 Euro kosten können. Zwei Gänge weiter ist die passende Überwachungstechnik aufgereiht: Babyphone oder eher Baby-Video-Phone. Wer bereit ist, 180 Euro oder mehr

auszugeben, bekommt Modelle mit Kamera, die zusätzlich die Raumtemperatur messen und bei Abweichungen einen Alarm absetzen.

Der Hersteller Owllet hat das Schlafmonitore perfektioniert. Über eine Fußmanschette übermittelt das Gerät Babys Herzfrequenz und Sauerstoffsättigung in Echtzeit ins Wohnzimmer. Mit den getrackten Daten kann man die Schlafqualität mehrerer Tage vergleichen. Für eine Anfrage, inwiefern dieses Produkt zur Verunsicherung junger Eltern beitragen könnte und womöglich Ängste erst befeuert, war das Hamburger Start-up nicht zu erreichen.

Anders der tschechische Hersteller Monkey Mom, der seit 2020 Bettgitter vertreibt – allerdings nicht für Babybetten, sondern um das komplette Elternbett einzuzäunen. Auf Anfrage schreibt die Gründerin: »Wir arbeiten in unserer Kommunikation nicht mit Angst, sondern mit einem Gefühl von Sicherheit.« Ihr Produkt sei ein Angebot für »sicheres Co-Sleeping«, damit Eltern ruhig schlafen könnten, ohne sich zu sorgen. Die Idee sei entstanden, weil ihr eigener Sohn einmal nachts aus dem Bett gerollt sei: »Das wollte ich nie wieder erleben!«

Bei der Kinderärztin sind häufig die Eltern Patienten

Als erfahrene Kinderärztin hat Ursula Felderhoff-Müser häufig das Gefühl, eher die Eltern als die Kinder behandeln zu müssen: »Da wird sehr viel Geschäft mit der Unsicherheit der Eltern gemacht«, sagt die Präsidentin der Fachgesellschaft für Kindermedizin. Sie empfiehlt eine minimalistische Grundausstattung: Windeln und Wundsalbe. Familien, die mit dem Auto unterwegs sind, brauchen eine Babyschale. Für zu Hause reiche ein Beistellbett mit einfacher Matratze. Ein hoher Wickeltisch sei auch gut – für die Eltern, die bei sechs- bis achtmal wickeln pro Tag ansonsten schnell Rückenschmerzen bekommen. Die erste Kleidung könne man aber auch sehr gut gebraucht kaufen, das Gleiche gelte für den Kinderwagen.

Doch häufiger als ihre Kinderärztin sehen junge Eltern, was andere Eltern machen, etwa auf Instagram. Darunter auch sogenannte Momfluencer und seltener auch Dadfluencer, die für ihre Beiträge bezahlt werden. In ihren Videos sprechen sie über Verdauungsmassagen für Babys, Beikost und Einschlafbegleitung – die neue Schaumgummi-Wickelaufgabe gut sichtbar platziert. Sie führen die neue Babyhängematte mit Wiegeautomatik vor. Und nach dem Urlaub teilen sie der Community mit, wie froh sie sind, endlich »wieder alles einfach mit dem Lastenrad« erledigen zu können. Das entsprechende Modell fahren sie fröhlich durchs Bild.

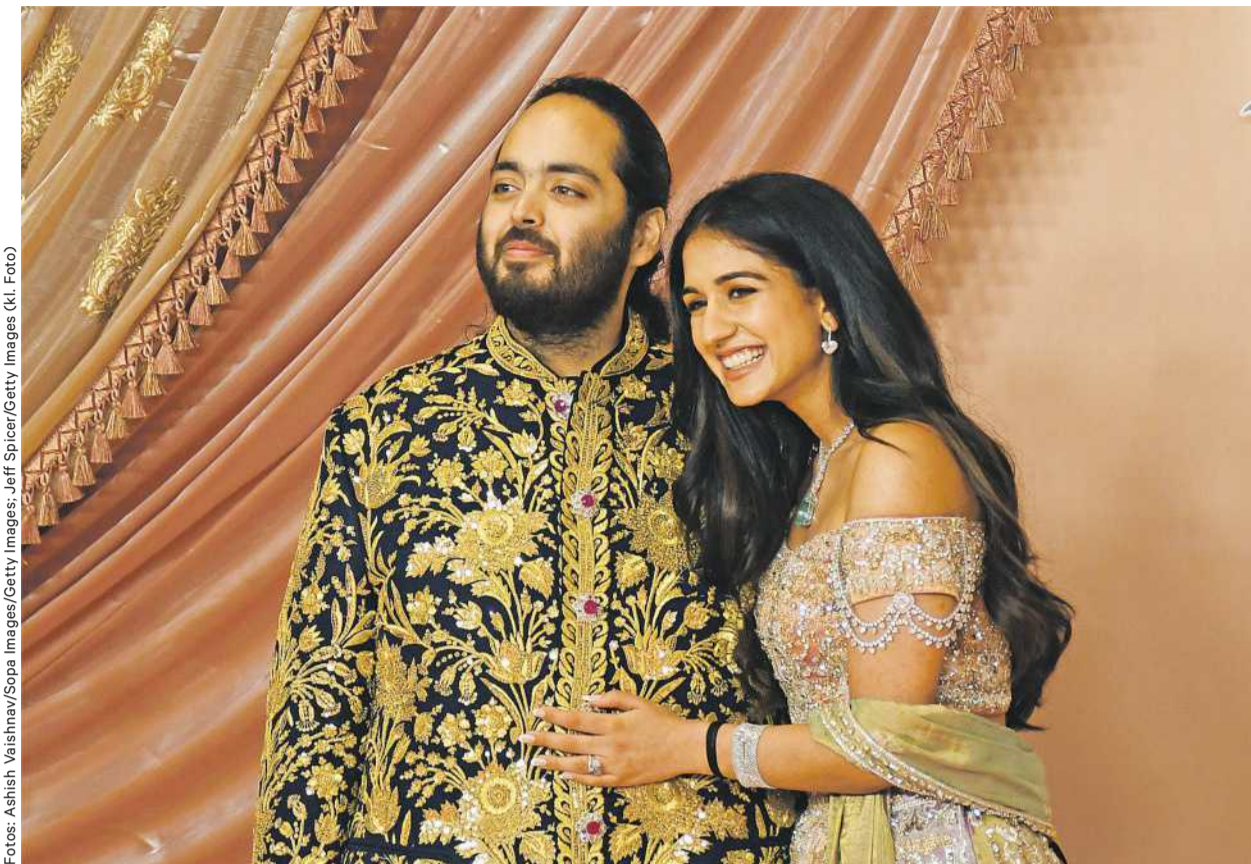
Das funktioniert auch deshalb so gut, weil es echte Mamas und Papas sind, mit denen man sich identifizieren kann. Nur dass in ihren Wohnzimmern kein Chaos herrscht, sie keine angesabberten T-Shirts tragen oder sichtbar unter Schlafentzug leiden. Mit echter Elternrealität haben die Kurzvideos also wenig gemeinsam, aber vielleicht ist das auch Teil ihrer Anziehungskraft. Damit die Beiträge geklickt werden, müssen sie ästhetisch aussehen; warmes Licht, eine ruhige und aufgeräumte Umgebung, viel Pastell.

Als ihr dreijähriger Sohn Noah noch ein Baby war, habe sie sich das alles »reingezogen«, sagt Fabienne Cantner: die schicken Eltern, die auch bei den Babysachen vor allem mit Markenprodukten unterwegs waren. »Mir hat das nicht mehr gutgetan, ich bin nicht gut darin, das für mich zu dosieren«, sagt sie. Als dann ihr zweiter Sohn Laurin zur Welt kam, habe sie sich aus dem sozialen Netzwerk zurückgezogen. »Ich wollte mich nicht mehr so fremdbestimmt fühlen, ständig einen neuen Impuls, noch etwas haben zu müssen«, erklärt sie.

Das Wichtigste für eine gesunde Entwicklung des Babys könne man ohnehin nicht kaufen, sagt die Entwicklungspsychologin Gudrun Schwarzer von der Universität Gießen: Körperkontakt und Aufmerksamkeit. Viel von dem, was die Hersteller auf den Markt bringen, sei zudem nicht von wissenschaftlichen Erkenntnissen inspiriert. »Babys wollen nicht immerzu in irgendwelchen Sitzen, Schalen oder Wippen sitzen, sie wollen strampeln und sich frei bewegen können.« Schwarzer rät, sie einfach auf einer dicken Decke auf dem Boden abzulegen.

In der Küche von Familie Cantner und Heller ist das Gemüse fertig gegart. Dominik Heller isst mit den dreien zu Mittag, er arbeitet heute im Homeoffice. Cantner legt Laurin in die beige Schale mit dem Gurt, die auf einen Kindersitz montiert ist. Noah pustet auf die Spätzle mit Linsengemüse auf seinem Teller.

Dominik Heller glaubt, das die Nachfrage nach den vielen Babyprodukten so hoch ist, »weil viele sich diese krasse Aufgabe irgendwie bequemer, einfacher machen wollen«, sagt er. Ihm komme es so vor, als würden viele Eltern heute erwarten, dass sie ihre Hobbys wie zuvor weiterführen, weiter im Job performen und nebenbei tolle Eltern sein können. Da glaube man eben schnell die vielen Versprechungen der Industrie. Besser sei es, sich auf eine Realität mit Kind einzustellen, sagt er.



Fotos: Aishah Vishnu/Sopa Images/Getty Images; Jeff Spicer/Getty Images (Cl. Foto)

Die Hochzeit der indischen Milliardäre Anant Ambani und Radhika Merchant dauerte sechs Tage

Kaufen wie die Könige

Bis zu 600 Millionen Euro soll eine Hochzeit der indischen Ambani-Familie in diesem Jahr gekostet haben. Die Milliardärsexpertin Divia Thani erklärt, warum bitterarme Inder gegen diese Ungleichheit nicht aufstehen – und was Superreichen noch wichtiger ist als Eiswürfelleieferungen vom Nordpol

DIE ZEIT: Frau Thani, wie fühlt sich das an, wenn man in seinem Job ständig von Milliardären umgeben ist, die sich nahezu jeden Wunsch auf der Erde erfüllen können?

Divia Thani: Man gewöhnt sich dran. Ich komme gerade von einer Luxusmesse in Cannes, und beim Abendessen kamen meine Tischnachbarn links und rechts von mir mal wieder zusammen auf knapp drei Milliarden Dollar. Man fühlt sich dann, als sei man der ärmste Mensch auf der Welt. Die beiden waren natürlich absolut liebenswürdig.

ZEIT: In den Nullerjahren haben Sie für den US-amerikanischen Verlag Condé Nast das Modemagazin *Vogue* in Indien mit aufgebaut. Damals nahm in den Schwellenländern in rasantem Tempo der Wohlstand zu – und besonders die Kaufkraft einer kleinen Schicht von Superreichen.

Thani: Später haben wir ein Magazin für Luxusreisen speziell für Indien entwickelt, das habe ich zehn Jahre lang geleitet. Inzwischen leite ich unsere Publikationen über Luxusreisen weltweit und sitze deshalb in diesem fabelhaften Londoner Werter.

ZEIT: Muss man für die globale Luxusbeobachtung immer noch in London sein, obwohl so viele Superreiche heute aus Indien, Brasilien oder Saudi-Arabien stammen?

Thani: Ja, in diesem Job muss man sich aufhalten, wo die *big guys* sitzen, und das sind immer noch New York oder London.

ZEIT: Der Markt mit Produkten und Dienstleistungen für sogenannte *high-net-worth individuals* ist über die vergangenen zwei Jahrzehnte explodiert: Multimillionäre und Milliardäre sind heute ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor, das oberste eine Prozent der reichsten Menschen hat mehr Kaufkraft als die ärmsten 95 Prozent. Viel davon liegt an der Wirtschaftsentwicklung in Schwellenländern.

Thani: Interessant ist an Ländern wie Indien, Nigeria oder Brasilien, dass man dort schon viel länger an solche riesigen Unterschiede zwischen superreich und bettelarm gewöhnt ist. Wenn Leute aus dem Westen zum ersten Mal nach Indien reisen, empfinden sie das oft als sehr belastend, weil sie noch nie solche Armut gesehen haben. Die Menschen dort – und ich verteidige diese Armut nicht, niemand sollte so leben müssen! – sind daran gewöhnt. In Mumbai lebe ich im Stadtteil Malabar Hill, in derselben Straße wie die Ambani-Familie ...

ZEIT: Das ist die reichste Familie Indiens. Im Juli machte sie weltweit Schlagzeilen, weil das Familienmitglied Anant Ambani eine sechstägige Hochzeit mit Stars aus aller Welt feierte. Das soll schätzungsweise 500, 600 Millionen Euro gekostet haben. Waren Sie eingeladen?

Thani: Nein, war ich nicht. Mein Haus dort sieht auch kein bisschen so aus wie das der Ambanis. Gleich neben den Ambanis liegt auch eine kleine Straße mit vielen kleinen, ärmeren Häusern. Worauf ich hinauswill: Milliardäre aus diesen Teilen der Welt denken anders über ihren Reichtum und werden auch anders gesehen als im Westen. Wenn man es in Indien »geschäft hat«, zeigt man das auch. Zugleich weiß man um die Armut ringsherum und fühlt sich verantwortlich für eine Menge ärmerer Leute, weil sie

für einen arbeiten. Man weiß, dass es keine verlässlichen staatlichen Sozialsysteme gibt. Also bezahlt man für die Kinder der Hausangestellten eine Schulbildung. Neuerdings gibt es den Trend, dass diese Leute sich für Sozialunternehmertum interessieren, dass sie über ihren engeren Einflussbereich hinaus eine soziale Wirkung hinterlassen wollen, ein Erbe. Das ist alltäglicher und persönlicher als im Westen.

ZEIT: Man könnte auch vermuten, dass ein paar soziale Wohltaten helfen sollen, damit sich niemand über das riesige Wohlstandsgefälle beschwert.

Thani: Das mag sein. In Indien kommt noch die Vorstellung vom Karma hinzu: Demnach haben es manche Leute so gut, weil sie in einem vergangenen Leben etwas Gutes getan haben. In vielen Ländern der Welt dürfte diese extravagante Ambani-Hochzeit ja eher abstoßende Reaktionen hervorgerufen haben, aber in Indien hat man das vorwiegend positiv gesehen. Die Leute hatten das Gefühl, gemeinsam mit den Ambanis zu feiern. Es hilft auch, dass diese Superreichen in Indien das Land sichtbarer machen in der Welt: indische Mode, Juwelen, Speisen. Als ich in den Achtzigerjahren aufwuchs, da sind die Reichen in ihrer Freizeit nach London oder New York gereist. Heute reisen diese Leute mit ihren Kindern durch Indien, entdecken ihr eigenes Land.

ZEIT: Wie verändert das die Anbieter von Luxusartikeln?

Thani: An der Spitze der Reichtumspyramide hat sich das Verständnis von dem, was Luxus ist, gewandelt. Was früher als Luxus galt, kann heute von jedermann in den sozialen Medien betrachtet werden, und für eine wachsende Schicht von nicht ganz so Reichen, die *aspirational class*, wird es sogar erschwinglich. Ich denke an die Mode auf einem Chanel-Laufsteg oder an die Produkte von LVMH ...

ZEIT: ... dem größten Luxuskonzern der Welt mit Marken wie Tiffany, Louis Vuitton, Moët Hennessy.

Thani: Milliardäre interessieren sich dafür in aller Regel nicht.

ZEIT: Weil Chanel ihnen zu gewöhnlich ist?

Thani: Die Luxusbranche hat bei diesen Kunden ein Problem: Was soll sie Leuten verkaufen, die alles haben oder es sich in kürzester Zeit beschaffen könnten? In dieser Vermögensklasse geht das Interesse weg von Produkten und hin zu Erfahrungen und Momenten: mit der Sonne aufwachen mitten auf dem Ozean, auf der eigenen Yacht, ohne Lärm, ohne Mobiltelefonempfang. Viele der reichsten Menschen wollen gerade einfache Dinge: klare Luft, die Sterne sehen, Essen vom eigenen landwirtschaftlichen Betrieb, Milch von eigenen Kühen.

ZEIT: Und materielle Dinge verkaufen sich an diese Leute schlechter?

Thani: In der Schicht, über die wir hier sprechen, gehen die Umsätze damit zurück, allen voran in der Luxusbekleidung. Das liegt aber auch daran, dass die Luxusgüterindustrie den Reichen bisher Produkte verkauft hat. Künftig muss sie stärker eine Geschichte drum herum erzählen, wie die Reisebranche es tut. Und damit meine ich nicht, welcher Designer irgendeine Handtasche entworfen hat.

ZEIT: Sondern?

Thani: Ich war vor ein paar Wochen in Kaschmir und habe mir Sozani-Stickereikunst angeschaut. Das ist eine unglaublich feine Arbeit, bei der selbst das winzigste Blütenblatt aus mindestens 100 Stichen gefertigt wird. Ein Sozani-Handwerker schafft es in seinem ganzen Leben vielleicht, zehn Schals herzustellen. Manche Familien betreiben das Handwerk seit sechs Generationen. So was ist echter Luxus. Das kann man nicht irgendwo in Vietnam oder China aufziehen, das wird nicht in der nächsten Saison aus der Mode kommen. Solches Kunsthandwerk braucht umgekehrt die Superreichen, die solche Produkte bezahlen und wertschätzen können. Früher haben Königshäuser und ihre Hofstaaten so etwas gekauft.

ZEIT: Solches Streben nach Exklusivität hat auch dunkle Seiten. Es gibt Menschen, die absurde Summen für aussterbende Zierfische ausgeben, für Tigertatzen, Jaguarzähne ...

Thani: Ja, das gibt es auch. Aber ich glaube, das ist nicht die zentrale Entwicklung. Seit der Pandemie sehe ich mehr ein gewachsenes Bedürfnis, sich in der eigenen Haut wohlzufühlen. Deshalb läuft auch

der Markt mit Wellness so gut oder mit der Selbstmessung von Blut-Glukosewerten ...

ZEIT: Das sind eher Massentrends.

Thani: Schon, aber das geht ja weiter, mit immer raffinierteren Formen der medizinischen Überwachung: Gentests, Biohacking, Longevity. Produkte und Dienstleistungen für ein besonders langes Leben sind ein Trend, auf den viele Ultrareiche gerade eine Menge Zeit und Energie verwenden.

ZEIT: Vor allem in der Technologieszene, oder? Da trifft man manchmal Leute, die zum Frühstück erst mal 40 verschiedene Vitamintabletten einwerfen.

Thani: Bei einigen ist das eine richtige Obsession. Aber wir reden hier ja auch von sehr entschlossenen Leuten. Wenn die sich vornehmen, dass sie jetzt mal was für sich tun wollen, dann auch ganz!

ZEIT: Beim Luxus geht es traditionell auch um die soziale Signalwirkung. Man will anderen Milliardären signalisieren, dass man zu ihnen gehört. Spielt das eine Rolle, wenn man einen solchen Paschminaschal trägt, Eiswürfel vom Nordpol bestellt oder Dinosaurierskelette sammelt?

Thani: Das spielt natürlich eine Rolle, aber solche Signale sind wirklich von Land zu Land, Szene zu Szene, Kultur zu Kultur unterschiedlich. Deshalb gibt es in Indien Luxushochzeiten, während im Westen ein Milliardär vielleicht 20 Leute zu seiner geheimen Vermählungsparty einladen würde. Aber es gibt auch nicht nur solche Beispiele wie die, die Sie nennen. Ein weiterer »Konsumtrend« ist, dass einige Leute gerade viel Land in Afrika aufkaufen, um es dann schlicht als Naturgebiet zu bewahren – weil sie die Tiere und die Natur lieben. Das finde ich sehr schön.

ZEIT: Über einige Silicon-Valley-Unternehmer wurde berichtet, dass sie Land in Neuseeland aufkaufen, um den Folgen des Klimawandels und anderer Katastrophen entkommen zu können. Ist die Flucht vor der Apokalypse auch ein Luxusservice?

Thani: Ja, das stimmt. Ich begegne vielen Milliardären, die sich über das Ende der Welt Gedanken machen. Vielleicht weil sie auch Mitverantwortung dafür tragen, in welchem Zustand sie derzeit ist.

Das Gespräch führte **Thomas Fischermann**



Divia Thani

Die gebürtige Mumbaierin ist Spezialistin für Superreiche und ihre Konsumwünsche. Thani hat unter anderem die »Vogue« in Indien mit aufgebaut und leitet seit 2021 von London aus die weltweiten Publikationen bei »Condé Nast Traveler«

sieren sich dafür in aller Regel nicht.

ZEIT: Und materielle Dinge verkaufen sich an diese Leute schlechter?

Thani: In der Schicht, über die wir hier sprechen, gehen die Umsätze damit zurück, allen voran in der Luxusbekleidung. Das liegt aber auch daran, dass die Luxusgüterindustrie den Reichen bisher Produkte verkauft hat. Künftig muss sie stärker eine Geschichte drum herum erzählen, wie die Reisebranche es tut. Und damit meine ich nicht, welcher Designer irgendeine Handtasche entworfen hat.

ZEIT: Sondern?

ANZEIGE



6



8

24 Tagespreise
im Gesamtwert
von 20.000 €
gewinnen

**DIE GROSSE
HANDELSBLATT-UMFRAGE**

Teilen Sie Ihre Sicht auf 2025

Nennen Sie uns Ihre Prognose für das kommende Jahr und sehen Sie, wie Ihre Meinung im Vergleich zu den anderen Lesern liegt. Und das Beste: Sie können jeden Tag spannende Preise gewinnen.

Jetzt mitmachen und gewinnen:
handelsblatt.com/umfrage



Dies ist ein Angebot der Handelsblatt GmbH, Toulouser Allee 27, 40211 Düsseldorf.



3



16



9



21

»Wir werden niemals Nachrichten tanzen«

Immer mehr Medienhäuser versuchen über TikTok junge Menschen zu erreichen.
Doch die Plattform macht es relevantem Journalismus schwer VON JOHANNA JÜRGENS UND HENRIK RAMPE



Corinna Dietl, 25, dreht ein Video für den TikTok-Account der »Mitteldeutschen Zeitung«. Rund 21.000 Menschen folgen der Redaktion

Geschwindigkeit ist alles. Mehr als zwei Sekunden bleiben Corinna Dietl nicht, um die Leute zu fangen, nach zwei Sekunden wird weitergewischt. Sie schaut in ihr Smartphone, holt kurz Luft, spricht: »Hauptschulabschluss trotz Fünfen in Mathe und Deutsch. Das hat Sachsen-Anhalt klammheimlich im Sommer eingeführt.« Für TikTok, sagt Corinna Dietl, habe sie sich angewöhnt, schneller zu sprechen.

Corinna Dietl ist Social-Media-Redakteurin bei der *Mitteldeutschen Zeitung* in Halle. Ihr Arbeitsauftrag ist »Markenbildung«, was übersetzt so viel heißt wie: Follower gewinnen, die vielleicht irgendwann mal zu Lesern werden, zu zahlenden Kunden. Die braucht die Zeitung dringend. Der Durchschnittsleser ist 61 Jahre alt, die Auflage sinkt, von 340.000 Exemplaren um die Jahrtausendwende auf heute 111.000.

Mehrmals wöchentlich steigen Dietl und ihre Kolleginnen daher in die Arena der Aufmerksamkeitsökonomie, in der nur gewinnt, wer schneller, lauter, abgedrehter ist als der Rest. Die Rede ist von TikTok, der Plattform, die gerade jüngere Menschen immer häufiger auch als Nachrichtenquelle nutzen, die sich aber gar nicht als solche versteht.

Die App hat einen bemerkenswerten Wandel hingelegt in den vergangenen fünf Jahren. Von der Plattform für tanzende Teenies zu einer, die niemand mehr unbespielt lassen kann, der etwas auf sich hält, also auch nicht Olaf Scholz. Mehr als 70 deutsche Medien laden inzwischen regelmäßig Videos hoch, die *Tagesschau*, der *Spiegel*, die *Rheinische Post* und eben die *Mitteldeutsche Zeitung*, natürlich die *Bravo*, auch ZEIT ONLINE betreibt einen Account. TikTok

verändert, wie Redaktionen arbeiten, wie sie Erfolg messen. Welche Themen sie setzen und welche eher nicht.

Dabei war es am Anfang nicht unumstritten, die App auch für Journalismus zu nutzen. Patrick Weinhold hat eine alte Ausgabe der *Bild*-Zeitung aufbewahrt, sie liegt griffbereit in der Schreibtischablage seines Büros beim NDR in Hamburg. Ausgabe 272 aus dem Jahr 2019. Auf Seite zwei steht: »TikTok-Ärger für die ARD«, und: »TAGESSCHAU PUMPT GELD IN UMSTRITTENE CHINA-APP«. Fast genau fünf Jahre ist diese Schlagzeile nun alt, der erste TikTok-Clip eines deutschen Mediums war gerade online gegangen. Zu sehen war Jan Hofer, der damalige Chefsprecher der *Tagesschau*, wie er mit Spezialeffekten das Muster seiner Krawatte wechselt. »Wir sind jetzt auch hier«, sagt er dazu, »was zieht man hier so an?«

Hofer selbst soll ganz begeistert gewesen sein von dieser schrillen, jungen App und dem Spitznamen, den die Community ihm gab. Der #Ehrenjan postet bis heute, inzwischen aus dem Ruhestand mit eigenem Account.

Nicht alle waren gleich so enthusiastisch. Warum die ARD »eine Präsenz in einem Netzwerk unterhalten will, das unter dem Einfluss des chinesischen Staates stehen könnte«, fragte Konstantin Kühle aus dem Bundesvorstand der FDP. ByteDance, der Mutterkonzern von TikTok, ist ein chinesisches Unternehmen. Beim NDR in Hamburg, wo die *Tagesschau* produziert wird, sorgte man sich um deren Image. Kurze Hochkantvideos statt 16:9, ein grundsätzlich anderes Format, in jeder Hinsicht. Nachrichtensprecher, die schon durch Rüspfern mit ihrer Rolle brechen, rufen jetzt Teleprompter-Challenges aus: Wer kann schneller able-

sen als Ingo Zamperoni? »Unser Auftrag ist nun mal, junge Zielgruppen zu erreichen auf den Plattformen, die für sie relevant sind«, sagt Patrick Weinhold, Leiter der Social-Media-Redaktion heute.

Fünf Jahre, 1.587 Videos und 1,6 Millionen Follower später muss Weinhold sich nicht mehr rechtfertigen. Er kann jetzt die Zahlen sprechen lassen. 18- bis 24-Jährige erfahren vor allem online, was um sie herum passiert, auf Instagram (27 Prozent), YouTube (24 Prozent) und TikTok (13 Prozent), so steht es im aktuellen Reuters Institute Digital News Report. Und ausgerechnet die *Tagesschau* ist zur stärksten Medienmarke auf der Plattform herangewachsen. Im Newsroom des Senders sitzen heute fünf »Presenter«. Sie schreiben die Skripte und sprechen sie vor der Kamera ein, weil TikTok-Nutzer eher auf vertraute Gesichter reagieren als auf Stimmen aus dem Off. Bis zu drei Videos gehen jeden Tag online. Nicht bloß Klammak, sondern auch, was Weinhold »Schwarzbrot mit Nutella« nennt: Nachrichten, nur nicht ganz so trocken. Wo läuft die Bundesliga? Ist Putin bald pleite? Worüber hat die Bundesregierung gestritten?

In Halle sitzt Corinna Dietl einmal in der Woche mit ihren Kolleginnen aus dem Social-Media-Team der *Mitteldeutschen Zeitung* zusammen. Redaktionskonferenz, sieben Frauen, keine älter als 30 Jahre. Gemeinsam überlegen sie, welche Themen sie ihren 20.000 Followern auf TikTok präsentieren wollen. In diesem Jahr waren das unter anderem: die Landtagswahlen in Sachsen-Anhalt, Straßensperrungen und Blitzer-Marathons, das Hochwasser im Januar. Oder heute: Bildungspolitik, wie schaffe ich meinen Abschluss trotz schlechter Noten? Näher an der Zielgruppe geht kaum. Ob's funktioniert, wissen sie vor der Ausstrahlung trotz-

dem nie, auch nach mehr als drei Jahren nicht. Seit 2021 bespielt die *Mitteldeutsche Zeitung* den Account.

Dem TikTok-Algorithmus ist ziemlich egal, wie bekannt ein Nutzer ist. Jedes hochgeladene Video hat vergleichbare Chancen. Ein Clip der *Mitteldeutschen Zeitung* kann theoretisch genauso viral gehen wie einer von Younes Zarou, dem bekanntesten deutschen TikToker, dem 55,8 Millionen Menschen folgen und der dort vor allem Comedy macht. Das Herzstück der App ist der sogenannte Feed, eine endlos lange Folge aus Videos, von denen TikTok glaubt, sie könnten dem Nutzer gefallen. Geht ein Video online, spielt der Algorithmus es auf ein paar wenige Smartphones. Kommt es gut an, auf ein paar mehr. So wurden schon Dorfmetzger zu Stars.

Für Journalisten sind das nicht unbedingt schlechte Voraussetzungen. Sie können auf diese Weise Menschen mit Nachrichten erreichen, die von selbst nie danach suchen würden, und Themen setzen, die bisher kaum Aufmerksamkeit erfahren haben. So weit die Theorie. In der Praxis ist TikTok weitgehend nachrichtenfeindliches Terrain.

Annabel Hoog, die Leiterin des Social-Media-Teams der *Mitteldeutschen Zeitung*, sagt: »Videos mit Blaulicht, Polizisten mit Sturmhauben, sich überschlagende Autos packen die Menschen emotional.« Damit erreichten sie mit Abstand am meisten Nutzer. Eine kurze Durchsicht der erfolgreichsten Videos auf dem Account der *Mitteldeutschen Zeitung*: »SEK-Einsatz in Merseburg« (1,6 Millionen Aufrufe), »Lkw-Fahrer stirbt bei schwerem Unfall nahe Eisleben« (730.000), »Drei Verletzte nach Schüssen in Merseburg« (420.000). Das Interview mit dem Präsidenten des Landkreistages in Sachsen-Anhalt dagegen schaffte gerade so die Tausendermarke.

Interessiert sich auf TikTok einfach niemand für klassische Nachrichten über Ereignisse vor der eigenen Haustür? Oder werden sie schlicht seltener ausgespielt?

Viel ist nicht bekannt über TikToks Algorithmus, nur dass er seine Nutzer sehr schnell sehr gut kennt. Dass er ihre Interessen daran abliest, ob und wie lange sie an einem Video hängen bleiben. Wissenschaftler des Nieman Labs, einer Forschungseinrichtung der Harvard-Universität, haben untersucht, wie die Plattform mit journalistischen Inhalten umgeht. Für ihre Studie programmierten sie 60 Bots, automatisierte Accounts, die jeweils unterschiedlich stark an Nachrichten interessiert waren, also unterschiedlich oft dranblieben, wenn sich ein Video mit den Schlagzeilen der *New York Times* überschneidet. 6.568 Videos hat TikTok den Accounts während des Experiments ausgespielt. Gerade einmal sechs davon behandelten Nachrichten – obwohl einige der Bots deutlich signalisiert hatten, gerne mehr davon zu sehen. »TikTok ist eine Nachrichtenwüste«, resümierten die Wissenschaftler.

In der Social-Media-Redaktion der *Tagesschau* wissen sie das längst. »Wir haben massive Probleme, von TikToks Algorithmus als relevant eingestuft zu werden«, sagt Patrick Weinhold. »Es braucht deshalb auch immer etwas, was den Menschen die Tür öffnet.« Er meint damit Videos aus der Kategorie, die sie intern »Fun« nennen: der #Ehrenjan und seine Krawattenricks, die Teleprompter-Challenge mit Ingo Zamperoni. Neun Millionen Mal angeschaut wurde Susanne Daubner, die die Jugendwörter des Jahres referiert, so oft wie kein anderer Clip der *Tagesschau*. Weinhold: »Wenn Leute darüber auf unseren Account kommen, dann ist das auch ein Signal für den ominösen Algorithmus: Da interessieren sich Leute für die Marke.«

Ein paar Regeln hat die *Tagesschau*-Redaktion trotzdem aufgestellt. Erstens bleiben beide Genres strikt voneinander getrennt. »Wir werden niemals Nachrichten tanzen«, sagt Weinhold. Zweitens sollen die seriösen Clips die selbstironischen Sketche überwiegen. Ansonsten passt sich die *Tagesschau* der Plattform an: schnelle Schnitte, geringe Informationsdichte, einfache Sprache.

Anna Albrecht, eine der Presenterinnen, sagt: »Wir stellen uns immer vor: Unsere Community weiß, wer Olaf Scholz ist. Die weiß auch noch, wer Merkel ist. Aber Steinmeier? Schwierig.« Und: »Anders als im Fernsehen gehen wir davon aus, dass die Leute uns erst mal nicht gucken wollen, dass unsere Videos erst mal stören.« Es gebe aber Themen, die auf TikTok in der Regel gut funktionieren: soziale Gerechtigkeit, Ausbildung, Lebensentscheidungen, Depressionen, Tierhaltung und Klima. Jüngst auch innere Sicherheit und Verteidigung.

Nur ist mit drei Clips am Tag niemand vollumfänglich informiert. Das könne das TikTok-Angebot nicht leisten, sagt Weinhold: »Wir wollen als Faktenfinder auftreten, als Ansprechpartner.« Dazu seien die meisten

Beiträge in den linearen TV-Sendungen zwar voraussetzungsvoller, aber meistens auch nicht länger als 90 Sekunden.

Ebenso wie die *Mitteldeutsche Zeitung* macht auch der NDR keine Angaben dazu, was der Sender sich den TikTok-Account der *Tagesschau* kosten lässt. Er kann die Plattform auf jeden Fall leichter bespielen als eine kleine Zeitung. Der NDR hat Zugriff auf Videomaterial aus der ganzen Welt. Als beitragsfinanzierter Sender muss er zwar Menschen erreichen, aber nicht an ihnen verdienen. Erfolg auf TikTok erfordert Ausdauer, deren Gegenwert kaum messbar ist. Nicht alle Medien wollen sich das leisten. Die *Lübecker Nachrichten* etwa haben ihre Anstrengungen nach 14 Videos beendet. »Wir haben nicht die Reichweite erzielt, die wir uns gewünscht haben«, sagt Jan Wulf, stellvertretender Chefredakteur. So erging es auch anderen, etwa der *Neuen Presse* aus Coburg und dem Bielefelder *Westfalen-Blatt*.

Nun ist es erst mal wenig überraschend, dass es Lokalnachrichten schwer haben auf einer globalen Plattform. Was interessiert den Nutzer aus Texas eine neue Straße in Heiligenhafen? Auch bei TikTok und den Medienhäusern könnten die Interessen unterschiedlicher kaum sein. TikTok möchte Nutzer möglichst lang auf der Plattform halten, Redaktionen möchten sie von dort weglocken, auf die eigene Website, auf themenverwandte Artikel. Das Unternehmen versucht das zu verhindern, etwa indem sich Links auf TikTok meistens nicht öffnen lassen. Zwar können Dritte wie Verlage auch direkt in der App Geld verdienen, etwa über Produktplatzierungen in den Videos. Mit unabhängigem Journalismus verträglich ist das allerdings kaum.

Dazu kommen die Besitzverhältnisse. TikToks chinesischer Mutterkonzern ByteDance stand in der Vergangenheit immer wieder unter Verdacht, Einfluss darauf zu nehmen, was Nutzer sehen und was nicht, etwa Videos von den Protesten in Hongkong zu zensieren. In den USA wird ByteDance parteiübergreifend als chinesisches Unternehmen gesehen, das über TikTok auf Daten von US-Bürgern zugreift – weshalb dort ein Verbot der App angestrengt wird. TikTok hingegen wendet ein, dass ByteDance zu 60 Prozent in Besitz westlicher Investoren sei und daher nicht politisch motiviert.



»Tagesschau«-Sprecherin Susanne Daubner ist nun auch ein TikTok-Star

Patrick Weinhold vom NDR kennt diese Sorgen, es gab sie auch in seiner Redaktion. In der Pilotphase des Projekts habe sie deshalb besonders viele chinkritische Beiträge veröffentlicht, etwa zu Uiguren, die in chinesischen Straflagern gefangen gehalten werden. Aus den Aufrufzahlen ließ sich bislang keine themenbezogene Zensur ablesen, der Clip wurde mehr als 300.000-mal aufgerufen, für Nachrichtenbeiträge ist das eine vorzeigbare Reichweite. Sollte TikTok stärker eingreifen, würde der NDR die Plattform nicht mehr bespielen, sagt Weinhold.

In der Redaktion der *Mitteldeutschen Zeitung* in Halle geht der Clip zu den gelockerten Anforderungen beim Hauptschulabschluss noch am nächsten Morgen online. Recherchiert hatten das Thema zwei Redakteure. Ihr Artikel steht im Internet hinter einer Bezahlschranke und fand dort in den ersten zwei Tagen 18.885 Leser. Das Video auf TikTok wurde innerhalb weniger Tage 23.648-mal aufgerufen.

Hören Sie den Podcast

Geld, Macht, Gerechtigkeit: Im Podcast **Ist das eine Blase?** sprechen wir über Phänomene, die unsere Wirtschaft bewegen. Jetzt anhören unter www.zeit.de/podcasts

#ZUSAMMENLAND
 #ZUSAMMENLAND
 #ZUSAMMENLAND
 #ZUSAMMENLAND
 #ZUSAMMENLAND

Zusammenland steht für Demokratie, Weltoffenheit und Respekt. Im Zuge der anstehenden Bundestagswahl geht die Initiative in die nächste Runde: Wir wollen gemeinsam zu mehr Dialog und einem stärkeren Miteinander aufrufen. Angesichts einer schwierigen Wirtschaftslage in Deutschland und einer zunehmenden Unsicherheit in der ganzen Welt, stellen sich viele Menschen die Frage: Was muss sich verändern, damit es wieder vorwärts geht? Um Antworten zu finden, müssen wir Mut aufbringen. Unterschiedliche Perspektiven zulassen. Einander zuhören und konstruktiv diskutieren. Nur so können wir die Kraft und die Innovationsfreude gewinnen, die unsere Gesellschaft dringend braucht. Packen wir es an. Gemeinsam. **Für unser #Zusammenland.**

IN WELCHEM
 LAND
 WOLLEN WIR
 LEBEN?



Mehr erfahren:



Eine Initiative von:

DIE ZEIT
 VERLAGSGRUPPE

Wirtschafts
 Woche

Handelsblatt TAGESSPIEGEL

Süddeutsche Zeitung STRÖER

Wirtschaft in einem Satz

Warum lang, wenn es auch kurz geht? Was diese Woche sonst noch los war

HOFFNUNG: Nachdem der Flugtaxi-Hersteller Liliun bereits rund 1.000 Mitarbeiter wegen Zahlungsunfähigkeit entlassen hatte, ist es dem Unternehmen nun doch gelungen, Investoren zu finden **EHRGEIZ:** Die japanischen Autobauer Honda, Nissan und Mitsubishi verhandeln über eine Fusion – sie wären dann der drittgrößte Autohersteller der Welt

SKEPSIS: Die Finanzaufsicht Bafin hat eine Sonderprüfung beim Fondsanbieter DWS eingeleitet, schon länger gibt es »Greenwashing«-Vorwürfe

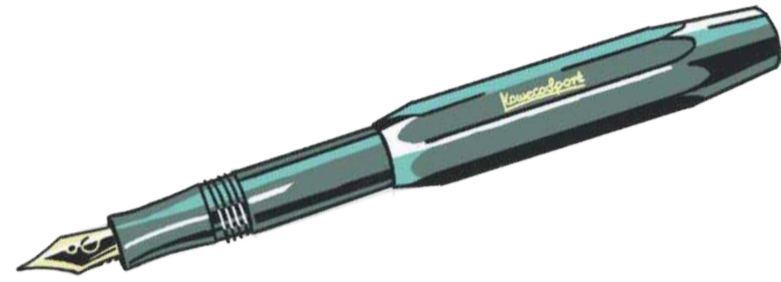
BERICHTIGUNG

In dem Text »Läuft nicht« auf Seite 18 der Ausgabe vom 24. Dezember schrieben wir VW-Betriebsratschefin Daniela Cavallo fälschlicherweise das Zitat zu, die Marke VW sei ein »Sanierungsfall«. Tatsächlich sprach sie davon, dass dieser Konzernteil »zumindest ein Restrukturierungsfall« sei. Wir bitten, dies zu entschuldigen.

ANZEIGE

Das haben jetzt alle

DANIEL HAAS geht shoppen:



DIESE WOCHE

Kaweco-Classic-Sport-Füllhalter, 24,95 Euro

WAS IST DAS?

Am 23. Januar ist wieder Tag der Handschrift. Schönes Ritual, vor allem für Pädagogen, die nicht müde werden zu erklären, dass das Schreiben per Hand lerndidaktisch wichtig sei. »Von der Hand in den Verstand« lautet der Slogan eines Milieus, das sich an bildungsbürgerliche Restbestände klammert wie Schiffbrüchige an im Ozean treibende Holzplanken. Aber heutzutage wird getippt und gewischt. Schwere Zeiten für die guten alte Handschrift. Studien belegen: Die Jungen können gerade mal Druckschrift, die Eltern scheitern bereits beim lesbaren Verfassen eines Post-it-Zettels. Sehnsuchtsland ist Australien, wo man 2016 die Computer und Tablets in den Schulen wieder einsammelte und auf handschriftlichem Arbeiten bestand. Ja, die Australier. Drücken den Kids einen Füller in die Hand und verbieten ihnen TikTok. Aussie müsste man sein. Der Boom traditionell gefertigter Schreibgeräte gehört zum Retrotrend, der seit den

Nullerjahren alle Alltagssphären veredelt bis verkitscht hat. Möbel, Geschirr, Accessoires: Was zwischen den 1920er- und 1960er-Jahren schick war, tauchte in den Interieurs moderner Geschmackschecker wieder auf. Schreibgerät passt da gut ins Bild. So ein Füllfederhalter macht sich in einer Bauhaus-Stiftablage besser als ein Ein-Euro-Kuli. Kaweco-Füller, 1911 in Heidelberg entwickelt, sind mit ihrer achteckig angeschnittenen Kappe und der goldglänzenden Edelfeder weitgehend gleich geblieben. Wie schön, etwas in der Hand zu haben, das auch schon Oma und Opa Freude bereitet hat.

eine schlimme Klaue hat, hat mit so einem Füller eine noch schlimmere. Man muss das Gerät mit Patronen befüllen und kann sicher gehen, dass, wenn man sie benötigt, man die Patronen entweder verlegt, vergessen oder gar nicht erst gekauft hat. Das klassische Kaweco-Sport-Modell ist zusammengeschrubt ziemlich klein. Man findet es in der Sakkotasche schwer und in der Handtasche vermutlich niemals wieder. Das alles sind genauso gute Gründe für das Gerät. Weil es im auf Effizienz abgestellten Alltag ein bisschen stört und einem klarmacht, dass man immer nur auf irgendwelchen Devices rumtippt, aber schon jahrelang keine Karte, geschweige denn einen Brief geschrieben hat. Setzt man sich also hin und überlegt: Was schreibe ich der Charlotte oder dem Oskar, jetzt, da mein Herz in Liebe entflammt ist ...? Denn so was will überlegt sein, man kann das nicht wieder löschen. Alles, was keine Reverse-Taste hat, hilft bei der inneren Sammlung.

WER BRAUCHT DAS?

Eigentlich niemand, weil die Nachteile überwiegen. Die Tinte schlägt auf Papier stark durch – Pergament ausgenommen. Doppelseitiges Schreiben kann man vergessen. Wer

Illustration: Tobias Beck für DIE ZEIT

WIR GRATULIEREN UNSEREN AUSGEZEICHNETEN MARKEN DES JAHRHUNDERTS

Die Deutschen Standards haben die Marken des Jahrhunderts zum wiederholten Mal gekürt: Marken, die Maßstäbe in ihrer Branche setzen. Marken, die ihre Geschäftsmodelle und Produkte anpassen, um mit neuen Anforderungen Schritt zu halten. Marken, die mit innovativen Ansätzen die Märkte erobern und dabei neue Standards setzen.



MEHR ÜBER DIE AUSGEZEICHNETEN MARKEN ERFAHREN SIE AUF WWW.DEUTSCHE-STANDARDS.DE UND IM BUCH, DAS SIE HIER BESTELLEN KÖNNEN:





ZEIT AKADEMIE

NEUER
KURS

»Nachhaltig investieren« Ihre zukunftsfähige Anlagestrategie

Wollen Sie als Anleger*in vom Megatrend Nachhaltigkeit profitieren und Ihre persönlichen Prinzipien in Ihrer Geldanlage wiederfinden? Welcher Anlegertyp Sie sind und welche Anlageformen zu Ihnen passen, erfahren Sie im neuen Video-Kurs »**Nachhaltig investieren - Ihre zukunftsfähige Anlagestrategie**« der ZEIT Akademie. Die renommierten Finanzexpert*innen Silke Stremlau, Prof. Dr. Christian Klein und Sina Osterholt beantworten diese und weitere Fragen.

www.zeitakademie.de/nachhaltig-investieren



Investieren Sie, als gäb's ein Morgen



hvb.de/nachhaltigInvestieren

Finanzbildung für Alle ist uns ein wichtiges Anliegen. Daher empfehlen wir hochwertige, unabhängige Informationsangebote auch dann, wenn sie nicht von uns stammen.

Der Videokurs „Nachhaltig Investieren“ der ZEIT Akademie ist ein solches Angebot. Daher freuen wir uns, Interessierten diesen Kurs kostenlos zur Verfügung zu stellen: hvb.de/nachhaltigInvestieren

 **HypoVereinsbank**
Member of  **UniCredit**

ZEIT REISEN

25
JAHRE

Entdecken, worauf es ankommt

Reisehighlights 2025

Mit ZEIT REISEN erleben Sie die Welt gemeinsam mit ZEIT-interessierten Menschen. Begleitet von inspirierenden Experten, entdecken Sie das Besondere einer Region, die schönsten Orte und Kulturstätten. Ausgesuchte Hotels mit Charme und Charakter, kulinarische Erlebnisse und exklusive Begegnungen zeichnen unsere Programme ebenso aus wie aufregende Ideen und umfassender Service. ZEIT REISEN eröffnet neue Horizonte. Seien Sie dabei!



Lago Maggiore. Wo der Süden beginnt

Ein echtes Sehnsuchtsziel in Oberitalien – der Lago Maggiore mit dem unvergleichlichen Panorama in alpiner Kulisse, dem milden Klima und mediterranem Flair. Freuen Sie sich auf genussvolles Wandern an den Ufern, den Besuch der Borromäischen Inseln und des Wallfahrtsberges Sacro Monte.

Termine: 20.3. | 10.4. | 1.6. | 31.8.2025 | Dauer: 8 Tage | Preis: ab 1.350 €

Höhepunkte:

- Dolce Vita am Lago Maggiore
- Mit dem Privatboot auf die Borromäischen Inseln im Golf von Verbania
- Wanderung auf dem Kastanienweg von Stresa nach Belgirate
- Wanderung auf den Monte Sacro bei Orta S. Giulio



Passatsegeln in der Karibik

Beständige Passatwinde, Wasser in allen Blau- und Türkistönen, malerische Buchten, eine tropische Natur- und Tierwelt, karibische Lebensfreude, Reggae, Vulkane und Puderzuckerstrände – die Karibik ist ein Traumrevier für Segler. Entdecken Sie die nördlichen Kleinen Antillen an Bord der »Rhea«, einer 54-Meter-Stagsegelketch. Freuen Sie sich auf entspanntes Segeln mit viel Zeit zum Baden, für Landausflüge und Erholung.

Termin: 26.3.2025 | Dauer: 11 Tage | Preis: ab 4.900 €

Höhepunkte:

- Eines der attraktivsten Segelreviere der Karibik auf einer Großjacht
- Antigua, St. Barth, St. Kitts & Nevis und Montserrat
- Segeljacht mit Platz für max. 26 Gäste
- Sie können auf Wunsch beim Segeln mithelfen
- Reisebegleitung durch den erfahrenen Archäologen Steffen Kirchner



Architektur in Singapur, Malakka und Kuala Lumpur

Möchten Sie einen Blick in die Zukunft der Städteplanung und Architektur werfen? Dann kommen Sie mit auf eine aufregende Reise in die Megacities Südostasiens.

Termine: 15.3. | 22.11.2025 | Dauer: 9 Tage
Preis: ab 3.495 €



Kapverden. Wandern zwischen Bergen und Meer

Kommen Sie mit auf die Kapverden, ein Inselparadies im Atlantik: Faszinierende Bergwelten, Sandstrände, Vulkane, Zypressenwälder, entspannte Hafenstädtchen und kreolische Kultur erwarten Sie.

Termine: 14.2. | 30.3. | 20.4. | 15.11. | 29.12.2025
Dauer: 12 Tage | Preis: ab 3.580 €

Unser aktuelles Reiseprogramm
finden Sie online. Oder rufen Sie uns
an, wir beraten Sie gern persönlich.

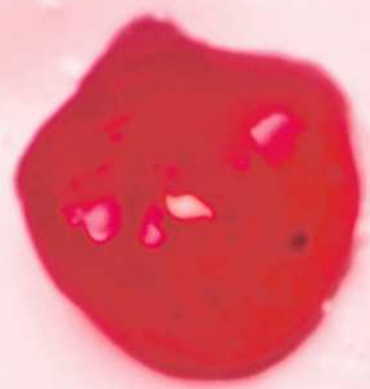


☎ 040 / 32 80-455
@ zeitreisen@zeit.de
🌐 zeitreisen.zeit.de

WISSEN

Das erste Viertel ...

... des 21. Jahrhunderts ist vorbei. Wie hat sich die Welt verändert? Ein Blick auf die Statistiken zeigt: Oft ist man blind für den Wandel, in dem man selbst gerade steckt VON TIN FISCHER UND STEFAN SCHMITT



Erinnern Sie sich noch an Silvester 1999? Oder, sofern Sie damals zu jung waren oder noch gar nicht geboren, fragen Sie doch mal jemanden, wie das damals war: am 31. Dezember 99, als Menschen auf der ganzen Welt nicht nur dem Jahreswechsel entgegenfeierten, sondern mit ihm das »Millennium« begrüßten, ein neues Jahrtausend.

Und mit was für Erwartungen die Menschheit in dieses Jahrtausend gestartet war! An den Börsen boomten Dotcom-Unternehmen, in Genlaboren wurde das Erbgut eines Menschen sequenziert. Auf Biotech und Digitalisierung ruhte große Hoffnung. In Kyoto waren die Klimaziele ausgerufen worden, am neuen Regierungssitz Berlin hatte Rot-Grün die Energiewende beschlossen. Aus dem bescheidenen »1.000-Dächer-Programm« wurde ein »100.000-Dächer-Programm« für die solare Zukunft. Und die UN hatten begonnen, den menschlichen Fortschritt in eine Zahl zu fassen, den Human Development Index. Dieser HDI versprach unterschwellig: Wir tracken mal, wie alles Leid aus der Welt verschwindet. Unbescheiden nannte man das die Millenniumsziele.

25 Jahre sind inzwischen vergangen, von Anfang 2000 bis

Ende 2024, das erste Viertel des 21. Jahrhunderts ist um. Wie also haben sich die Welt, Deutschland, unser Alltag in diesem Viertel verändert? Man könnte die Frage aus einer Maxiretrospektive beantworten, im Stil jener Jahresrückblicke, wie sie jeden Dezember wieder gedruckt und gesendet werden: als Auflistung markanter Ereignisse wie des Terroranschlags auf das World Trade Center 2001, der Fußballweltmeisterschaft 2014 oder der Ahrflut 2021. Das aber würde nur einen bestimmten Teil der Realität fassen, den kurzfristigen. Viele langfristige Entwicklungen gehen unsichtbar vonstatten, weil sie graduell sind. Sichtbar werden sie erst mithilfe der Datenspuren, welche die Statistiker sammeln. Und von diesen Datenspuren gibt es für die letzten 25 Jahre so viele und detaillierte wie noch nie! Sie reichen von kuriosen Details (seit 2000 liegt uns eine Katzen-Volkszählung für Deutschland vor) bis zu grundstürzenden Entwicklungen: Der »Pisa-Schock« war eine Folge der ersten Erhebungen zur schulischen Leistung. Seit 2000 misst sie die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) im Rahmen der Pisa-Studien.

Derart detailliert sind Daten und Diagramme heute, dass Gesellschaften sie wie ein Armaturenbrett im Auto oder ein Kontrollzentrum im Kraftwerk permanent im Blick behalten, um zu kontrollieren, mit welcher Geschwindigkeit sie in welche Richtung unterwegs sind. Und ob sie erfolgreich darin sind, das Tempo zu regulieren. Oder die Richtung zu ändern.

Zunächst die wichtigste Veränderung: Zwei Milliarden Menschen mehr gibt es mittlerweile auf der Erde, das sind viereinhalbmal so viele wie Einwohner der EU. Herzlich willkommen! Die gute Parallelentwicklung: Die Anzahl von Menschen in extremer Armut, die also nicht genug zu essen haben, ging um fast 60 Prozent zurück. Dafür ist – weniger gut – der weltweite Energieverbrauch um 50 Prozent gestiegen, wovon Erneuerbare bislang nur einen kleinen Teil auffangen konnten. Dies alles sind globale Werte, unvorstellbar abstrakt – bis sie in

eine Zahl oder eine Kurve gebannt werden.

Andere Veränderungen finden zwar mitten im Alltag statt, sind in jedem Moment aber unspürbar klein. Und doch können sie sich zu einem Wandel aufsummieren. Etwa der Fleischverbrauch in Deutschland, der jährlich um rund 500 Gramm zurückging, 500 Gramm, das ist ja nur ein ordentliches Steak weniger pro Jahr? Schon, aber binnen 25 Jahren ist der Verbrauch so von mehr als 80 auf 70 Kilogramm gesunken. (Effektiv eingekauft werden davon übrigens nur 50 Kilo pro Jahr. Der Rest wird industriell oder als Tierfutter verwertet oder landet im Müll.)

Manche Zahlen zeigen uns im Rückblick, dass das Deutschland des Jahres 2000 ein anderes Land war als heute. Die Arbeitslosigkeit im Westen lag vor diesem Vierteljahrhundert bei fast zehn und im Osten bei fast 20 Prozent. Erneuerbare Energien trugen mickrige sieben Prozent zur Stromerzeugung bei. Und nur eine Minderheit der Menschen war dafür, dass Liebespaare gleichen Geschlechts Heterosexuellen gleichgestellt werden sollten.

Doch bei allen Fortschritts Geschichten, die uns die Datenspuren der Zeitgeschichte erzählen, kann just der Blick auf diese langen Zeitreihen auch blenden. Nennen wir das Resultat Statistikaivität: eine vermeintlich evidenzbasierte Zuversicht, dass auf Dauer schon alles gut werde – und dass die Lage längst schon viel besser sei, als unser pessimistisches Bauchgefühl es uns glauben lässt. Für diese empirisch frohe Botschaft steht niemand mehr als der 2017 verstorbene schwedische Wissenschaftskommunikator Hans Rosling. Er schrieb: »Es ist tröstlich und inspirierend zu erfahren, dass die Welt in Wirklichkeit besser ist, als man dachte.«

Wie illusorisch das sein kann, zeigte im ersten Viertel dieses Jahrhunderts ausgerechnet das Paradebeispiel für den Versuch, den Fortschritt menschlicher Entwicklung in einer einzigen Zahl zu fassen: jener Human Development Index, der seit 1991 veröffentlicht wird. Er amalgamiert Zahlen zu Lebenserwartung, Bildung und Einkommen. Geradezu spektakulär erscheint die Reduktion extremer Armut, die der HDI über die Zeit nachzeichnet. Bloß ist der Rückgang in großen Teilen dem Wirtschaftswachstum Chinas und Indiens zu verdanken – ausgerechnet an den ärmsten afrikanischen Staaten ging er weitgehend vorüber. Weltverbesserungstrends sind also nicht unbedingt universell. Und sie können jäh enden.

Nachdem der Index im globalen Durchschnitt von Beginn an fast so stetig angestiegen war, als sei er mit dem Lineal gezogen, brachte Corona 2020 den Fortschritt ins Stocken. Die Welt geriet in den Rückwärtsgang. Als die UN im März 2024 ihr neuestes Update präsentierten, lag der HDI zwar wieder »auf Rekordniveau«. Bloß versteckt sich in dessen globalem Mittelwert eine gewaltige, verheerende Kluft: Während alle 38 OECD-Länder ihre 2019er-Werte übertreffen, bleibt die Hälfte der ärmsten Staaten dahinter zurück. Kein Entwicklungsland konnte den Corona-Einbruch bislang vollständig aufholen.

Statistik kann zeigen, wie Vergangenheit verlief. Oft wollen wir aber von ihr wissen, was die Zukunft bringt. Wissenschaftler modellieren das mit komplexer Mathematik, Laien führen einfach die Kurve der Statistik mit bloßem Auge in kommende Jahrzehnte fort. Diese Art der Prognose stellt sich im Nachhinein manchmal als verblüffend richtig heraus – oder als spektakulär falsch.

Derzeit erleben KI und Solarenergie ein enormes Wachstum. Werden sie immer so weiterwachsen und das 21. Jahrhundert bestimmen? Vielleicht. Es sei ein Blick empfohlen ins Jahr 1925. Damals verzeichneten Auto und Kino eine große Dynamik, sodass ein Hobbystatistiker an ihren Siegeszug hätte glauben müssen. Stattdessen stagnierte die Zahl der Autos zwei Jahrzehnte lang, zuerst wegen der Weltwirtschaftskrise, dann im Zweiten Weltkrieg. Und dem zwischenzeitlichen Erfolg des Kinos kamen ab den Fünfzigerjahren die Fernseher in die Quere. Krise, Krieg, TV – das alles hätte man 1925 nicht vorhersehen können.

Und manchmal reißen selbst stoisch wirkende Trends

ein-
fach ab
oder kehren
sich um. Die
schwindende Zahl
an Menschen, die in
Demokratien leben, ist
eine traurige Reminiszenz
daran. Oft stehen dabei auch
Experten vor Rätseln. So gingen
im letzten Viertel des 20. Jahrhun-
derts die Todesfälle im deutschen
Straßenverkehr massiv zurück. Sicher-
heitsgurte, Airbags, Verkehrsregeln sorg-
ten für den Fortschritt, der nach 2000
weiterging – nun aber stagniert.

Oder Drogen. Die schienen Anfang des
21. Jahrhunderts aus der Mode zu kommen, wie
der Fleischkonsum. Alles gut? Nein! Seit ein paar
Jahren wird in Deutschland wieder deutlich mehr
riskant Berauschendes konsumiert. Das lehrt uns
Demut im Umgang mit Daten, schmälert aber
nicht deren Wert. Ob wir die hochgesteckten Ziele
für das 21. Jahrhundert erreichen, können nur sie
uns sagen – spätestens danach.

Dann ist da noch das Problem, dass die menschliche
Wahrnehmung just bei der interessantesten Art von
Trend versagt: bei exponentiellen Entwicklungen. Unser
Unvermögen, sie richtig einzuschätzen, wird von vielen
Geschichten illustriert. Am bekanntesten ist wohl das
Beispiel des Yale-Entscheidungsforschers Shane Frederick:
Auf einem Teich verdoppelt sich die Fläche der Seerosen
täglich, bis sie ihn nach 48 Tagen ganz bedeckt – auf die
Fangfrage, wann der Teich wohl halb bedeckt gewesen sei,
antworten erstaunlich viele Menschen mit »24«. Statt
korrekt mit »47«.

Momentan beobachten die Statistiker global ein über-
lineares Wachstum im Energiebereich: Der Zubau von
Solarstrom sorgt nicht nur für Rekorde, selbst die Pro-
gnosen müssen ständig nach oben korrigiert werden.
Währenddessen verfallen die Preise für Batteriespeicher
regelrecht. Wer hätte das in jener Kurve erkannt, die
zum Jahrhundertbeginn den Anteil an erneuerbaren
Energien an der deutschen Stromerzeugung zeigte?

Ähnlich die KI. Sie bringt ganz eigene Wachs-
tumskurven hervor. Aber auch die Rüstungsaus-
gaben zeigen steil aufwärts. Ebenso ist die Zahl der
Milliardäre weltweit im ersten Viertel enorm ge-
wachsen. Und ob nun der deutlich exponentielle
Zuwachs von Breitbandinternet-Satelliten
in der Erdumlaufbahn dem menschlichen
Fortschritt im Allgemeinen dienen oder eher
die Milliardärskurve noch steiler machen
wird – das lässt sich mit der besten
Statistik nicht vorhersagen.

Zahlen können helfen, uns ein
anderes, vollständigeres Bild des
bisherigen 21. Jahrhunderts
zu machen. Sie erinnern
uns aber auch daran: Im
nächsten Viertel ist
alles offen.

www.zeit.de/
vorgelesen



1. Weltbevölkerung

1/3

mehr Köpfe
zählt die Menschheit.
Von 6,2 im Jahr 2000 ist sie
auf inzwischen 8,2
Milliarden angewachsen. TFI

2. HIV

54 %

weniger Neuinfektionen
Weltweit steckten sich im Jahr
2000 noch 2,8 Millionen
Menschen mit HIV an. Heute sind
es geschätzt 1,3 Millionen. STX

3. Geflügel

+12,4

Milliarden Tiere
Es ist das Jahrhundert des Huhns
als dominanter Nutztierart:
Seit 2000 haben sich die
Bestände beinahe verdoppelt. TFI

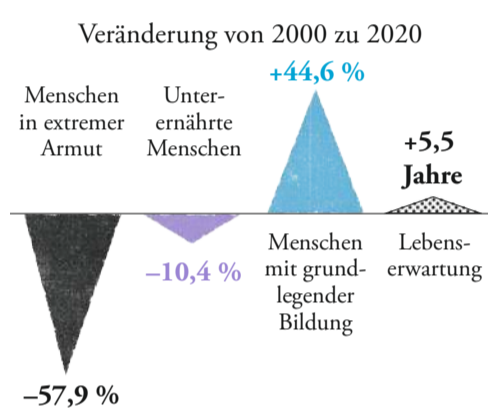
Das erste Viertel

Was sich nicht alles verändert hat! Mit rund zwei Dutzend Zeitreihen wollen wir hier ein Bild des Vierteljahrhunderts von Anfang des Jahres 2000 bis Ende 2024 zeichnen – mal in Kurven, mal in Zahlen.

Zugegeben, oft sind die Statistiker langsamer als die Realität. Zwar reichten die Datensätze zur Stromerzeugung und über Kinobesuche dank Hochrechnung bis zum 31. Dezember. Doch andere endeten schon im Jahr 2023 oder 2022, besonders bei globalen Vergleichszahlen ist die Verzögerung groß. Einen guten Eindruck der vielfältigen, widersprüchlichen Trends vermitteln sie dennoch. Und am Ende der vierten Seite finden Sie die jeweiligen Quellen und Datenstände.

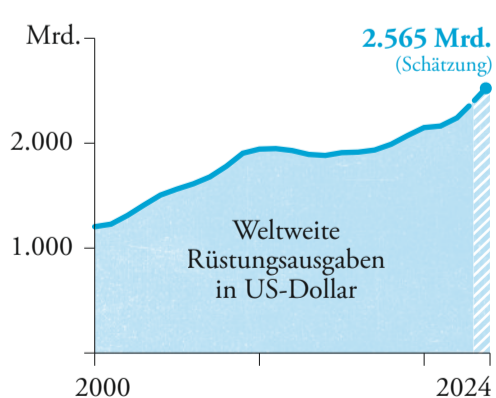
Autoren: Harro Albrecht (hal), Dirk Asendorpf (ase), Ulrich Bahnsen (bah), Tin Fischer (tfi), Hanna Grabbe (hg), Jakob von Lindern (jvl), Stefan Schmitt (stx), Ulrich Schnabel (bel), Johanna Schoener (jos), Martin Spiewak (spi)

4. Armut, Hunger, Schule, Lebensdauer



Extreme Armut heißt zu hungern, und das tun heute nur noch halb so viele Menschen wie im Jahr 2000 (wenngleich immer noch 700 Millionen). Aus Europa und Nordamerika ist extreme Armut seit Mitte des 20. Jahrhunderts verschwunden. In Asien nahm sie noch bis zu dessen Ende zu, fiel dann im 21. Jahrhundert rasant. In Afrika südlich der Sahara hingegen sinkt zwar der Anteil extrem armer Menschen, ihre absolute Zahl nimmt dort jedoch wegen des Bevölkerungswachstums weiter zu. Afrika verdeutlicht allerdings auch: Ein funktionierender Staat kann extreme Armut erfolgreich bekämpfen und Zugang zu Bildung gewährleisten, auch mit wenig Geld. Zu viel davon kann sogar hinderlich sein. Beispiel Nigeria: Dort bringt Ölreichtum Korruption und Chaos, genug zum Leben für alle bleibt trotzdem nicht. Und die Lebenserwartung zeigt: Mehr Geld geht zunächst mit längerer Lebensdauer einher, aber nicht zwingend. In den USA fällt sie mittlerweile, in Deutschland flacht sie ab. In Costa Rica dagegen sorgt eine gute Gesundheitspolitik mit weniger Geld für ein genauso langes Leben. TFI

5. Rüstungsausgaben



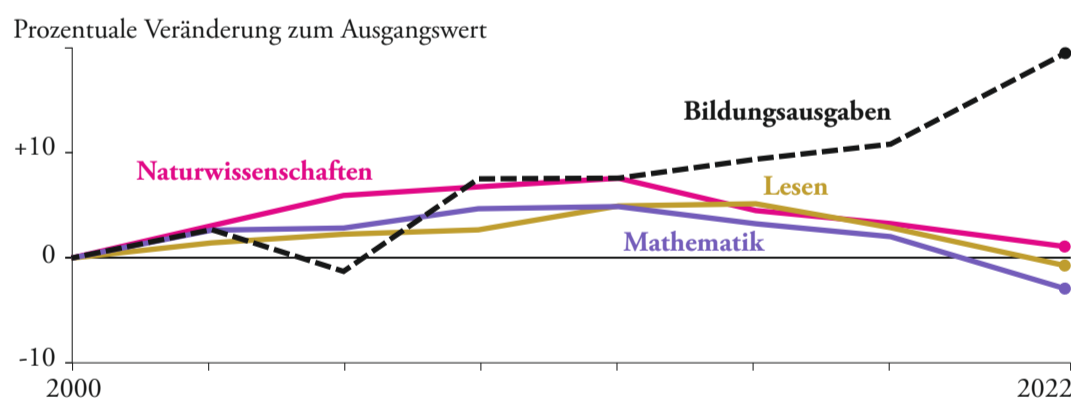
Noch nie, auch nicht im Kalten Krieg, wurde weltweit so viel Geld für Rüstung und Militär ausgegeben wie gegenwärtig. Über ein Drittel davon entfällt allein auf die USA. China, Russland, Indien, Saudi-Arabien und Großbritannien folgen auf den Plätzen zwei bis sechs, Deutschland liegt knapp vor der Ukraine auf Platz sieben. Die Kurve zeigt die inflationsbereinigten Summen bis zum Jahr 2023. Die Zahl für 2024 beruht auf offiziellen Angaben zu Steigerungen der Militär-Etats. Die Nato steht für 55 Prozent der globalen Ausgaben, Afrika zwei Prozent. Zum Vergleich: Für Entwicklungshilfe stand 2023 weniger als ein Zehntel dessen zur Verfügung, was das Militär bekam. ASE



6. Katze = Haustier Nummer eins

16 Millionen Katzen leben in Deutschland, rund sieben Millionen waren es im Jahr 2000. Die Hunde bleiben dahinter zurück (es gibt rund elf Millionen). Kaninchen und Kanarienvögel halten die Deutschen im 21. Jahrhundert immer weniger. STX

7. Pisa-Punkte



Im Jahr 2000 testeten Bildungsexperten der Industrienationen-Gruppe OECD erstmals in ihren Mitgliedsländern die Leistungen von Schülerinnen und Schülern. Ihre Ergebnisse stellten sie Ende 2001 vor und bereiteten Deutschland damit den »Pisa-Schock« (der Begriff selbst sollte 2002 den zweiten Platz der Wörter des Jahres belegen): Im Lesen, Rechnen und in Naturwissenschaften zählten deutsche Schüler zu den schlechtesten. Die Forderung nach mehr Geld für die Bildung haben danach alle geteilt, von rechts bis links. Der Beweis aber, dass höhere

Bildungsausgaben auch tatsächlich die Kompetenzen der Schüler und Schülerinnen steigern, steht bis heute aus. Und zumindest die Entwicklung der deutschen Pisa-Resultate der 15-Jährigen im ersten Viertel des 21. Jahrhunderts spricht eher nicht dafür: Während der Anteil der Ausgaben für Bildung am Bruttoinlandsprodukt gegenüber dem Jahr 2000 um gut 20 Prozent zugenommen hat, sanken die Fähigkeiten im Lesen und in Mathematik noch unter das Ausgangsniveau. In den Naturwissenschaften liegen sie nur leicht darüber. SPI

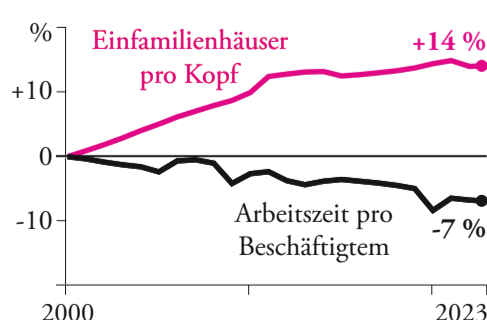
8. Boom der Fitnessstudios

11

Millionen

Mitglieder zählen die Fitnessstudios in Deutschland, mehr als doppelt so viel wie im Jahr 2000. Gleichzeitig stagnierte die Mitgliedszahl aller Turnvereine, und der DFB legte von 6,3 auf aktuell 7,7 Millionen zu. TFI

9. Schaffe vs. Häusle baue



Schaffe, schaffe, Häusle baue? Inzwischen müsste der Spruch anders lauten: Die Häuser nahmen zu, die Arbeitszeit nahm ab. TFI

10. Diabetes

5,5 x

so viele Diabetes-Fälle gibt es inzwischen weltweit im Vergleich zum Jahr 2000

Weltweit wird das Blut der Menschen immer süßer. Nach dem letzten Datenreport der International Diabetes Federation (IDF) von 2021 hat sich die Zahl der Zuckerkranken seit der Jahrtausendwende von 151 Millionen Erwachsenen auf 537 Millionen mehr als verdreifacht, mindestens. Nach einer umfassenden Lancet-Studie aus diesem Jahr waren es 2022 sogar 828 Millionen Menschen. Das ist mehr als eine Verfäufchung! Dieser Anstieg betrifft vor allem Entwicklungs- und Schwellenländer. Heute sind China und Indien die führenden Diabetes-Länder, gefolgt von den USA, Indonesien, Brasilien. Sogar in Afrika nimmt Diabetes zu. In diesem ungesunden Trend steckt indes eine gute Botschaft. Die Ernährungslage hat sich in den vergangenen 25 Jahren vielerorts deutlich verbessert. Dieser Fortschritt lässt sich auch an der gesunkenen Kindersterblichkeit ablesen: Starben im Jahr 2000 weltweit noch 76 von 1.000 Kindern unter fünf Jahren, waren es 2022 mit 37 Kindern halb so viele. Mehr Kalorien auf dem Teller und eine Lebenserwartung, die weltweit von 66 (2000) auf 73 Jahre (2023) anstieg, machen sich nicht nur bei den Diabetesraten bemerkbar. Auch Todesfälle durch Herz-Kreislauf-Erkrankungen nahmen von rund 13 Millionen jährlich auf 21 Millionen im Jahr 2021 zu. Im südindischen Bundesstaat Kerala ist dieser Wandel extrem. Die Lebenserwartung stieg deutlich auf über 75 Jahre (79 Jahre in Deutschland) und mit ihr die Krankheitslast. Die Mischung aus ungesundem und zu reichhaltigem Essen, Stress, Rauchen und Alkoholkonsum hat inzwischen dazu geführt, dass Herzinfarkte, Schlaganfälle und Diabetes dort zu den häufigsten Todesursachen zählen. HAL

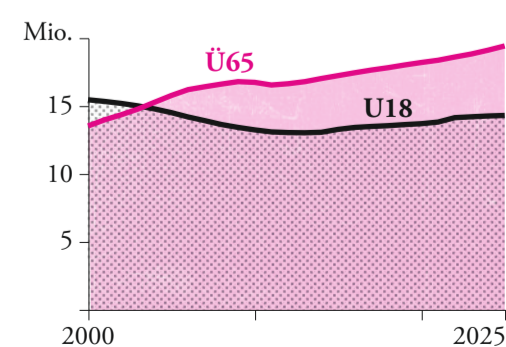
11. Kita-Beschäftigte

140 %

Zuwachs bei den Menschen, die in der Kindertagesbetreuung arbeiten

Mitte der 2000er-Jahre begann in Deutschland der Ausbau der Kitas für unter Dreijährige. Noch 2006 besuchten nur 14 Prozent dieser Altersgruppe eine Einrichtung, heute sind es 37 Prozent – und der Bedarf der Eltern liegt noch höher. Es herrscht Personalnot in den Kitas. Darüber wird der zurückliegende Aufbau manchmal vergessen: Kurz vor der Jahrtausendwende arbeiteten 373.000 Menschen in der Kindertagesbetreuung, heute sind es 895.000. Das ist ein Plus von 140 Prozent – und die Kitas haben die Autoindustrie überholt. JOS

12. Junge und Alte



Im Jahr 2000 gab es hierzulande noch mehr Menschen unter 18 Jahren als über 65. Heute gibt es fünf Millionen mehr Alte als Junge. TFI

Diese 28 Statistiken zeigen: So haben sich die Welt, Deutschland und der Alltag von 2000 bis heute verändert

VON TIN FISCHER (KONZEPT, RECHERCHE), PHILOTHEUS NISCH (FOTO), ANNE GERDES UND MARIO MENSCH (GRAFIK)

13. Sequenzierung des Humangenoms



Die Kosten im freien Fall, die Geschwindigkeit im Überschallbereich: Im ersten Quartal des 21. Jahrhunderts hat sich die Technologie der Genomsequenzierung immens entwickelt. Die erste Dekodierung eines menschlichen Erbguts hatte knapp drei Milliarden US-Dollar gekostet, und sie dauerte (für ein vorläufiges, recht lückenhaftes Ergebnis) ein ganzes Jahrzehnt lang, von 1990 bis 2000. Als im Jahr 2008 das Erbgut des Nobelpreisträgers James Watson entziffert wurde, gelang das schon in nur vier Monaten und kostete weniger als 1,5 Millionen US-Dollar. Dank seriengefertigter Sequenziermaschinen braucht man heute für die Dekodierung nur noch einen Tag, der Rekord steht gar bei 60 Minuten! Die Kosten liegen unter 1.000 US-Dollar. Inzwischen sind Hunderttausende menschliche Genome entziffert worden. BAH

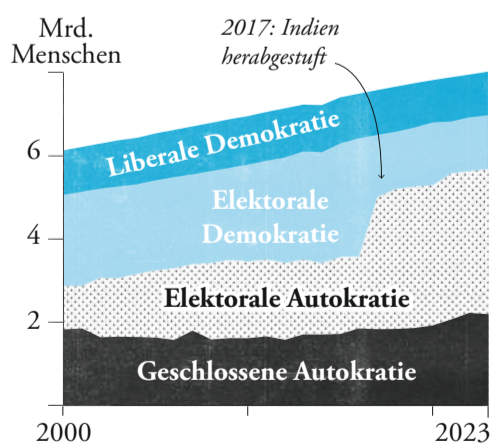
14. Zahl der Ärzte

45 %

mehr Ärztinnen und Ärzte
arbeiten gegenwärtig in Deutschland
als im Jahr 2000

Um rund die Hälfte ist die Zahl aller berufstätigen Medizinerinnen und Mediziner bundesweit gestiegen, nämlich von 294.676 im Jahr 2000 auf 428.474 Ende 2023 (das ist die aktuellste Angabe, die die Bundesärztekammer macht). Weitere dürften im Jahr 2024 hinzugekommen sein. Warum trotzdem ständig über Medizinerangel geklagt wird, Praxen überfüllt sind, Kliniken kein Personal finden? Das liegt vor allem daran, dass immer mehr in Teilzeit oder zumindest keine 60 Wochenstunden arbeiten. Zudem sind die Kapazitäten ungleich übers Land verteilt: In Ballungsräumen gibt es teils zu viele Kliniken und Praxen, in ländlichen Regionen sind es zu wenige. HG

15. Autoritarismus



Im 21. Jahrhundert hat die Unfreiheit global Aufwind. Die Universität Göteborg wertet Hunderte Faktoren aus, zu freien und fairen Wahlen, zu Frauen- und Minderheitenrechten, und unterscheidet vier Kategorien: In liberalen Demokratien gelten Rechtssicherheit und freiheitliche Prinzipien, in elektoralen (etwa Ungarn oder Südafrika) mangelt es daran. Elektoraler Autokratien (Russland, Venezuela) halten noch Wahlen ab; geschlossene Autokratien (China, Somalia) keine. Die statistisch größte Änderung brachte 2017 die umstrittene Herabstufung Indiens. Unstrittig ist, dass es unter der hindunationalistischen Modi-Regierung unfreier wurde. TFI

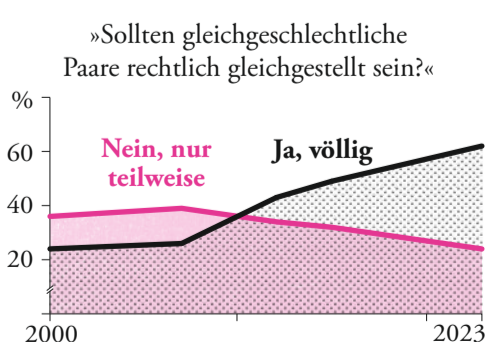


16. Milliardäre

Im Jahr 2000 hätten noch alle Milliardäre der Welt in einen einzigen Jumbo-Jet gepasst, es waren 470. Heute sind es fast sechsmal so viele. Die Statistik der Zeitschrift *Forbes* zählt für 2024 nicht weniger als 2.781 Milliardäre. Ausgerechnet in der Pandemie gab es den größten Zu-

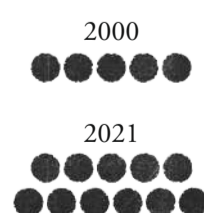
wachs. Viele hat die Digitalisierung reich gemacht – die es auch erleichtert, Vermögen zu verschieben und der Gemeinschaft zu entziehen. Inzwischen kommen fast ebenso viele Superreiche aus China wie aus den USA, Deutschland liegt hinter Indien an vierter Stelle. TFI

17. Ehe für alle



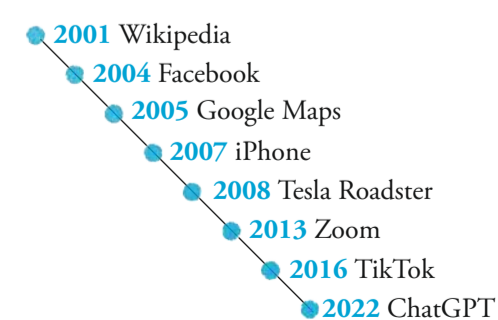
2017 beschloss der Bundestag die Ehe für alle mit 393 zu 226 Stimmen. Eine Mehrheit in der Bevölkerung befürwortete sie ab 2012. TFI

18. Wissenschaftler



Nie in der Geschichte forschten so viele Menschen gleichzeitig auf der Erde. Knapp fünf Millionen Forscherinnen und Wissenschaftler zählte die Unesco im Jahr 2000, im Jahr 2019 waren es schon doppelt so viele, 2021 dann elf Millionen. TFI

19. Digitales



Heute gehört viel Digitales zum Alltag, das es im Jahr 2000 noch nicht gab. Wie damals die meistbesuchte Website hieß? AOL! JVL

20. Treibhausgase



CO₂-Molekülen
Vom Kohlendioxid in der Atmosphäre, das bei menschlichen Aktivitäten emittiert wurde und jetzt die Klimakrise anheizt, wurden knapp 40 Prozent erst im Zeitraum von 2000 bis 2024 ausgestoßen. STX

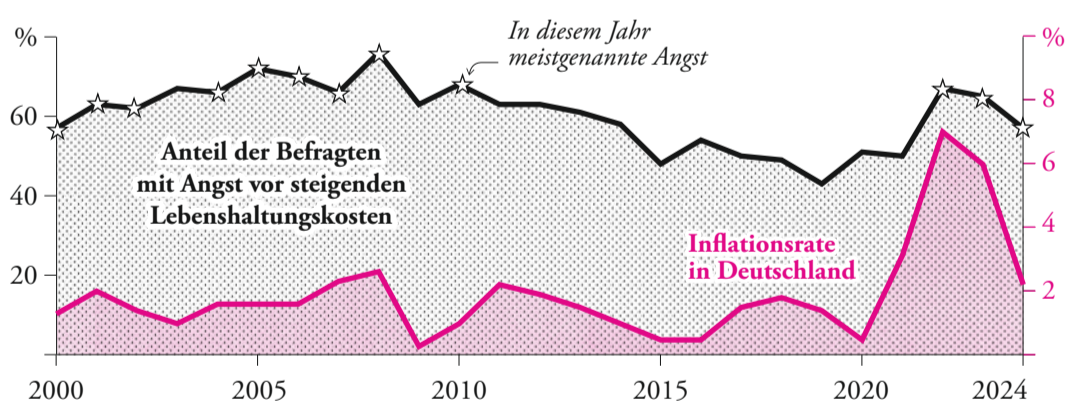
Das erste Viertel



21. Kinobesuche

Im Jahr 2024 wurden 43 Prozent weniger Kinotickets verkauft als im Jahr 2000. Aber immerhin sind es wieder mehr als doppelt so viele wie in den Pandemie-Jahren TFI

22. Angst vor Inflation

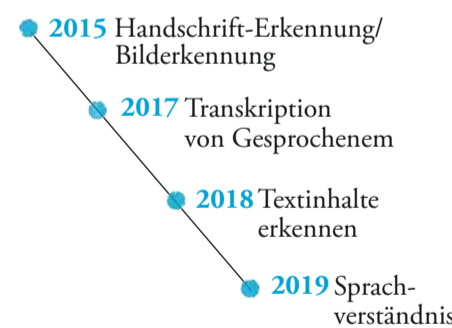


Manche Ängste kommen und gehen, das zeigt diese fortlaufende repräsentative Befragung: In den Nullerjahren äußerte die Hälfte der Bevölkerung Angst vor Arbeitslosigkeit, heute wird sie viel seltener genannt. 2015 und 2016 bekundeten drei von vier Befragten Angst vor Terror, Europa wurde damals von Anschlägen heim-

gesucht. Als dann die AfD zum ersten Höhenflug ansetzte, schoss die Angst vor politischem Extremismus hoch – vor islamistischem und rechtem. Und die Angst vor Naturkatastrophen nimmt tendenziell ab. Zwölfmal indessen war die Angst vor steigenden Preisen die meistgenannte, in den Nullerjahren auch bei niedriger Inflation. TFI

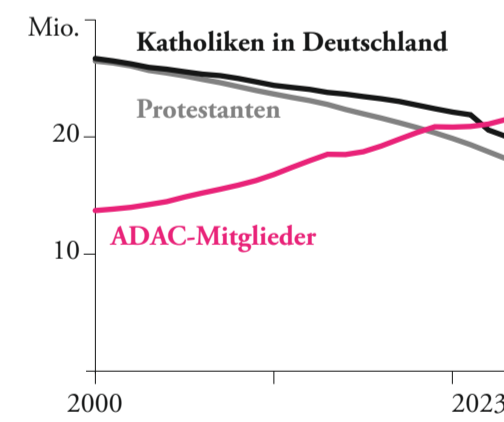
23. KI-Entwicklung

Jahr, in dem erstmals eine KI mit dem Menschen gleichgezogen hat



Die Fähigkeiten der künstlichen Intelligenz entwickeln sich rasant. Noch vor zehn Jahren war keine Maschine in der Lage, Sprache oder Bilder so gut wie Menschen zu erkennen. Mittlerweile übertreffen KI-Programme uns in Tests in immer mehr Bereichen. Worin überflügeln sie uns als Nächstes? BEL

24. Amen vs. ADAC

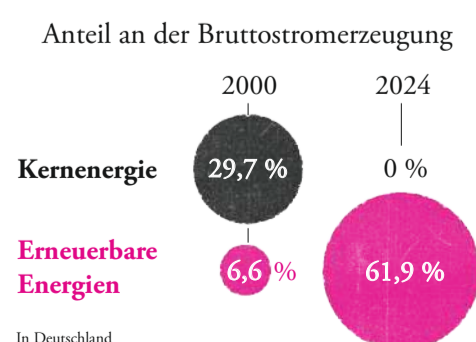


Im August 2024 feierte der ADAC einen Rekord: 22 Millionen Mitglieder! Schon in den Jahren 2019 und 2022 hatte er zwei andere Massenorganisationen überrundet: die evangelische und die katholische Kirche. Sie schwächeln nach langer Dominanz, den Autogläubigen steht das noch bevor. TFI

Quellen und jeweiliger Datenstand

- UN Population Prospects (Stand 2024);
- UNAIDS (Stand 2023);
- FAO (Stand 2022);
- Weltbank, Our World in Data (Stand 2020);
- Sipri Military Expenditure Database, inflationsbereinigt (Stand 2023); eigene Berechnung auf Basis von Angaben der Top-Ten-Staaten (Stand 2024);
- Zentralverband Zoologischer Fachbetriebe (Stand 2023);
- OECD und Destatis (Stand 2023);
- DTB, DFB, DSSV (Stand 2023/24);
- Destatis (Stand 2023);
- Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (Stand 2023);
- International Diabetes Federation (2021), The Lancet (Stand 2022);
- Destatis (Stand 2024);
- Destatis (Stand 2024);
- Novo Nordisk Foundation (Stand 2024);
- Bundesärztekammer (Stand 2023);
- V-DEM Institute Universität Göteborg, Our World in Data (Stand 2023);
- Forbes (Stand 2024);
- Deutscher Bundestag (2017);
- Allensbach, Antidiskriminierungsstelle, Emnid, Insa, Eurobarometer (unterschiedliche Zeitpunkte);
- Unesco (Stand 2021);
- Wikipedia;
- Scripps Oceanographic Institution (Stand 10/2024);
- FFA (Stand 2024, Hochrechnung 2. Halbjahr 2024);
- R+V (Stand 2024);
- Destatis (Stand November 2024);
- Kiela et al. (Stand 2021);
- ADAC, DKB, EKD (Stand 2023);
- BDEW (Stand 2024, mit Prognosen für Nov./Dez.);
- FAO (Stand 2022);
- Destatis (Stand 2023);
- Our World in Data

25. Strommix



Vor 25 Jahren lieferte Kernkraft einen fast fünfmal höheren Stromanteil als Sonne, Wind und Co. – die heute dominieren. TFI

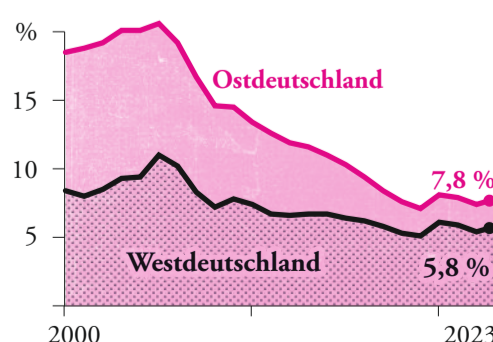
26. Pilze

450 %

Zuwachsrate

Global steigt der Fleischkonsum, in Deutschland und anderswo sinkt er. Ersatz ist gefragt: Seit 2000 hat sich der Konsum von Sojabohnen verdoppelt, von Avocado verdreifacht. Am stärksten aber legten die Pilze zu. TFI

27. Arbeitslosigkeit



Mehr als zehn Prozentpunkte lagen im Jahr 2000 die Arbeitslosenquoten in Ost und West auseinander. Heute? Zwei Prozentpunkte. TFI

28. Urbanisierung

2007

überholten die Städte das Land

Sieben Jahrtausende hat es gedauert! Um 5000 vor null entstanden die ersten Städte, doch stets lebten mehr Menschen in Dörfern. Bis zum Jahr 2007, seitdem stellen Stadtbewohner die Mehrheit der Menschheit. STX

Links zu den Quellen dieser WISSEN-Ausgabe finden Sie unter www.zeit.de/wq/2025-01



JAZZY GABERT
GRÜNDERIN SIRIUS SPORTS ENTERTAINMENT

Mit kreativen Konzepten neue Wege gehen

„2025 soll meine neue Wrestling-Schule in Thüringen zum Magnet für internationale Talente und Gäste werden. Mein Ziel: eine einzigartige Plattform schaffen, die Wrestling, Kulinarik und kulturellen Austausch vereint.“

Neue Marktchancen durch neue Technologien

„Generative KI wie ChatGPT wird 2025 viele Entscheidungen prägen, da immer mehr Menschen dort nach Antworten suchen. Mein Ziel ist es, die Sichtbarkeit von Marken, Produkten und Menschen für solche Plattformen zu stärken, damit sie zur ersten Antwort werden.“



FREDERIC ANDES
GRÜNDER & CEO VALHALLA SKI

Wachstum mit neuen Mitarbeitenden und Partner:innen

„Mein Ziel für 2025 ist es, weiter organisch zu wachsen. Ich möchte mich personell breiter aufstellen und im Vertrieb neue Partner finden. Und nach wie vor so viel Freude mit und an meinem Unternehmen haben wie bisher.“



EMRE CELIK & ANJA HÖBEL
GRÜNDER:INNEN OCCTOPUS

Mit starken Partner:innen aus der Wissenschaft Toleranz fördern

„2025 arbeiten wir gemeinsam mit einem Universitätsklinikum in Kindergärten daran, die frühkindliche Entwicklung von Vorurteilen messbar zu machen und durch unsere spielerische App gezielt aufzubrechen – ein bedeutender Meilenstein für mehr Toleranz.“



KERSTIN SCHIEFELBEIN
GRÜNDERIN COBRANDED STUDIO. FEMVISIBLE



EMANUELE MONACO
CO-FOUNDER & GESCHÄFTSFÜHRER TEECH

Fokussierung und Wachstum, um junge Menschen zu begeistern

„Dieses Jahr hat den Kurs gesetzt: 2025 bringen wir das Know-How innovativer Unternehmen und spannender Vorbilder in noch mehr deutsche Klassenzimmer, um junge Talente für ihre Zukunft zu begeistern und Lehrkräfte an der richtigen Stelle zu entlasten.“

GEMEINSAM FÜR EINE ERFOLGREICHE ZUKUNFT

Was macht Unternehmer:innen erfolgreich? Große Träume, Mut, Risikobereitschaft und immer wieder Neues auszuprobieren. Wir bei Lexware unterstützen mit digitalen Lösungen, Wissen und Netzwerken, um die Zukunft erfolgreich zu gestalten.

Zehn Unternehmer:innen teilen Gelerntes aus 2024 und Geplantes für 2025. Um mit großen Visionen, kleinen Meilensteinen und mutigen Plänen zu inspirieren.

Wir wünschen Euch allen ein erfolgreiches Jahr 2025!
www.lexware.de

Lexware



AMANDA MAIWALD
CEO & CO-FOUNDER COMPLORI

Immaterielle Ressourcen nutzbar machen und monetarisieren

„Ideen, andere Ansätze, Netzwerke und Know-how haben einen Wert, den wir in den letzten Jahren zu oft, im Vertrauen, in der Akquise, einfach verschenkt haben. Wir haben die Impulse geliefert, jemand anders hat davon profitiert. Das müssen und wollen wir in Zukunft vermeiden.“

Mitarbeiterentwicklung und interne Kommunikation stärken

„Mein wichtiges Learning aus dem Jahr 2024: Gutes Leadership besteht zu einem großen Teil aus guter Kommunikation. Zur richtigen Zeit die richtigen Menschen mit nachvollziehbarer Kommunikation „ins Boot zu holen“ ist wichtig, um allen Teammitgliedern zu ermöglichen, ihr Bestes zu geben.“



MAX SALAMON
CEO THE COLONY



DR. VIVIEN KARL
CO-FOUNDER & CEO DR. VIVIEN KARL

Mit einem starken Team nach vorne

„Ich habe im Jahr 2024 gelernt, dass die ersten Mitarbeiter:innen eines Unternehmens die wichtigsten Key Hires sind. Deshalb kann ich mit Stolz sagen, dass unser Erfolg vor allem auf unserem starken Team beruht, das ich nicht mehr missen möchte.“



CHRISTIAN STEIGER
GESCHÄFTSFÜHRER LEXWARE

Innovationen vorantreiben: Der Gamechanger für Selbstständige

„Mit KI werden wir zum radikalen Schöpfer und revolutionieren die Art, wie Unternehmen gesteuert werden. Was bisher Unternehmen mit hohen Budgets vorbehalten war, zum Beispiel teure Beratungsleistungen, wird jetzt für Solo-Selbstständige und kleine Unternehmen einfach und zugänglich. 2025 wird das Jahr, in dem wir mit einer völlig neuen Software-Kategorie unsere Vision des digitalen Beraters für die Hosentasche Wirklichkeit werden lassen.“



LOUISA PLASBERG & RONJA HOFFACKER
GRÜNDERINNEN EQUALY

Mehr Kund:innen gewinnen für mehr Gleichberechtigung!

„2024 haben wir mit Arbeitgebern von Konzernen bis Mittelstand Vereinbarkeit einfacher gemacht! Wie cool wäre es, wenn Eltern in 2025 dank equaly in noch viel mehr Unternehmen ganz selbstverständlich Job- und Elternrolle in Einklang bringen können?“

21. Jahrhundert

Die nächsten drei Viertel

75 Jahre sind es noch bis zur nächsten Centennial-Feier. In dieser Zeit fliegen Kometen an der Erde vorbei, Fristen für Klimaschutzziele laufen ab, und Jubiläen stehen an VON STEFAN SCHMITT UND URS WILLMANN



350 Mio.

Exemplare dieses Gebäcks

werden jedes Jahr verkauft. Im Osten Deutschlands sagt man dazu **Pfannkuchen**, im Nordwesten, im Südwesten und weit drüben im Westen (einschließlich Ostbelgien) **Berliner**. Bayern, Südtiroler und Österreicher sprechen von **Krapfen** oder **Faschingskrapfen**. In Hessen sagt man **Kräppel**.

WISSEN II

Psychiatrie

Schock und Trauer nach dem Attentat
in Magdeburg halten an



Foto: Filip Singer/epa

Wie erkenne ich, wer gefährlich ist?

Der Psychiater Matthias Albers erklärt, wann Wahnvorstellungen und Psychosen bedrohlich werden – und bei welchen Warnzeichen man Hilfe holen sollte

DIE ZEIT: Herr Albers, es gibt Berichte, der mutmaßliche Attentäter von Magdeburg habe Wahnvorstellungen gehabt und sich verfolgt gefühlt. Wie erkennt man solche psychischen Auffälligkeiten?

Matthias Albers: Viele solcher Menschen funktionieren in ihrem Alltag noch gut. Sie haben einen Job, eine Wohnung, Geld. Auch wenn sie möglicherweise im Geheimen ein ganz anderes Leben führen: Wenn sie nach außen hin unauffällig wirken, dann gibt es kaum eine Möglichkeit, eine psychische Krankheit zu erkennen.

ZEIT: Wenn jemand im Internet und in sozialen Medien wirre Theorien äußert, also für viele Menschen öffentlich sichtbar: Ab wann ist so etwas erkennbar krankhaft?

Albers: Es gibt viele Menschen, die in irgendeiner Weise psychisch auffällig sind und in sozialen Medien oder im Internet auf irgendwelchen Seiten im Kommentarbereich ihrer Wut und Verachtung Ausdruck verleihen. Das ist aber meist noch weit davon entfernt, Ausdruck einer psychischen Störung zu sein.

ZEIT: Wenn eine Person sich verfolgt fühlt und erklärt, die Polizei stecke mit ihren Feinden unter einer Decke: Ist so etwas nicht schon ein offensichtlicher Wahn?

Albers: Solche Vorstellungen von geheimen Verschwörungen gibt es recht häufig. Wenn aber jemand nicht nur allgemein äußert, dass es eine Verschwörung gibt, sondern konkret davon erzählt, was er selber erlebt, dann sieht das anders aus.

ZEIT: Können Sie ein Beispiel nennen?

Albers: Wenn jemand etwa sagt: »Bei mir vor dem Haus stehen immer wieder graue Autos rum, da sitzen Leute drin, die gucken so komisch zu meiner Wohnung rüber, die sind bestimmt hinter mir her.« An diesem Punkt müsste man eine psychische Erkrankung vermuten. Man muss aber auch sagen: Ein Attentat ist ein sehr extremes und seltenes Ereignis. Dem vorzubeugen, ist aus psychiatrischer Sicht ausgesprochen schwierig. Es muss kon-

krete Vorfälle gegeben haben, die auf so eine Tat hinweisen.

ZEIT: Was meinen Sie damit?

Albers: Jemand, der im Rahmen einer psychischen Erkrankung eine schwere Körperverletzung oder ein Tötungsdelikt begeht, ist nicht selten schon vorher mehrfach wegen leichter Körperverletzungen oder Bedrohungen aufgefallen, die er im psychotischen Zustand begangen hat, und deshalb auch häufig bereits in Behandlung gewesen.

ZEIT: Was ist mit Vorfällen, die häufiger vorkommen? Wie oft sind psychiatrische Erkrankungen tatsächlich gefährlich?

Albers: In den meisten Fällen sind sie ungefährlich.

ZEIT: Wie kann man im Alltag bemerken, wenn Menschen aus dem eigenen Umfeld erkrankt sind und womöglich für sich und andere zur Bedrohung werden?

Albers: Anzeichen für eine psychiatrische Störung wären etwa, wenn jemand nachts immer wieder laut redet, rumschreit. Und wenn er das nicht nur nachts in seiner Wohnung tut, sondern auch schon im Treppenhaus, dann ist das noch wahrscheinlicher. Das bedeutet aber noch keine Gefährdung für andere.

ZEIT: Was ist mit den Menschen, die man häufiger mal in Fußgängerzonen sieht, die schreien oder mit sich selber reden?

Albers: Davon sind tatsächlich viele sowohl der Polizei wie dem Ordnungsamt und auch dem Sozialpsychiatrischen Dienst der Gesundheitsämter gut bekannt und möglicherweise schon viel öfter von der Polizei in Gewahrsam genommen oder in einer Klinik untergebracht worden, als man sich das vorstellt. In den allermeisten Fällen sind sie nicht gefährlich. Wenn aber jemand stark unter Substanzeinfluss steht, extrem alkoholisiert ist oder Kokain oder Crack konsumiert hat und gegenüber anderen aggressiv wird, etwa Flaschen schmeißt, dann schon, dann sollte man die Polizei anrufen.

ZEIT: Was ist mit dem randalierenden Nachbarn?

Albers: Auch der stellt meistens keine Gefahr dar. Aber wenn Sie so einen Nachbarn haben, dann braucht er möglicherweise Hilfe und Unterstützung. Darum sollten Sie das Gesundheitsamt oder direkt den Sozialpsychiatrischen Dienst informieren. Die Menschen haben ja möglicherweise eine psychische Krankheit, zum Beispiel eine beginnende Demenz, bei der der Betroffene denkt, dass Leute in seine Wohnung eindringen und ihn vertreiben wollen.

ZEIT: Wie häufig bekommen Sie Meldungen über auffällige Nachbarn?

Albers: Schon recht häufig. Die Spannweite dabei ist aber groß, von harmlos bis schwerwiegend ist alles dabei.

ZEIT: Was gilt bei Ihnen als eine harmlose Meldung?

Albers: Vor ein paar Jahren hat sich bei unserem Sozialpsychiatrischen Dienst in Köln mal ein Vermieter gemeldet, der meinte, seine Mieter seien offensichtlich psychisch krank, denn sie würden während der nächtlichen Ruhezeiten die Waschmaschine benutzen und sie hätten eine bunte Lichterkette an ihren Balkon gehängt – so etwas mache doch kein normaler Mensch.

ZEIT: Und wann ist es wirklich ein konkreter Hinweis auf eine psychische Erkrankung?

Albers: Wenn jemand etwa davon berichtet, dass sein Nachbar Stimmen hört.

ZEIT: Woran erkennt man das?

Albers: Wenn der Nachbar laut redet oder schreit und es sich anhört, als würde er telefonieren, als gäbe es also jemanden, mit dem er spricht oder den er beschimpft. Ein Warnzeichen ist es, wenn die Stimmen demjenigen sagen, dass er bestimmte Dinge tun soll, wenn es also sogenannte imperative Stimmen sind.

ZEIT: Warum?

Albers: Weil dann das Risiko groß ist, dass die Stimmen dem Betroffenen auch befehlen können, jemandem Gewalt anzutun, ihn zu schlagen oder sogar mit einem Messer zu verletzen. Richtig hoch ist die Gefahr, wenn jemand gegenüber einer Person die Überzeugung ent-

wickelt, dass derjenige gar nicht diese Person ist, sondern ein Doppelgänger.

ZEIT: Wenn er also etwa die eigene Frau oder einen Freund für einen Doppelgänger hält ...

Albers: ... genau. Der Betroffene denkt dann, dass sich jemand eingeschlichen habe, der seinen besten Freund oder seine Frau auf irgendeine Weise beseitigt hat, jetzt in dessen Gestalt erscheint und ihm etwas Böses antun will.

ZEIT: Wie äußert sich so ein Verhalten konkret, was sagen die Betroffenen dann?

Albers: »Du bist doch nicht der, für den du dich ausgibst. Hör auf mit dem Mist, und erzähl mir, was du mit meiner Frau gemacht hast.« In den Augen des Betroffenen leugnet dann dieser Doppelgänger, dass er ein Doppelgänger ist, und behauptet dreist, dass die echte Ehefrau oder der Freund sei. Und in so einem psychotischen Zustand ist das Risiko sehr hoch, dass der Betroffene eine schwere Gewalttat oder ein Tötungsdelikt begeht.

ZEIT: Was kann man dann tun?

Albers: Erst einmal kann man sich beim Sozialpsychiatrischen Dienst beraten lassen. Aber wenn man konkret in einer solchen Bedrohungssituation ist: die Polizei rufen. Schon die imperativen Stimmen sind durchaus eine sehr ernste Sache, weil denen immer wieder Menschen nicht widerstehen können und den »Befehlen« dann auch tatsächlich Taten folgen lassen. Die Betroffenen sollten in eine Klinik gebracht werden, notfalls auch gegen ihren Willen. Aber der Doppelgängerwahn ist der Klassiker für ein extrem hohes Risiko.

ZEIT: Wie gehen Sie vor, wenn sich etwa jemand beim Sozialpsychiatrischen Dienst meldet und von einem Nachbarn berichtet, der nachts immer wieder schreit?

Albers: Um zu klären, was tatsächlich los ist, ist ein Hausbesuch das beste Mittel. Aber man muss sich vorher immer gut überlegen, was man tut. Wir befragen dann denjenigen, der sich meldet, wie genau sich der Nachbar verhält. Behauptet er, jemand blase ihm Giftgas in die Wohnung oder störe mit einem Apparat

sein Internet? Hat er konkrete Bedrohungen geäußert? Hat er sogar schon mal versucht, eine Tür einzutreten? Dann würden wir uns schon überlegen, ob wir da nicht Amtshilfe von der Polizei anfordern.

ZEIT: Und wenn es eher harmlos klingt?

Albers: Wenn wir nicht mit einer akuten Gefährdung rechnen müssen, dann würden wir zu zweit hingehen, an der Tür klingeln und unsere Hilfe anbieten, etwa ein Beratungsangebot machen.

ZEIT: Nicht jeder wird auf Ihr Angebot eingehen, viele werden Sie nicht mal reinlassen.

Albers: Das stimmt. Aber wenn wir das Gefühl haben, dass wir dranbleiben sollten, dann kommen wir einfach immer mal wieder und gucken, ob wir beim nächsten Mal mehr Glück haben und der Kontakt gelingt.

ZEIT: Woran können Sie denn erkennen, dass es nicht besser wird bei dem Betroffenen?

Albers: Wenn er etwa nicht mehr nur schimpft, sondern irgendwann auch konkrete Drohungen ausspricht, dann ist das ein Zeichen dafür, dass sich die Situation zuspitzt.

ZEIT: Kann man so jemanden dann in eine Klinik einweisen lassen?

Albers: Nein. Wenn nicht erkennbar ist, dass es tatsächlich zu Körperverletzungen oder anderen schwerwiegenden Delikten kommen wird, dann reicht das meist nicht für einen Unterbringungsantrag ans Amtsgericht. Dann bleibt nur, die Sache zu beobachten und die Nachbarn zu instruieren, dass sie die Polizei rufen sollen, wenn es zu konkreteren Androhungen oder sogar körperlichen Übergriffen kommt.

Die Fragen stellte **Jan Schweitzer**

Matthias Albers leitet in Köln den Sozialpsychiatrischen Dienst, der häufig die erste Anlaufstelle für Menschen in psychischen Krisen ist.

Zudem ist er Sprecher des Fachausschusses Psychiatrie beim Bundesverband der Ärztinnen und Ärzte im öffentlichen Gesundheitsdienst

STELLENMARKT

Die Position: Eine Reise zum Mond ist kein Selbstzweck!

Nicht Prestigeprojekte sind das Ziel der europäischen Raumfahrt, sondern das Leben auf der Erde zu verbessern VON JOSEF ASCHBACHER

2025 wird die Esa-Ministerratskonferenz erstmalig in Bremen stattfinden. Wenn dort im November das höchste Entscheidungsgremium der Europäischen Weltraumorganisation tagt, steht einiges auf dem Spiel. Europa muss künftig in der Raumfahrt noch enger zusammenarbeiten, um seine Wirtschaft zu stärken und seinen globalen Einfluss auszubauen. Innovation ist der Eckpfeiler des Wohlstands, doch Europa hat Mühe, mit dem Tempo seiner globalen Konkurrenten Schritt zu halten. Daher muss es ein integratives Wirtschaftswachstum anstreben und sich auf nachhaltige Wettbewerbsfähigkeit, wirtschaftliche Sicherheit, Autonomie und fairen Wettbewerb konzentrieren.

Europa ist führend in den Bereichen Weltraumforschung, Erdbeobachtung und Navigation. Die Esa arbeitet bei internationalen Missionen wie dem James-Webb-Weltraumteleskop eng mit der US-amerikanischen Weltraumorganisation Nasa zusammen. Sie betreibt selbst hochkarätige europäische Missionen wie

das Euclid-Weltraumteleskop, das in detaillierten Himmelskarten den Einfluss der Dunklen Energie und Dunklen Materie auf Milliarden von Galaxien sichtbar macht. Ich bin überzeugt, dass diese Daten Forschung ermöglichen, die künftig Nobelpreise einbringen wird.

Europa kann viele weitere höchst erfolgreiche Projekte vorweisen: zum Beispiel Copernicus, das weltweit größte Erdbeobachtungsprogramm, das den Klimawandel erkennt und einzudämmen hilft, und Galileo, ein Satelliten-navigationsprogramm, das genauer ist als das amerikanische GPS. Projekte wie diese haben Branchen von der Präzisionslandwirtschaft bis zur Paketzustellung beflügelt. Aber wir müssen mehr tun, um Europas wirtschaftlichen Erfolg voranzutreiben.

Fast 50 Jahre lang hat die Esa Europas Forschung und Entwicklung im Weltraum geleitet und eine dynamische Raumfahrtindustrie gefördert, in jüngster Zeit zunehmend in Zusammenarbeit mit der EU. Dabei liegt Europas



Josef Aschbacher
ist Generaldirektor
der Europäischen
Weltraumorganisation
(Esa)

Fokus darauf, den Weltraum zu nutzen, um das Leben auf der Erde zu verbessern. Konkret bedeutet das auch, dass Europa nicht einfach den USA, China und Indien nachhaken sollte, indem es sich am Wettlauf zum Mond beteiligt.

Die Verbindungen zwischen Verteidigungs- und Raumfahrtindustrie sollten gestärkt werden, heißt es in einem kürzlich veröffentlichten Bericht des ehemaligen finnischen Präsidenten Sauli Niinistö über die zivile und militärische Einsatzbereitschaft Europas. Europa kann sicher sein, dass die Rechts- und Security-Konzepte der Esa es ihr ermöglichen, Arbeiten mit Dual-Use-Charakter und sicherheitsrelevante Projekte durchzuführen, wenn dies von den Mitgliedsstaaten und der EU gewünscht würde. Tatsächlich hat die Esa das abgesicherte Signal entwickelt, das im Galileo-Navigations-system verwendet wird; und unsere Ingenieure arbeiten bereits an Quantenverschlüsselung, Cybersecurity und sicherer Regierungskommunikation.

Um Innovation und Wirtschaftswachstum anzukurbeln, muss Europa mehr private und öffentliche Mittel für die Raumfahrt anziehen. Als Grundlage dafür würde die langjährige Expertise der Esa und ihres gut etablierten Verbundes von Gründerzentren dienen. Die Esa kann mit der EU zusammenarbeiten, um ein Netzwerk von Raumfahrtinvestoren aufzubauen. Für Risikokapital- und Private-Equity-Fonds würde das die Eintrittsschwellen senken.

Auf der Erde ist die Raumfahrt nicht nur für das tägliche Leben von Rettungsdiensten bis zum Bankwesen von entscheidender Bedeutung, sondern auch für die Schaffung von Wohlstand. Wenn wir diesen weiterhin sichern wollen, müssen wir uns um europäische Köpfe bemühen und die Zersplitterung der Budgets und Ambitionen verhindern. Damit Europa in der neuen Weltordnung erfolgreich sein kann, müssen wir uns im Weltraum vereinen.

ANZEIGE

www.zeit.de/jobs

TOP ARBEITGEBER

STELLENMARKT

Am Puls der Erde: Das GFZ Helmholtz-Zentrum für Geoforschung in Potsdam



Deutschlands nationales Zentrum für die Erforschung der festen Erde hat seinen Hauptsitz auf dem Potsdamer Telegrafenberg

„Ein Beitrag des GFZ Helmholtz-Zentrums Potsdam Bewegte Zeiten in Potsdam: Zum Jahreswechsel wird sich nicht nur der Name des Deutschen GeoForschungsZentrum GFZ ändern – ab 1. Januar 2025 heißt es GFZ Helmholtz-Zentrum für Geoforschung –, sondern es möchte auch seinen Vorstand komplettieren. Der oder die Stellinhaberin wird das GFZ Helmholtz-Zentrum für Geoforschung in Potsdam zusammen mit der wissenschaftlichen Vorständin Prof. Dr. Susanne Buitter leiten, die zugleich Sprecherin des Vorstandes ist.“

„Am Puls der Erde, um sie als lebensfreundlichen Planeten zu erhalten“. So lautet die Vision des GFZ und danach richtet es seine Forschung aus. Die Mission der rund 1200 Beschäftigten sowie der ca. 500 Gäste ist es, unseren dynamischen Planeten zu erforschen: vom Kern zur Kruste, vom Sandkorn zum Kontinent, von der Oberfläche bis ins All und von der Urzeit bis in die Zukunft. Sie arbeiten daran, Grundlagenforschung in praktische Lösungen zu übersetzen, die ein nachhaltiges Leben auf der Erde sichern.

Für die Umsetzung dieser Mission wurde ein umfassendes Know-how in Geodäsie, Geophysik, Geologie, Mineralogie, Geochemie, Mathematik, Modellierung und Ingenieurwesen entwickelt, ergänzt durch herausragende methodische und technologische Expertise sowie modernste Infrastruktur.

Die neu zu besetzende Führungsposition des Administrativen Vorstandes wird den gesamten kaufmännischen und administrativen Geschäftsbereich verantworten, der Recht, Personal, Finanzen, Einkauf, Technische und Allgemeine Dienste sowie wichtige Mandatsaufgaben und den Haushalt mit einem jährlichen Budget von 120 Millionen Euro (inklusive Drittmitteln) umfasst. Dazu werden umfassende Kenntnisse betriebswirtschaftlicher Prozesse für das erfolgreiche Finanzmanagement einer Forschungseinrichtung und idealerweise eine Affinität zu technisch-wissenschaftlichen Fragestellungen einschließlich der Digitalisierung administrativer Prozesse vorausgesetzt.

Gesucht wird eine erfahrene Führungspersönlichkeit, die die exzellenten Gestaltungsmöglichkeiten im Wissensmanagement des GFZ schätzt und gleichzeitig eine mehrjährige Erfahrung in leitenden Funktionen des Forschungsmanagements einer öffentlich finanzierten Einrichtung – vorzugsweise außer-universitär – nachweisen kann.

Helmholtz-Zentrum Potsdam Deutsches GeoForschungs-Zentrum GFZ

Gründungsdatum:
1. Januar 1992
Beschäftigte:
ca. 1.200 Beschäftigte sowie ca. 500 Gäste
Jahresbudget:
ca. 120 Mio. Euro einschließlich eingeworbener Drittmittel

Erstkontakt sowie Fragen zum Bewerbungsverfahren:
Personalberatung BELOW TIPPMANN & COMPAGNIE GmbH
Simone Pfister und Anne Wieland
Tel: +49 (0)30-2063 279-14 bzw. -23

Bewerbungsunterlagen an:
Herr MinR Dr. Wolf Junker (Vorsitzender des Kuratoriums GFZ)
E-Mail an: info@bt-personalberatung.de

GFZ
Helmholtz-Zentrum
POTSDAM

HELMHOLTZ-ZENTRUM POTSDAM
DEUTSCHES
GEOFORSCHUNGSZENTRUM

Thinking the Future
Zukunft denken

RWTH AACHEN
UNIVERSITY

W2-Universitätsprofessur Softwarearchitektur Fakultät für Mathematik, Informatik und Naturwissenschaften

Die RWTH Aachen ist eine der Exzellenzuniversitäten Deutschlands und genießt weltweit ein hohes Ansehen in Forschung und Lehre. Zum nächstmöglichen Zeitpunkt wird an der Fakultät für Mathematik, Informatik und Naturwissenschaften eine W2-Universitätsprofessur besetzt, die das Fach Softwarearchitektur in Forschung und Lehre vertritt.

Forschungsschwerpunkte der Professur sollen auf einem oder mehreren Aspekten der Forschung im Bereich der Softwarearchitektur liegen. Methodische, konstruktive und analytische Mittel auf Basis von Architektur Pattern, Modellierung, Testen und Produktlinien sind zu erforschen, um nichtfunktionale Eigenschaften von Software effektiv zu optimieren.

Weitere Informationen erhalten Sie unter:
www.rwth-aachen.de/jobs/professuren
Bewerbungsfrist ist der 10.02.2025.



HM Hochschule München University of Applied Sciences

An der Hochschule München ist an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften ab dem Wintersemester 2025/26 oder später folgende Stelle zu besetzen:

Professur für Pflegewissenschaft mit Schwerpunkt Medizin (W2)

Kennziffer: BV 1183

Erfahren Sie mehr in der detaillierten Stellenausschreibung unter: <https://stellen.hm.edu/b896c>

Bewerben Sie sich über unser Online-Portal bis zum 24.02.2025.

Wir freuen uns darauf, Sie kennenzulernen!

FAMILIE IN DER HOCHSCHULE UAS7 UNIVERSITÄT AN DER UNIVERSITÄT WÜRZBURG INUAS UNIVERSITÄT WÜRZBURG



Katholische
Stiftungshochschule
München
University of Applied Sciences

An der Katholischen Stiftungshochschule München sind am Campus München zum 01.10.2025 oder später folgende Stellen zu besetzen:

- ❖ **Professur für Hebammenwissenschaft** (W2, 100 %)
- ❖ **Schwerpunktprofessur Gesellschaftliche Transformation und Teilhabe im Lebensverlauf und Alter** (W2, 100 %, davon 33,33 % für Forschung, befristet für drei Jahre)

Die ausführlichen Stellenausschreibungen mit den jeweiligen Einstellungsvoraussetzungen finden Sie online unter karriere.ksh-m.de.

FernUniversität in Hagen

An der FernUniversität in Hagen ist zum nächstmöglichen Zeitpunkt die Stelle **des*der Kanzler*in (w/m/d)** neu zu besetzen.

Als einzige staatliche FernUniversität im deutschen Sprachraum und zugleich größte deutsche Universität ist die FernUniversität in Hagen seit 50 Jahren Vorreiterin auf dem Feld des lebensbegleitenden und lebenslangen Lernens. An ihren fünf Fakultäten ermöglicht sie ein hochklassiges wissenschaftliches Studium für Menschen weltweit, die eine Alternative zum reinen Präsenzstudium suchen. Mit ihrem Blended Learning-Konzept nimmt die FernUniversität eine führende Rolle im Digitalisierungsprozess der Hochschulen ein. Ihre Campusstandorte im In- und Ausland fördern die Internationalisierung der Hochschule. Forschung ist zentral für das universitäre Selbstverständnis der FernUniversität – profilbildende Forschungsaktivitäten werden in einem Forschungszentrum, drei Forschungsschwerpunkten, Netzwerken und Gruppen gebündelt, in denen Wissenschaftler*innen interdisziplinär zusammenarbeiten. Die Zentrale Hochschulverwaltung gliedert sich in sechs Dezernate, die die Aufgaben der Hochschule in Planung, Verwaltung und Rechtsangelegenheiten erfüllen. Mit ihren Partner*innen aus Wirtschaft und Gesellschaft beteiligt sich die FernUniversität aktiv an der regionalen Entwicklung. Querschnittsthemen wie Gleichstellung, Inklusion, Diversität und Nachhaltigkeit misst sie eine besondere Bedeutung bei.

Ihre Aufgaben

- Gestaltung der Zukunft der Universität als hauptamtliches Mitglied des Rektorats in enger und vertrauensvoller Zusammenarbeit mit den weiteren Rektorsmitgliedern
- Leitung der Zentralen Universitätsverwaltung und Dienstvorsetzte* der wissenschaftsunterstützenden Personals der Universität
- Verantwortung für Haushalt, Wirtschafts- und Personalverwaltung
- Vertretung des*der Rektor*in in Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten
- Vorantreiben der digitalen Transformation und Verwaltungsmodernisierung

Ihr Profil

- Vorausgesetzt werden ein abgeschlossenes Hochschulstudium sowie mehrjährige Leitungserfahrung an verantwortlicher Stelle mit ausgewiesener Kompetenz in zeitgemäßer Personalführung, vorzugsweise im Hochschul- oder Wissenschaftsbetrieb.
- Sie haben ausgeprägte Erfahrung in der Gestaltung betriebswirtschaftlicher Prozesse und verfügen über finanzwirtschaftliche, hochschul- und personalrechtliche Kenntnisse.
- Weiter haben Sie Erfahrung im Qualitäts- und Veränderungsmanagement mit modernen Steuerungsinstrumenten im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung sowie auf dem Feld der digitalen Transformation und Verwaltungsmodernisierung.
- Sie weisen Expertise in der Personal- und Organisationsentwicklung auf und verfügen über ein gleichstellungsbezogenes, inklusives- und diversitätsorientiertes Verständnis und Handeln sowie über eine ausgeprägte Dienstleistungs- und Serviceorientierung in Bezug auf Verwaltung, Forschung, Lehre und Studium.
- Sie verfügen über ausgeprägte konzeptionelle und strategische Fähigkeiten.
- Ein ausgeprägtes Geschick im Zusammenwirken mit unterschiedlichen Gremien, Interessensvertretungen und Partner*innen innerhalb und außerhalb der Universität sowie Erfahrungen im Umgang mit Politik, Wirtschaft und Verbänden runden Ihr Profil ab.

Der*die Kanzler*in wird von der Hochschulwahlversammlung der FernUniversität für die Dauer von sechs Jahren in der ersten bzw. vier Jahren bei jeder weiteren Amtszeit gewählt. Die Einstellung erfolgt in einem Beamtenverhältnis auf Zeit oder privatrechtlichen Dienstverhältnis. Die Besoldung oder Vergütung erfolgt nach Besoldungsgruppe W3 zuzüglich Funktionsleistungsbezüge; Leistungszulagen sind verhandelbar.

Bewerber*innen werden gebeten, ihre aussagekräftige Bewerbung als vertrauliche Personalsache bis zum **28.02.2025** postalisch oder per E-Mail an die Vorsitzenden der Findungskommission Frau Christiane Schönefeld und Prof. Dr. Jürgen Nagel, Universitätsstr. 47, 58097 Hagen, zu richten. Für Rückfragen stehen die Vorsitzenden unter der angegebenen E-Mail-Adresse gerne zur Verfügung.

E-Mail: findungskommission@fernuni-hagen.de
Die Findungskommission wird im Besetzungsverfahren durch Leaders In Science – Die DHV-Personalberatung unterstützt. Für weitere Informationen zu der ausgeschriebenen Position und für den persönlichen Kontakt steht Ihnen Anne Schermer unter personalberatung@hochschulverband.de zur Verfügung.

Geschlechtergleichstellung und Chancengerechtigkeit werden an der FernUniversität in Hagen gefördert. Die Ausschreibung richtet sich ausdrücklich an alle Geschlechter (w/m/d); Bewerbungen von Frauen werden gemäß Landesgleichstellungsgesetz bevorzugt berücksichtigt. Die Rechte der Menschen mit einer Schwerbehinderung oder ihnen gleichgestellter Personen, bei gleicher Eignung bevorzugt berücksichtigt zu werden, bleiben unberührt.

Mit der postalischen oder digitalen Einreichung Ihrer Bewerbung an die o. a. E-Mail-Adresse willigen Sie ein, dass Ihre Bewerbungsunterlagen zum Zwecke des Findungsverfahrens verarbeitet, gespeichert und verwendet werden.



Dual Career Netzwerk | Ruhr

Familienfreundliche FernUniversität



Für weitere Informationen bitte QR-Code scannen!

Studium generale

BEOBSACHTET VON JULIAN FIEBACH



Das sagt der Professor
Sie erinnern sich an den großen Tarifstreit zwischen der Bahn und dem damaligen Gewerkschaftschef Claus Weselsky?

Erwin Amann lehrt Volkswirtschaft an der Universität Duisburg-Essen

Worum geht's ... in der Spieltheorie?

VON CHRISTINE PRUSSKY

Das sagt der Student
In VWL habe ich mich nicht mit der Absicht eingeschrieben, etwas über Spieltheorie zu erfahren.

Matthias Weichelt studiert im dritten Mastersemester Volkswirtschaftslehre an der Universität Duisburg-Essen

Gut zu wissen

Fach und Studium: Die Spieltheorie wurzelt in der Mathematik und findet vor allem in den Wirtschaftswissenschaften Anwendung. Die »kooperative Spieltheorie« ist überwiegend in der Mathematik, die »nichtkooperative Spieltheorie« eher in den Wirtschaftswissenschaften beheimatet.

ANZEIGE

WISSENSCHAFTLICHER STELLENMARKT

www.jobs.zeit.de

Technology Arts Sciences TH Köln

Die TH Köln zählt zu den innovativsten Hochschulen für Angewandte Wissenschaften. Sie ist Mitglied in der Hochschul-Allianz UAS 7. Wir bieten 21.100 Studierenden sowie 1.000 Wissenschaftler*innen aus dem In- und Ausland ein inspirierendes Lern-, Forschungs- und Arbeitsumfeld in den Ingenieur-, Geistes-, Gesellschafts- und Naturwissenschaften.

Professur für Code Quality W 2 | unbefristet | Vollzeit

Professur für Agile Software Development W 2 | unbefristet | Vollzeit

Professur für DevOps & Cloud Computing W 2 | unbefristet | Vollzeit

Professur für Netzarchitekturen und Netzmanagement W 2 | unbefristet | Vollzeit

Professur für Data Driven Modelling W 2 | unbefristet | Vollzeit

Professur für Statistische Methoden in der Künstlichen Intelligenz W 2 | unbefristet | Vollzeit

Professur für Digital Design W 2 | unbefristet | Vollzeit

Professur für Entwicklung interaktiver Medien W 2 | unbefristet | Vollzeit

Die vollständigen Ausschreibungen und weitere Informationen finden Sie unter: www.th-koeln.de/stellen Bitte beachten Sie die jeweilige Bewerbungsfrist.



Kandidat*innen. Kreativität. Kommunikation. Konzepte.

Auch im neuen Jahr unterstützen wir Sie dabei, Ihr Potenzial zu entfalten! Mit uns finden Sie passgenau für jede Stelle die richtigen Köpfe, glänzen als Employer Brand und überzeugen crossmedial.

Wir danken unseren Kunden für die vertrauensvolle Zusammenarbeit und wünschen ein glückliches und gesundes Jahr 2025!

Ihr Team von Dr. Schmidt & Partner



DRSPGROUP

Ernst-Abbe-Hochschule Jena University of Applied Sciences

An der Ernst-Abbe-Hochschule Jena, Fachbereich Medizintechnik und Biotechnologie, ist zum Sommersemester 2026 folgende Professur zu besetzen:

Angewandte Gentechnik Bes.Gr. W 2, Kennziffer: MT/BT 8

Die Professur vertritt das Fachgebiet Angewandte Gentechnik in der Lehre und Forschung. Ziel ist es, Studierenden des Bachelorstudiengangs Biotechnologie und des Masterstudiengangs Pharma-Biotechnologie Fachwissen und Konzepte in den Lehrgebieten Molekulare Genetik sowie Gentechnik, unter besonderer Berücksichtigung Molekularer Testsysteme, praxisnah zu vermitteln.

Den vollständigen Ausschreibungstext finden Sie bitte in der Rubrik "Hochschule" auf unserer Homepage unter www.eah-jena.de

Schriftliche Bewerbungen werden erbeten mit den üblichen aussagefähigen Unterlagen unter Angabe der Kennziffer bis zum 15.02.2025 an den Präsidenten der Ernst-Abbe-Hochschule Jena Carl-Zeiss-Promenade 2, 07745 Jena oder president@eah-jena.de in einer PDF-Datei

Weitere Informationen u. a. zu einzureichenden Unterlagen finden Sie auf der Homepage des Fachbereiches: www.mt.eah-jena.de/

KONTAKT FÜR ANZEIGENKUNDEN

Sie möchten Ihre Anzeige elektronisch übermitteln und haben noch Fragen? Dann rufen Sie uns gerne an oder schreiben uns:

0931 / 6001758

zeit@anzeigeneingang.de

Informationen zum Datenversand per Upload finden Sie unter:

www.anzeigeneingang.de



ZEIT STELLENMARKT

Auf der Suche nach neuen KollegInnen?

Schalten Sie schnell und unkompliziert Ihre Print-Online-Stellenanzeige: stellenmarkt@zeit.de. Wir beraten Sie gern.



Hochschule Niederrhein University of Applied Sciences

An der Hochschule Niederrhein ist im Fachbereich Textil- und Bekleidungstechnik am Standort Mönchengladbach zum 01.03.2025 folgende Professur zu besetzen:

Modedesign HAKA & Sport - analoge und virtuelle Kollektionskonzeption Bes.-Gr. W 2 LBesO W

Die Hochschule Niederrhein fördert durch Forschung und Lehre, Bildung und Wissenstransfer eine neue Generation verantwortungsbewusster Fachkräfte, die den Herausforderungen unserer Zeit gewachsen sind.

www.hs-niederrhein.de/P-07-8-2024

Hochschule Niederrhein. Dein Weg.



HOCHSCHULE FULDA UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES



Eine qualitativ hochwertige Lehre, intensive Forschungstätigkeit, eine starke internationale Ausrichtung und das eigenständige Promotionsrecht zeichnen uns aus. Auf unserem für seine Architektur preisgekrönten Campus finden ca. 9.000 Studierende und rund 850 Beschäftigte, davon mehr als 170 Professor*innen, attraktive Lern-, Lehr- und Arbeitsbedingungen vor.

An der Hochschule Fulda besetzen wir zum Wintersemester 2025/2026 im Fachbereich Sozialwesen folgende Stelle:

PROFESSUR (W2) für das Lehrgebiet

Soziale Arbeit mit Kindern und Familien

Vollzeit, Beamtenverhältnis Bewerbungsverfahrensnummer: 28.01.2025

Detaillierte Informationen zu Aufgabengebieten, Anforderungsprofil sowie Bewerbungsmodalitäten finden Sie unter: hs-fulda.de/stellenangebote



HOCHSCHULE FULDA UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES



Eine qualitativ hochwertige Lehre, intensive Forschungstätigkeit, eine starke internationale Ausrichtung und das eigenständige Promotionsrecht zeichnen uns aus. Auf unserem für seine Architektur preisgekrönten Campus finden ca. 9.000 Studierende und rund 850 Beschäftigte, davon mehr als 170 Professor*innen, attraktive Lern-, Lehr- und Arbeitsbedingungen vor.

An der Hochschule Fulda besetzen wir zum nächstmöglichen Zeitpunkt im Fachbereich Angewandte Informatik folgende Stelle:

TANDEM-PROFESSUR „ANGEWANDTE INFORMATIK“ (W1)

- 50 % Hochschule Fulda sowie 50 % bei einer Praxispartner*in bis zu 4 Jahre befristetes Anstellungsverhältnis, Option zur Überführung in eine reguläre W2-Professur Bewerbungsende: 15.01.2025

Detaillierte Informationen zu Aufgabengebieten, Anforderungsprofil sowie Bewerbungsmodalitäten finden Sie unter: hs-fulda.de/stellenangebote



HOCHSCHULE ANHALT University of Applied Sciences

Die Hochschule Anhalt ist eine der forschungsstärksten Hochschulen des Landes. Im Herzen Mitteldeutschlands bieten wir als innovative Hochschule Forschung und Lehre auf internationalem Niveau sowie beste Studien- und Lebensqualität.

Am Fachbereich Angewandte Biowissenschaften und Prozesstechnik der Hochschule Anhalt, Standort Köthen, ist die

Wissenschaftliche Leitung des „Interdisziplinären Forschungszentrums für eine nachhaltige Lebensmittelproduktion – InFonaL“ verbunden mit einer Forschungsprofessur

Lebensmittelverfahrenstechnik (Bes.-Gruppe W 3)

zum nächstmöglichen Zeitpunkt zu besetzen.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen werden bis zum 09.03.2025 erbeten an den Präsidenten der Hochschule Anhalt. Bitte schicken Sie uns dazu eine Mail mit dem Betreff „Lebensmittelverfahrenstechnik“ an bewerbung@hs-anhalt.de. Sie erhalten von uns einen persönlichen Upload-Link für Ihre digitalen Bewerbungsunterlagen.

Ausführliche Informationen zur Professur finden Sie unter: https://www.hs-anhalt.de/stellenangebote oder über den QR-Code



Die Kant-Oberschule und die Oberschule der Internationalen Schule Berlin suchen zum 15. August 2025 eine

Schulleitung (m/w/d),

die den Schulbetrieb der beiden unter einem Dach vereinten Schulen mit ca. 700 Schülerinnen und Schülern führt. Schwerpunkte unserer Integrierten Sekundarschulen mit gemeinsamer gymnasialer Oberstufe sind die Fachgebiete Englisch, Wirtschaft und Kunst sowie die Wahlmöglichkeit für eine 2- oder 3-jährige Sekundarstufe II.



Nähere Infos finden Sie unter: www.private-kant-schulen.de

b-tu Brandenburgische Technische Universität Cottbus - Senftenberg

In der Abteilung Studium und Lehre ist im Sachgebiet Verfahrensbetreuung Campusmanagementsystem in Cottbus folgende Stelle zum nächstmöglichen Zeitpunkt zu besetzen:

Sachgebietsleiter*in unbefristet, Vollzeit, E 13 TV-L Kennziffer 235/24

Weitere Informationen zur Ausschreibung finden Sie unter: https://www.b-tu.de/stellenangebote



KONTAKT FÜR ANZEIGENKUNDEN

Sie möchten Ihre Anzeige elektronisch übermitteln und haben noch Fragen? Dann rufen Sie uns gerne an oder schreiben uns:

0931 / 6001758

zeit@anzeigeneingang.de

Informationen zum Datenversand per Upload finden Sie unter:

www.anzeigeneingang.de



Im Fachbereich III der Universität Trier ist im Fach Politikwissenschaft voraussichtlich zum 01.10.2025 die folgende Stelle zu besetzen:

W1-Juniorprofessur für Politikwissenschaft, Schwerpunkt Europäische Politik und Governance, mit Tenure Track nach W 2 (LBesG) (m/w/d)

Den vollständigen Ausschreibungstext finden Sie unter https://jobs.uni-trier.de.

Bewerbungen sind bis zum 17.02.2025 erwünscht an dekf3@uni-trier.de.



Wenn Hass zum Geschäftsmodell wird

Nach dem Zweiten Weltkrieg veröffentlicht eine kleine Gruppe US-Intellektueller einen aufsehenerregenden Report zu der Frage, was gegen Fake-News, Propaganda und Faschismus hilft. Anfangs umstritten, sind manche ihrer Einsichten heute beklemmend aktuell VON BERNHARD PÖRKSEN

Im Jahr 1942, die Schrecken des Krieges in Europa vor Augen und erschüttert von der Propaganda der Nazis, hat Henry Luce, Verleger des *Time*-Magazins und einst einer der mächtigsten Publizisten der USA, eine Idee. Er will die Presse reformieren, will sie rüsten für den Kampf gegen den Totalitarismus, sie ethisch-moralisch vorbereiten auf die Verteidigung von Demokratie und Freiheit.

Ein paar Jahre später und um rund 200.000 Dollar ärmer hält Luce das Ergebnis seiner Idee in Gestalt eines schmalen Manuskripts in den Händen. Es trägt den Titel *A Free and Responsible Press (Eine freie und verantwortliche Presse)*, verfasst von einer Gruppe exzentrischer, elitärer Intellektueller. Und er gerät, blättern und lesend, gewaltig in Wut. »Ist das das Beste, was Philosophie zustande bringt?«, fragt er sich empört. »Oh Gott!«, »Jesus!«, »kindisch!«, »verrückt!«, kritzelt er an den Rand des Papiers. »Zur Hölle damit«, notiert er nach erlittener Lektüre.

Was ist da bloß schiefgelaufen?

Henry Luce verfolgte seine Idee zunächst mit großer Begeisterung und noch größeren Erwartungen. Als Leiter der Kommission, die die Arbeit der Presse unter die Lupe nehmen soll, guckt er sich 1942 Robert M. Hutchins aus. Hutchins, Jahrgang 1899, stets in maßgeschneiderten Anzügen auftretend, wird für seine rhetorische Brillanz und sein Aussehen bewundert. Zweimal schafft er es auf das Cover des *Time*-Magazins: ein Denker von Format, der es mit 30 Jahren zum Präsidenten der University of Chicago gebracht hat. Luce hält ihn für den richtigen Mann, um ein großes, umfassendes Bild zu gewinnen.

Und er bewundert die Schärfe seines Urteils. Die Journalistenausbildung an den Universitäten verachtet Hutchins als eine »niedrige Form akademischen Lebens«, der er gerne den Garau machen möchte. Die klassische sozialwissenschaftliche Forschung mit ihren kleinteiligen Fragestellungen erscheint ihm als Folterwerkzeug für Pedanten, als eine Bürokratisierung des Geistes, erstarrt und erkenntnisarm. Für Hutchins ist die Geistesgeschichte des Westens ein endloses Ringen um ewige philosophische Prinzipien, das vor allem Menschen wie ihn braucht – Ethiker mit klarem Kompass, bereit einzugreifen.

Drei Fragen, dekretiert Hutchins, soll die Kommission beantworten: »Welche Gesellschaft wollen wir? Welche haben wir? Wie kann die Presse genutzt werden, um das zu erreichen, was wir wollen?«

Am 15. Dezember 1943 tritt die Hutchins-Kommission im University Club in New York ein erstes Mal zusammen. 16 weitere Treffen in Hotelkonferenzräumen folgen, jedes zwei bis drei Tage lang. Rund 58 eingeladene Experten werden befragt und 225 Interviews von Mitarbeitern geführt.

Die Kommissionsmitglieder hat Hutchins eigenhändig ausgesucht, Stars der Intellektuellenzene wie den Harvard-Juristen Zechariah Chafee, den Theologen Reinhold Niebuhr, den Dichter Archibald MacLeish, den Philosophen William Ernest Hocking, den Politologen Charles E. Merriam, den Propaganda-Experten Harold D. Lasswell und – als einzige Frau im Club der weißen Männer – die Kommunikationswissenschaftlerin Ruth A. Inglis. Nur Journalisten und Brancheninsider dürfen nicht dabei sein. Denn Medienkritik braucht den fremden Blick, da ist sich Hutchins sicher. Den tief gekränkten Initiator der Veranstaltung, Henry Luce, lädt er wieder aus und den brillanten Journalisten Walter Lippmann gar nicht erst ein, der eigentlich ein geborenes Mitglied der Zusammenkünfte gewesen wäre. Lippmanns 1922 erschienenes Buch *Die öffentliche Meinung* gilt schon damals als Klassiker der Medienkritik.

Muss man die Freiheit der Rede beschränken, um sie zu sichern?

Auf den ersten Blick passiert im Lauf der dröge anmutenden Hotelkonferenzen nicht viel. *Eggheads talking*. Aber das täuscht. Stephen Bates, Medienwissenschaftler an der Universität von Nevada, ist es in den vergangenen Jahren gelungen, die Diskussionen der Kommission in allen Verästelungen zu rekonstruieren. Er hat, Resultat einer rund zehnjährigen Archivarbeit, mit seinem Buch *An Aristocracy of Critics* und einer Reihe von Aufsätzen die spannende Geschichte hinter dem Kommissionspapier freigelegt. Sie handelt von einem Aufbruch des Denkens, einem Funken sprühenden Miteinander-Streiten, von dem sich lernen lässt – gerade vor dem Horizont der digitalen Kommunikationsrevolution der Gegenwart.

Dreierlei macht die Debatten so beeindruckend: die existenzielle Ernsthaftigkeit der Diskutanten – bei gleichzeitiger Lust an Zuspitzung und Polemik; die besondere Mischung aus liberalem Denken und sozialer Empathie, die hier aufscheint – ein »Liberalismus mit Gewissen«, wie Stephen Bates sagt; und die Faszinationskraft der großen, vermutlich nie wirklich zu lösenden Fragen, über die gestritten wird. Muss man die Freiheit der Rede begrenzen, um sie zu sichern? Wie lässt sich gegen Propaganda kämpfen und gleichzeitig das Ideal von Mündigkeit bewahren? Sind,



»Extra! Extra! Read all about it!«: Die Presse lebt von Sensationen – Straßenszene in Wichita, Kansas, 1947

wie Robert Hutchins meint, Journalisten Erzieher? Oder ist ein solches Denken, wie andere ihm aufgebracht entgegen, der pure Paternalismus?

Im Mittelpunkt der hin und her wogenden Diskussionen steht ein Grundwiderspruch des Journalismus. Er handelt von Nebeneinander und Gegeneinander von Profitorientierung und Aufklärungsethos, von der paradoxen Gleichzeitigkeit unterschiedlichster Anforderungen. Journalismus, dieser unmögliche Beruf, soll alles gleichzeitig – aufklären und Geld verdienen, unter Hochgeschwindigkeit objektive Erkenntnis produzieren, die Gesellschaft scheinbar wie von außen beobachten, die Verleger reich und die Leser glücklich machen, Schreckenszustände in Serie enthüllen, aber stets auf ethisch-moralisch einwandfreie Weise. Was müsste man tun, um das journalistische Gewerbe vom Imperativ der Gewinnorientierung zu befreien, fragen sich die Kommissionsmitglieder. Und kann dies überhaupt gelingen?

Bei der Suche nach Antworten diskutiert die Kommission jede Menge Quatsch. Jemand schlägt vor, Redaktionen wie Universitäten zu strukturieren mit unkündbaren, gleichsam verbeamteten Journalisten, deren Artikel unverändert abzudrucken seien. Andere fordern, erkennbar von der Uralt-Idee des Philosophenkönigtums und der Expertokratie fasziniert, die Presse möge, um die Qualität der Berichterstattung zu steigern, endlich mehr Professoren interviewen und sie außerdem richtig gut bezahlen.

In der elektrisierenden Atmosphäre der Zusammenkünfte formuliert der Intellektuellenzirkel unter Hutchins' Vorsitz aber auch Vorschläge, die eine diskursverändernde Kraft besitzen: Man erklärt den Zugang zu Medien zu einer Art Grundrecht. Und diskutiert über einen stiftungsfinanzierten, in öffentlichen Institutionen (Universitäten, Bibliotheken) beheimateten, tatsächlich markunabhängigen Jour-

nalismus – ein spektakulär innovativer, heute wieder debattierter Vorschlag.

Einzelne Kommissionsmitglieder warnen vor sozialer Inselbildung, basierend auf Ideologie, Nationalität, ökonomischen Interessen. Sie sehen, obgleich es nie ein »goldenes Zeitalter gesellschaftlicher Einheit« gegeben habe, den Verlust von Verständigungsfähigkeit und die Gefahr eines Rückzugs in publizistische Echokammern, wie man heute sagen würde. Sie erklären anonyme Kommunikation zu einer elementaren Gefahr für das Miteinander – als hätten sie das

ANZEIGE

Epochen. Menschen. Ideen




Jetzt gratis lesen:
www.zeit.de/zg-heft

Der Podcast zum Magazin:
www.zeit.de/zg-podcast

Wüten der digitalen Trollarmeen vorausgeahnt. Reinhold Niebuhr, der Theologe, hört sich mitunter an wie ein Facebook-Kritiker. Er beklagt, dass »traditionelle und organische Formen des Zusammenhalts« durch »synthetische, mechanistische und künstliche Formen der Zusammengehörigkeit« ersetzt würden. Und William Hocking diagnostiziert, dass Hass – in ein publizistisches Geschäftsmodell verwandelt – einen Teufelskreis in Gang setzt, weil jemand, »der hasst, dafür bezahlen wird, dass man seinen Hass füttert«. Andere warnen, dass im großen Wutgetümmel und in einer Stimmungslage allgemeiner Verunsicherung ein Demagoie die Wahl gewinnen könnte.

Die Fülle der Einfälle ist spektakulär. Doch den versammelten Exzentriker des Geistes fällt es schwer, sich am Ende auf etwas zu einigen. Gleich zwei Autoren scheitern am Versuch einer Synthese, das Büchlein schreibt Hutchins schließlich selbst, im Urlaub auf Fisher Island in Florida.

Als wichtigstes Ergebnis präsentiert er das seither intensiv diskutierte Ideal der Sozialverantwortung. Die publizistische Freiheit soll durch die Orientierung am Gemeinwohl begrenzt werden, und zwar durch Selbstregulierung, bevor über schärfere Interventionen nachzudenken wäre. Damit nimmt die Kommission viele Ideen vorweg, die von den Achtzigerjahren an unter dem Schlagwort des Kommunitarismus Furor machen. Nur: Wie all dies durchsetzen?

Das bleibt diffus. Der Abschlussreport appelliert an die Journalisten und das Medienpublikum. Er setzt auf öffentlichen Druck und eine externe, hart zupackende, fest zu institutionalisierende Medienkritik – etwa in Gestalt eines nationalen Presserates. Aber das ist es dann auch schon. Kurzum: Die Kommission formuliert im Ergebnis ziemlich brav.

Umso radikaler ist, was zuvor im Prozess der Debatte alles erwohnen wurde. Da wurde über die Zerschlagung von Medienmonopolen diskutiert.

Über eine Einschränkung der Presse- und Redefreiheit im Sinne des Gemeinwohls. Über scharfe Regulierungen. Doch solche mitunter einfach bizarren Ideen finden letztlich keine Mehrheit unter den prinzipiell liberalen Denkern. Am Ende landen sie bei der klassischen, deliberativen Idee von Aufklärung, vertrauen also auf den nie endenden Wettstreit um das bessere Argument.

Zum letzten Mal tagt die Kommission Mitte September 1946. Selbst der ausgeladene Henry Luce ringt sich danach zu einem Gratulationsschreiben an die Kommissionsmitglieder durch, deren Ergebnisse er für »naiv und unausgegoren« hielt. Die Datierung dieses Schreibens auf den 1. April 1947 erregt bei manchen Argwohn: Erlaubte sich der als humorlos verschriene Luce hier einen bitteren Scherz?

Die Kommission indes ist mit ihrer Arbeit hochzufrieden. *Eggheads hugging*. Hat man nicht ein Werk geschaffen, fragt man sich berauscht von der eigenen Bedeutung, das an die *Politik* von Aristoteles erinnert, seine große staatsphilosophische Schrift? Oder an John Miltons berühmte Verteidigung der Rede- und Pressefreiheit *Areopagitica* von 1644?

Das ist Unsinn, klar. Pfauegehabe. Gleichwohl gehört das 1948 erschienene Büchlein *Eine freie und verantwortliche Presse* zu den bedeutendsten medienpolitischen Schriften der jüngeren Geschichte. Es zählt zum festen Lektürekanon an Journalistik-Fakultäten und wird – wann immer etwas schief läuft im Mediengeschäft – auch öffentlich diskutiert.

»Die Presse ist die einzige nicht kritisierbare Macht in diesem Land!«

Das unmittelbare publizistische Echo nach der Veröffentlichung ist hingegen alles andere als freundlich – und wohl auch Ausdruck einer weinerlichen, oft antiakademischen Kritikfeindlichkeit im Journalismus, die inzwischen empirisch umfassend bestätigt ist. Erläuterungen bemängeln damals, der Bericht sei schlecht geschrieben, dunkel und diffus. Letztlich seien hier regulierungswütige Wichtigtruer am Werk, die, sollten sie selbst man eine Zeitung leiten, diese vermutlich spätestens nach sechs Monaten in den Bankrott getrieben hätten. »Publizistische Verantwortung«, argwöhnen andere, sei ein Codewort für Zensur. Wieder andere erklären die Autoren des Büchleins gleich zu Kommunisten oder wahlweise Faschisten in der Tradition »des späten Adolf Hitler und des späten Joseph Goebbels«, so ist es in der *Chicago Tribune* zu lesen.

Robert Hutchins, der in vertraulichen Gesprächen Schwächen des Berichts einräumt, erscheint die frei drehende Diffamierungslust symptomatisch. »Die Presse ist die einzige nicht kritisierbare Macht in diesem Land!«, donnert er 1948 vor Journalisten während einer Rede bei der National Conference of Editorial Writers. Der Umgang mit Kritik, den die Kommission erlebt habe, sei faktisch eine Unterdrückung von Kritik. »Das Ergebnis einer solchen Reaktion«, wütet er weiter, »kann nur sein, dass intelligente Menschen, die etwas Sinnvolles zu tun haben, ihre Zeit nicht mehr damit verschwenden, Ihnen zu helfen. Warum sollten sie auch, wenn ihr Lohn Gleichgültigkeit, Falschdarstellung und Einschüchterung ist?« Als Hutchins seine Rede beendet, heißt es, habe der Saal nach Pulverdampf gerochen. Dann erheben sich die versammelten Journalisten – und applaudieren stehend. Es ist die erfolgreichste Rede, die Hutchins seit seines Lebens gehalten hat. Sie sorgt national für Aufsehen.

Besänftigen kann der Applaus ihn nicht. Er bleibt für Jahre und Jahrzehnte ein scharfzüngiger Kritiker des real existierenden Journalismus, getrieben von der Idee, dass Freiheit nie isoliert gedacht werden darf, dass sie erst im Verbund mit sozialer Verantwortung ihren Sinn und ihre Grenze findet.

Seither haben sich die Verhältnisse nicht nur durch die digitale Vernetzung der Welt dramatisch verändert. Das *Time*-Magazin, einst der ganze Stolz des Verlegers Henry Luce, ist lange schon verkauft und hat dieser Tage Donald Trump zur »person of the year« gewählt, einen Hassprediger und Demagoen, wie ihn die Kommission fürchtete. Die Epoche der mächtigen journalistischen Gatekeeper und der tonangebenden Meisterdenker ist Vergangenheit. Auch Denkschriften sind schon lange nicht mehr das Medium der Wahl, um diskursive Energien freizusetzen. In den USA kämpfen die verbliebenen Lokalzeitungen ums Überleben, während einige wenige Digitalgiganten nie gekannte Reichtümer anhäufen und ihre Plattformen in Propagandawaffen verwandeln. Die neue Medienrealität ist der digitale Feudalismus. Das Ringen um eine andere, bessere Medienwelt und eine neue Aufklärung ist so wichtig wie nie zuvor.

Braucht es heute eine neue Hutchins-Kommission? Vielleicht. Und vielleicht erinnert ja die Geschichte der alten daran, dass man nicht bei null anfangen muss.

Bernhard Pörksen ist Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Ende Januar erscheint bei Hanser sein neues Buch »Zuhören. Die Kunst, sich der Welt zu öffnen«

FEUILLETON

37

Spezial

Manchmal spricht's sich leichter, wenn man raus ist. Hier kommen Menschen zu Wort, für die 2024 etwas zu Ende gegangen ist. Was wollen uns die Aussteiger, Pensionäre und Henschmeißer mitgeben?



Was ich noch zu sagen hätte

Schluss mit »Tatort«: Udo Wachtveitl

»Man kann Wichtigkeit nicht speichern«

DIE ZEIT: Nächstes Jahr drehen Sie Ihren 100. *Tatort*, es wird Ihr letzter sein. Seit 1991 sind Sie und Ihr Kollege Miroslav Nemec alias Franz Leitmayr und Ivo Batic als Münchner Kommissare im Einsatz. 9.000 Sendeminuten, ein pralles Stück Mentalitätsgeschichte. Wenn Sie sich Ihre alten *Tatorte* ansehen, was fällt Ihnen da auf?

Udo Wachtveitl: Ich sehe meine alten *Tatorte* nicht an. Ich sehe nicht mal die neuen.

ZEIT: Wirklich?

Wachtveitl: Ja. Bis vor zehn Jahren musste ich mir die ansehen, es gab vom Bayerischen Rundfunk Pressevorführungen, bei denen wir anwesend waren. Das war für mich furchtbar. Ich war während der Vorführung immer versucht, zu rufen: Nein, von der Szene gibt es einen viel besseren Take, oder: Da hat der Cutter mich dumm geschnitten ...

ZEIT: Dumm geschnitten?

Wachtveitl: Der Schneiderraum hat eine große Macht. Man kann einen Menschen dumm schneiden – oder ihn auch klüger machen, zum Beispiel durch seine Reaktionszeit. Worauf ich hinauswill: Ich seh mich nicht gern selbst. Ist mir nicht angenehm.

ZEIT: Sie und Ihr Kollege bilden eines der großen Buddy-Paare des Fernsehens. Frauen haben immer nur kurz Gelegenheit, sich zwischen Sie zu drängen.

Wachtveitl: Ein paar Jahre später hätte man das vielleicht gar nicht mehr so gemacht, zwei weiße, etwa gleich alte, ähnlich disponierte Typen zusammenzuspannen. Da hätte der Zeitgeist schon gefordert, dass mindestens einer von beiden eine Frau sein muss. Oder dass es diverser zugehen muss.

ZEIT: Ist dagegen etwas einzuwenden?

Wachtveitl: Überhaupt nicht, aber es ist nicht automatisch ein Ausweis von Qualität. Ich registriere oft beim *Tatort* so einen Originalitätswillen, da muss es noch diese Marotte geben und jene exquisite seelische Deformation einer Figur, das kommt mir vor wie ein Zeichen von Verlegenheit, weil einem keine richtig packende Geschichte eingefallen ist. Vielleicht ist es wie bei den Vögeln im Nest: Wer den Schnabel am weitesten hochreckt, kriegt am meisten Futter, also Quote. Wir haben immer versucht, das nicht überhandnehmen zu lassen. Freilich ist man aufgefordert, eine Geschichte so zu erzählen, wie sie noch nicht erzählt worden ist – aber ohne die Originalität als

Selbstzweck zu betreiben. Man sollte die Generegeln nicht überdehnen. Der *Tatort* ist ja ein seltsames Zwischending zwischen einem Industrieprodukt und etwas Mythischem. Er erzählt immer die gleiche Geschichte: Verbrechen lohnt sich nicht, wir können die Wahrheit erkennen. Und das auch noch am Sonntag. Das spielt in etwas beinahe Gottesdiensthliches hinein. Trotzdem sollten wir versuchen, auf dem Boden des realistischen Genres zu bleiben.

ZEIT: Also Klischees zu vermeiden?

Wachtveitl: Die stören mich schon, die Klischees. Ich habe im *Tatort* zum Beispiel selten einen reichen sympathischen Menschen gesehen. Wenn aber die Krimiwirklichkeit so anders ist als das, was die Zuschauer auf anderen Kanälen erfahren, ist das ein Problem, eine Wirklichkeitsverzerrung. Man muss neugierig sein auf die Welt, wie sie wirklich ist. Und davon erzählen.

ZEIT: In einem alten *Tatort* hat Ihr Kollege eine Affäre mit einer Kellnerin. Bevor sich die beiden küssen, zeigt die Kamera in Großaufnahme das Dekolleté der Frau. Heute nicht mehr denkbar, oder?

Wachtveitl: Ich habe diese Einstellung jetzt nicht vor Augen. Man kann darin den männlich-sexistischen Blick erkennen. Oder eine Anklage dagegen. Man könnte es aber auch dialektisch wenden und als Feier der Schönheit und Kraft des weiblichen Körpers deuten. Kommt auf den Zusammenhang an. Es wäre allerdings ein Gebot der Fairness, dass dann auch ein gut trainierter Männerkörper gezeigt wird. Vielleicht wäre das eine bessere Lösung, als nun völlig züchtig zu werden. Es gibt so eine neue Prüderie, eine Verbotskultur, die vielleicht verständlich ist, die ich aber gefährlich finde.

ZEIT: Wenn man alte *Tatorte* sieht, fällt auf, wie viel schneller, ungeduldiger die heutigen Folgen erzählt sind. Dabei spielt auch die Technologie eine Rolle, vor allem das Handy. Als Sie mit dem *Tatort* anfangen, gab es das noch gar nicht.

Wachtveitl: Man muss sich jetzt dauernd Erklärungen dafür überlegen, warum ein Problem nicht einfach durch einen Anruf gelöst wird. Probleme sind ja das Salz in der Suppe einer

Handlung. So entstehen dann die Szenen, in denen das Handy von einem Auto plattgefahren wird. Oder nehmen Sie den genetischen Fingerabdruck, der viele Fälle, die sich vor ein paar Jahrzehnten noch genüsslich entsponnen hätten, obsolet macht – weil man die Ermittlerarbeit durch eine einzige Untersuchung ersetzen kann. Ich habe mir mal überlegt, ob man sich für den *Tatort* ein Dogma auferlegen sollte: Pro Folge sind nur drei Handyanrufe erlaubt. Aber jetzt ist es für so einen Vorschlag von meiner Seite natürlich zu spät. Obwohl ...

ZEIT: Sie waren 35 Jahre als Autoritätsperson – als Prominenter und als Ermittler – im Land unterwegs. Ihr Resümee: Gibt es gesellschaftlichen Fortschritt?

Wachtveitl: Auf jeden Fall! In den Siebzigern wäre es undenkbar gewesen, dass eine Frau Kanzlerin wird. Oder dass ein Außenminister sich hinstellte und sagte: Ja, ich bin schwul. Es gäbe da noch viel zu nennen. Bei aller Mäkelei: Ja, es gibt Fortschritt, und ich glaube fest an ihn. Aber das heißt, es kann eben auch Rückschritt geben.

ZEIT: *Tatort*-Kommissare werden am Ende gern durch einen schockierenden Tod entsorgt, jüngst ist das den Frankfurter Kollegen passiert. Welcher Abschied schwebt Ihnen vor?

Wachtveitl: Es ist noch nicht entschieden. Aber wir würden gern ohne dramatische Überhöhung gehen. Wir haben uns immer als lebenszugewandte Figuren empfunden und würden gern auch so in Erinnerung bleiben.

ZEIT: Fällt Ihnen der Abschied schwer?

Wachtveitl: Ich mache den Beruf wahnsinnig gern. Aber es liegt so eine Richtigkeit im Entschluss, mit dem *Tatort* aufzuhören, solange es die Leute noch schade finden. Es passt jetzt in jeder Hinsicht. Wir haben es am längsten gemacht von allen. Wir hätten nie gedacht, dass das so lange gehen würde – wir waren freie Schauspieler mit einem Berufssicherheitshorizont von etwa einem halben Jahr.

ZEIT: Haben Sie Angst, Sie könnten in ein Loch fallen?

Wachtveitl: Nein. Der *Tatort* beschäftigt mich drei, dreieinhalb Monate im Jahr. Miro und ich, wir standen eh schon

immer vor dem Problem, was machen wir denn die restlichen acht Monate? Wir haben beide viel anderes gearbeitet und werden das auch weiter tun. Ich hab zum Beispiel jetzt einen *Asterix* ins Münchnerische übersetzt; das hat sehr viel Spaß gemacht.

ZEIT: Ist das Abschiednehmen von so einer großen Rolle wirklich so leicht? In Ihrem Beruf geht doch die Bedeutung, die Sie empfangen, durch bis ins eigene Innerste – die Scheinwerfer, die Öffentlichkeit, in der Sie stehen.

Wachtveitl: Ich habe der Bedeutung, die der Beruf scheinbar verleiht, immer misstraut. Wenn es beim Drehen zu nieseln anfängt, kommen sofort Helfer angerannt und spannen Schirme auf. Schlichtere Gemüter könnten das missverstehen als die Wertschätzung der eigenen Person. Aber es geht ums Kostüm. Das soll nicht nass werden!

ZEIT: Aber eine Grundsicherheits hat Ihnen der Beruf schon gegeben, oder?

Wachtveitl: Jetzt ist das so lang gegangen mit dem *Tatort*, ich hatte gut zu tun und wurde gut behandelt, das schafft ein gewisses Polster ... Aber eigentlich, das merk ich gerade, stimmt das Bild von dem Polster nicht. Es ist ja eben nichts Beständiges, kein Vorrat – man kann Wichtigkeit nicht speichern, aufsparen wie einen Geldbetrag. Es hilft in dem Beruf, wenn man psychisch einigermaßen stabil ist, dann kann man den Hype nehmen als das, was er ist: eine manchmal angenehme Sache, die mit dem Metier zusammenhängt, mehr aber auch nicht.

ZEIT: Was haben Sie vor in der Zukunft?

Wachtveitl: Ich glaube nicht, dass es mir langweilig wird. Es gibt auf der Welt fast nichts Uninteressantes. Ich kenne kaum verlorene Tage. Ein Tag voller Muße – nicht Untätigkeit! –, an dem ich nichts Vorzeigbares produziere, ist auch schön.

ZEIT: Haben Sie das immer so empfunden?

Wachtveitl: Es gab auch Zeiten, da hatte dieser Strudel von Tätigkeiten und Terminen und Angeboten und vorgeblicher Wichtigkeit seinen Reiz. Aber man muss aufpassen, dass man sich nicht nur über seine Leistung definiert. Man sollte sich antrainieren, Muße zu genießen. Und die erste Stufe des Trainings ist, dass man sie überhaupt aushält.

Das Gespräch führte Peter Kümmler

Spezial

Petra Pau,
bald nicht mehr Mitglied des Bundestags

»Verdammt noch mal, geht mehr zu den Leuten«

DIE ZEIT: Frau Pau, gehen Sie zum richtigen oder zum falschen Moment?

Petra Pau: Das hätte ich mir auch nicht träumen lassen: Ich habe vor gut zwei Jahren für mich beschlossen, dass mit dieser Legislatur Schluss ist. Mein Abschied hat viele, unter anderem auch familiäre Gründe und nichts mit der Situation meiner Partei zu tun. Aber überall, wo ich im Moment bin, sage ich: Ihr werdet mich nicht los.

ZEIT: Die Linke steht in den Umfragen bei etwa drei Prozent und ist in vielen Fragen zerstritten. Beim Berliner Landesparteitag kam es neulich zum Eklat über einen Antrag, der sich kritisch mit linkem Antisemitismus beschäftigt. Ist die Linke noch zu retten?

Pau: Antisemitismus ist erstens nicht allein ein Problem der Partei Die Linke. Es ist ein gesellschaftliches Problem. Und zweitens ist es nicht nur ein Problem der Ost-Linken, sondern auch der West-Linken. Ich erinnere nur an das Münchner Olympia-Attentat 1972 oder die RAF. Auch da braucht es mehr Aufarbeitung.

ZEIT: Warum fällt es vielen Linken so schwer, sich vom Antisemitismus zu distanzieren?

Pau: Mein Engagement gegen den Antisemitismus rührt aus meiner Auseinandersetzung mit der Geschichte und der Verantwortung der SED. Ich bin aufgewachsen mit einem Schwarz-Weiß-Bild: Der Palästinenser ist der Freiheitskämpfer, und der Staat Israel gehört zum westlichen imperialistischen Block. Das ist falsch. Terror ist für mich kein Befreiungskampf, da gibt es kein Vertun. Ich unterstelle weder der Partei noch der gesellschaftspolitischen Linken, dass sie antisemitisch ist. Aber ich gebe zu, dass hier in Berlin, im Neuköllner Kreisverband, Kräfte an Einfluss gewonnen haben, die ich lange unterschätzt habe.

ZEIT: Braucht es schärfere Resolutionen?

Pau: Nein. Ich halte das für Unsinn, dass wir parlamentarisch beschließen, welche wissenschaftliche Auffassung die richtige ist. Das ist wirklich nicht unsere Aufgabe. Wir müssen doch in der Lage sein, Antisemitismus in seinen unterschiedlichsten Formen zu erkennen. Gerade stellt der israelbezogene Antisemitismus eine große Bedrohung dar. Der tobt sich seit dem 7. Oktober 2023 aus. Weltweit werden Jüdinnen und Juden für das Handeln des Staates Israels verantwortlich gemacht, verurteilt oder gar tätlich angegriffen. Das ist ein Antisemitismus, wie ich ihn mir nicht habe vorstellen können. Deshalb ist es mir wichtig, dass wir uns über die Fraktionen hinweg für den Schutz jüdischen Lebens einsetzen.

ZEIT: Auch beim Ukrainekrieg ist Ihre Partei ins Abseits geraten. Ist der Pazifismus der Linken noch zeitgemäß?

Pau: In der Linken gibt es neben den Pazifisten auch Menschen wie mich, die

sagen: Wir brauchen eine Bundeswehr, und zwar zur Verteidigung.

ZEIT: Wird man Putin so Einhalt gebieten können?

Pau: Ich habe mir auch nicht vorstellen können, dass wir es nach dem Zerfall der Sowjetunion mit einem solchen Autokraten zu tun bekommen. Das bringt mich aber noch nicht zur Schlussfolgerung, dass Krieg oder ein militärischer Sieg der Ukraine über Russland die Lösung bringen.

ZEIT: Was schlagen Sie vor?

Pau: Es muss diplomatische Verhandlungen geben. Das gilt übrigens auch für andere Konflikte. Es entsetzt mich wirklich, dass das Thema Geiselnbefreiung im Krieg mit der Hamas so weit nach hinten gerückt ist. Solche Fragen müssen mit ganz anderer Priorität auf die Tagesordnung. Heute herrscht in den Parlamenten zu wenig Nachdenklichkeit und stattdessen zu viel Gewissheit. Ich will wissen: Wie kommt Friedrich Merz dazu, vollmundig von Taurus-Lieferungen an die Ukraine zu sprechen? Solche Debatten finden eigentlich nicht statt.

ZEIT: Viele Kritiker werfen der Linken heute ihre progressive Identitätspolitik vor. Braucht die Partei wieder mehr Kontakt zur Basis?

Pau: Das ist völliger Unfug. Ich verstehe auch nicht, warum sich viele Linke kleinmachen, indem sie die Geschichte übernehmen, wir hätten den Kontakt zur arbeitenden Bevölkerung verloren. Und ich verstehe nicht, warum viele inzwischen wohl auch selbst dran glauben. Ja, es stimmt: Wir sind schwächer geworden. Wir sind älter geworden. Das geht an keinem von uns vorbei. Wir haben nachgelassen in der Fläche und mit dem, was die Linke immer ausgemacht hat – dem Kontakt zu den Menschen. Aber es gibt inzwischen auch viele Neueintritte, die zu einer Verjüngung der Partei beitragen.

ZEIT: Wird das BSW an die Stelle der Linken treten?

Pau: Es mag für viele Menschen den Reiz des Neuen geben. Aber ich kann nur eine Warnung aussprechen: Das BSW ist eine stramm zentralistisch organisierte Kaderpartei und keine neue linke Graswurzelbewegung.

ZEIT: Sie waren seit 1998 Mitglied des Deutschen Bundestages und seit 2006 eine seiner Vizepräsidentinnen. Was würden Sie Ihrer Partei noch mit auf den Weg geben?

Pau: Ich kann meiner Partei nur raten: Geht, wie wir das seit 1990 machen, verdammt noch mal zu den Leuten. Ich habe meinen Wahlkreis im Berliner Bezirk Marzahn-Hellersdorf. Und ich werde bis zum Schluss meine Sprechstunde machen.

Das Gespräch führte
Peter Neumann



Bundestagsvizepräsidentin und Linke-Abgeordnete Petra Pau, 61, tritt bei der nächsten Bundestagswahl nicht wieder an



Alexandra Popp, 33, war bis Ende Oktober Kapitänin der DFB-Frauen

Alexandra Popp spielt nicht mehr für Deutschland

Bronze bei Olympia! Klar, ich habe die Entscheidung, die Nationalmannschaftskarriere zu beenden, mit einem weinenden Auge getroffen, aber es hat nur für kurze Zeit geweint. Es hat inzwischen den Anschein, dass Frauenfußball ernst genommen wird; dass das, was wir tun, anerkannt wird. Aber ich hätte mir gewünscht, dass alles etwas schneller passiert wäre



Gefeuerte Ministerin:
Ursula Nonnemacher

Wo ich schon bei Söder bin

Ich habe dieses Jahr einen Tiefpunkt der politischen Kultur in Brandenburg erlebt. Als ich Ende November im Bundesrat für die Krankenhausreform stimmen wollte, wurde ich von SPD-Ministerpräsident Dietmar Woidke während der laufenden Sitzung entlassen, weil er die Reform verhindern oder zumindest seinen Koalitionsvertrag mit dem BSW nicht gefährden wollte. So etwas hat es noch nie gegeben.

Aber es passt ins Bild. Dietmar Woidke hat in den vergangenen Jahren alles auf sich zugeschnitten, er dissoziiert Partei und Person, im Wahlkampf hat er das noch einmal zugespitzt. Das hat schon etwas Patriarchales. Inzwischen agiert er nach dem Motto: Bist du nicht willig, dann brauche ich Gewalt.

Wo soll das hin führen?

Klar, ich weiß, dass die Personalisierung funktioniert. Gerade im Osten, wo wir es mit einer starken AfD zu tun haben, ist sie ein probates Mittel. Ich oder der Faschismus: Diese Strategie ist für Herrn Woidke aufgegangen. Er hat es auf diese Art bei den Wahlen geschafft, die AfD auf den letzten Metern zu überholen und auf den zweiten Platz zu verdrängen. Aber man zahlt einen hohen Preis. Und ich glaube mittlerweile: Wer so auftritt, schadet der Demokratie. Weil die Wähler dann nicht mehr für ihre Überzeugungen stimmen. Sondern für das geringere Übel.

So können wir die Krise unseres politischen Systems nicht meistern. Zumal der Umgang zwischen den Demokraten selbst auch schlimmer wird. Und ich merke, wie immer mehr Politiker einer populistischen Versuchung erliegen. Wenn am ersten Tag nach dem Sturz Baschar al-Assads in Syrien schon Abschiebungen gefordert werden, denke ich mir: Wir können unsere eigenen Werte nicht zusehends über Bord werfen angesichts der Bedrohung durch die AfD. Dann betreiben wir das Geschäft der Feinde der Demokratie.

Leider sicken der Populismus immer mehr in die demokratischen Parteien ein. Das fängt bei der Selbstinszenierung an. Nehmen wir Markus Söder, den bayrischen CSU-Ministerpräsidenten, der kürzlich in Warschau den Kniefall von Willy Brandt imitiert hat. Als ich

dieses Bild sah, musste ich daran denken, wie Söder an Hubert Aiwanger trotz der Flugblatt-Affäre festgehalten hat. Nun dieses Foto: Das konnte ich nicht fassen. Wirklich, ich konnte es nicht glauben. Es fehlte nur noch, dass er dabei einen Weihnachtspulli trägt mit *Rudolph, the red-nosed reindeer* darauf.

Und wo ich schon bei Söder bin: Auf die vielen Angriffe, denen wir Grüne ausgesetzt sind, haben wir falsch reagiert. Viel zu oft haben wir noch die andere Wange hingehalten. Da bin ich mit meiner Partei unzufrieden, auch mit dem Agieren von Robert Habeck. Wir hätten viel früher zurückschlagen müssen.

Ich frage mich oft, was hilft. Wie wir rauskommen aus der wirklich bedrohlichen Lage. Die Versuche, gegen Populismus, Verschwörungstheorien oder Querdenkertum anzukurieren, halte ich jedenfalls für frustan. Ich war während der Coronapandemie Gesundheitsministerin. Man muss widersprechen, Fakten entgegenhalten, ja. Aber ich bin inzwischen der Meinung, dass man manche Dinge ertragen muss, ohne sie ständig zu skandalisieren.

Wir in Brandenburg haben es mit einer AfD zu tun, die ohne Zweifel rechtsextrem ist. Aber unser Entsetzen darüber dürfen wir nicht immer in den Fokus stellen. Ja, man muss den Rechtsextremismus ablehnen, immer wieder, das muss unser Grundverständnis sein. Aber es darf nicht allein im Zentrum unserer Politik und der Debatten stehen. Ich würde mir wünschen, dass sich jede Partei auf ihre eigenen Themen besinnt. Und wir aufhören, der AfD hinterherzuhecheln.

Ursula Nonnemacher, 67, war bis November Gesundheitsministerin in Brandenburg

Aufgezeichnet von **August Modersohn**



Peter Schwarz,
Pastor im Ruhestand

Einfach mal die Klappe halten

Ich bin ein Kind der Friedensbewegung und der Antiatombewegung und fühlte mich geistlich deshalb immer sehr, sehr wohl in der evangelischen Kirche. Und da muss ich sagen, das fühle ich nicht mehr seit dem 24. Februar 2022, als

russische Truppen in die Ukraine einmarschierten.

»Frieden schaffen ohne Waffen« war ja einst der Slogan schlechthin gewesen, gegen die Stationierung der amerikanischen Mittelstreckenraketen, zur großen Zeit der Friedensbewegung. Es wurde viel über Frieden gesprochen, als er da war. Und jetzt, da er nicht mehr da ist, wird wenig darüber gesprochen. Es gibt keine Debatten mehr. Jeder wird für sich alleingelassen, weil dieses Reden ja auch unendlich kompliziert ist.

Ich erinnere mich an eine meiner letzten Veranstaltungen. *Eigentlich bin ich Pazifist* war der Titel, und der Untertitel war *Was der Krieg in der Ukraine mit uns macht*. Das war die Einladung, überhaupt erst mal auszusprechen, was man empfindet. Und da kommen natürlich dann auch Leute, die sagen: »Man kann ja sowieso nicht mehr seine Meinung sagen.« Das finde ich völlig absurd, aber so ist es. Das macht Mühe. Also, wenn ich noch etwas zu sagen hätte, dann dies: Es gibt eine Scheu davor, unangenehme Debatten zu führen, die aber geistlich hochnotwendig wären für eine wache Kirche. Stattdessen wird Schwieriges an vielen Stellen privatisiert.

Wie schade ist das, wenn man bedenkt, dass es ja wirklich tolle Schwestern und Brüder im Amte gibt und welch ein großartiger Beruf das ist. Natürlich ist da der Alltagsdruck. Und es gibt all diese Lasten, die jetzt auf der Kirche lagern, diese ganze Missbrauchsgeschichte, das ist kriminell und unsäglich, und das macht was mit einem.

Unter der Last des Mangels, dass also immer mehr Arbeit da ist, dass man im Grunde immer mehr Dienstleister wird, wird nicht mehr wahrgenommen, wie wichtig eigentlich diese Pfarrkonferenzen sein könnten, als dichteste Ansammlung von Geistlichen in einer Region. So waren sie einst gedacht, *mutua consolatio fratrum*, zum gegenseitigen Trost und zur Erbauung. Jetzt sind sie zu Dienstbesprechungen degeneriert. Man redet selten über die Frage: Was können wir tun, um das Amt auszuführen?

Es begrenzt sich stark darauf, mit den Problemen irgendwie umzugehen, aber sie nicht als geistliche Aufgabe zu verstehen. Und das ist, glaube ich, das Entscheidende: Man müsste einfach mal die Klappe halten und innerlich klagen.

Bedrängnis ist historisch gesehen eine produktive Situation. Denn wie oft war die Kirche bedrängt, und dann entstand immer wieder seelsorgerlich Kluges. Im Grunde ist unsere Bedrängnis geistlich noch nicht verstanden, sodass man wirklich denkt, je mehr Dienst nach Vorschrift wir machen und je mehr man da reinpackt, desto eher kommt man wieder in eine Situation, die komfortabel ist. Aber dass das Unkomfortable der Platz ist, an dem man arbeitet und wirkt, das ist doch eigentlich eine tolle Vorstellung.

Peter Schwarz, 66, war 31 Jahre lang Pastor in der Kirchengemeinde Meckelfeld an der Elbe, südöstlich von Hamburg

Aufgezeichnet von **Ulrich Stock**

Was ich noch zu sagen hätte



Der legendäre Berliner Technoclub Watergate schließt

Mit Behörden geht man nicht tanzen

Ein trüber Mittwochmorgen im Dezember, vom Dancefloor werden gerade noch die Hinterlassenschaften der vorigen Nacht abgeräumt, zum letzten Mal hat die Belegschaft des Watergate hier die Weihnachtsfeier abgehalten. Durch die großen Panoramafenster des Clubs kann man auf die graugrüne Spree hinunterblicken, zur Linken sieht man die Oberbaumbrücke mit ihren Türmchen. 22 Jahre lang hat das Watergate am Kreuzberger Spreeufer residiert, einer der bekanntesten Clubs in Berlin, international berühmt für seine langen House-Nächte und für die Sonnenaufgänge über dem Fluss, legendäre Momente, in denen die tanzende Menge im Morgenlicht gilden erglänzte. Aber jetzt ist Schluss, am Neujahrsmorgen feiert der Club die letzte Party. Niklas Eichstädt ist seit der Gründung 2002 einer von drei Betreibern, jetzt sitzt er am Rand der leeren Tanzfläche und schaut aufs Wasser. Wie geht es ihm? »Ich bin erschöpft, die letzten Monate waren so anstrengend, ich habe große Sehnsucht nach ein bisschen Ruhe.«

Als im September gemeldet wurde, dass das Watergate schließt, war die Betroffenheit groß. Dabei ist man es in Berlin ja nicht anders gewohnt, als dass Clubs öffnen und irgendwann wieder zu machen müssen, meistens wegen der fortschreitenden Gentrifizierung der Stadt. Über das »große Clubsterben« wurde auch schon geklagt, als das Watergate 2002 aufmachte. Irgendwie ging es dann doch immer weiter mit dem Nachtleben. Aber jetzt ist etwas anders, jetzt hat man doch das Gefühl, dass sich in Berlin gerade etwas Grundlegendes ändert; dass eine Ära, von deren Glanz die Stadt lange zehrte, nun endgültig vorüber ist.

Warum haben Eichstädt und seine Kollegen beschlossen, den Club dichtzumachen? »Wir hätten im Sommer unseren Mietvertrag verlängern müssen, darum haben wir uns schon vor einem Jahr zu fragen begonnen: Können wir weitermachen? Wollen wir das überhaupt? Ist es noch das, was uns Spaß macht? Und am Ende haben die Zahlen entschieden. Es kommen einfach nicht mehr genug Leute in den Club, wir verdienen zu wenig für die hohen Mietkosten.« Dafür gebe es viele Gründe, aber vor allem bekommt man jetzt wirklich die Spätfolgen von Corona zu spüren. Während der Pandemie war es dem Watergate – wie fast allen Berliner Clubs – gelungen, die Lockdowns zu überstehen, nicht zuletzt dank staatlicher Hilfen. »Ohne die wären wir jetzt schon nicht mehr hier«, sagt Eichstädt. »Wir mussten trotzdem einen Kredit aufnehmen und sind dann mit hohen Schulden in die Zeit nach Corona gestartet.«

Da war die Euphorie am Anfang noch groß, alle freuten sich, dass sie wieder ausgehen können, der Laden war voll. »Aber diese Phase dauerte etwa

drei Monate, und danach brach es plötzlich ein. Das Publikum blieb weg, selbst DJs, die sonst selbstverständlich die Hütte vollmachten, spielten vor einem halb leeren Floor.« Woran lag das? »Die Leute, die vorher bei uns tanzten, hatten während Corona andere Sachen für sich entdeckt: Couch, Katze, Wohnmobil, Kind, die blieben jetzt also eher zu Hause. Und die nächste Generation – die jungen Leute, die sich für elektronische Tanzmusik interessieren und nach Corona anfangen auszugehen – die waren anders sozialisiert. Für die sind Clubs nicht mehr wichtig in dem Sinne, dass sie zu einem Club eine besondere Beziehung entwickeln. Die gehen auf Veranstaltungen und Events, und wenn überhaupt, dann folgen sie DJ-



Niklas Eichstädt, 55, war seit 2002 einer der Betreiber des Watergate

und Partykollektiven, die sich mal hier, mal dort einmieten.« Auch das Watergate habe seine Räumlichkeiten ein paarmal an solche Kollektive vermietet, »aber zum einen verdient man auf diese Weise weniger, und zum anderen kam es vor, dass die an der Tür nur Leute reingelassen haben, die zu ihrer engsten Peergroup gehören. Das ist nicht mehr die Art von Clubkultur, die wir mögen.«

Die Alten blieben aus, die Jungen kamen nicht mehr, und auch die Touristen kehrten nach Corona nicht mehr zurück. »Der Berlin-Hype begann ja schon Ende der Zehnerjahre zu verblasen, und seit Corona ist es damit völlig vorbei. Was haben immer alle über die Touristen geschimpft, aber jetzt, wo sie wegbleiben, merkt man, dass die ganze Szene auch von ihnen getragen wurde. Mir war das immer völlig egal, ob ein Musikliebhaber im Watergate aus Barcelona oder aus Marzahn kommt.« Und noch etwas sei hinzugekommen: die Lage des Clubs. Denn so schön man hinausblicken kann, wenn man mal drin ist, so beklemmend verwahrlost ist seine Umgebung inzwischen.

»Ich stell mir immer vor«, sagt Niklas Eichstädt, »du bist eine Frau und machst dich schick für den Abend, und dann musst du über die Oberbaumbrücke: dieser Spießrutenlauf zwischen Obdachlosen und Drogendealern, durch diese ganzen Urinlachen hindurch. Und auf unserer Seite, am Schlesischen Tor, war stellenweise die Kriminalität inzwischen so krass, dass wir zwischenzeitig einen weiteren Türsteher aufgestellt haben, der die Leute in der Schlange davor beschützt, angetanzt und abgezogen zu werden.«

Hätte die Stadt, hätte der Senat, hätte sonst jemand irgendwas tun können, um die Schließung des Watergate abzuwenden? Sollten Clubs steuerlich subventioniert werden? »Auf gar keinen Fall«, sagt Niklas Eichstädt, »Subventionsbürokratie und Clubkultur, das schließt sich doch aus«, und wenn ein Club eben sein Publikum verliere, dann könne der Staat das ja auch nicht richten. »Aber klar hätte der Senat etwas für die ganze Szene tun können – vor sehr langer Zeit. Er hätte vor zwanzig Jahren darauf achten können, dass nicht die ganze Innenstadt an Investoren verschelbelt wird; er hätte dafür sorgen können, dass wenigstens ein paar von den Räumen erhalten bleiben, in denen lebendige Clubkultur stattfinden kann. Die Politik hat über lange Zeit gar nicht verstanden, was für ein Schatz diese Clubkultur ist – und auch: was für ein Wirtschaftsfaktor. Und als sie es verstanden hatten, da war es schon zu spät.«

Um die 80 Leute arbeiten im Watergate, inklusive aller Zuarbeiter und geringfügig Beschäftigten. Wie haben die reagiert? »Sehr traurig, sehr betroffen, ich glaube, ich darf sagen, dass wir immer ein ganz besonderes Teamverhältnis hatten.« Die letzte Party, die am 1. Januar ab ein Uhr gefeiert wird, trägt den Titel *Every End Is a New Beginning*. Wie wird es weitergehen mit dem Clubleben? Niklas Eichstädt: »Es wird sich konsolidieren. Es wird ein anderes sein als das, was wir kennen: erfolgsorientierter, kommerzieller, und es wird viel teurer sein, als es das in Berlin immer war. Die Leute, die dann in Clubs gehen werden, die werden das für ganz normal halten. Nur diese Leidenschaft und diesen Geist der Gemeinschaft, aus dem heraus wir das alles mal aufgebaut haben – das wird es nicht mehr geben.« Was sind seine eigenen Pläne? »Ich weiß es noch nicht, irgendwas wird sich schon ergeben, aber erst mal muss ich mich wirklich erholen. Und Abstand gewinnen. Wenn die letzte Party vorbei ist, schließe ich ab, und dann werde ich für eine lange Zeit einen großen Bogen um dieses Haus und diesen Teil der Stadt machen.«

JENS BALZER



Der Virologe und Arzt Thomas Mertens, 74, leitete bis Anfang 2024 die Ständige Impfkommission (Stiko)

Thomas Mertens, sieben Jahre Stiko-Chef

»Viele, die »Aufarbeitung« sagen, wollen nur mit irgendwem ein Hühnchen rupfen«

DIE ZEIT: Herr Mertens, wie viele Menschen sind in Deutschland an Corona-Impfungen gestorben?

Thomas Mertens: Das kann man nicht genau beantworten. Angenommen, Sie impfen ein ganzes Volk, dann sterben währenddessen natürlich wie immer weiterhin Menschen. Dann zu beweisen, dass die Todesursache die Impfung war, ist schwierig. Aber es gibt sicher Menschen, die im kausalen Zusammenhang mit der Impfung gestorben sind, denken Sie an die Hirnvenenthrombosen, die ziemlich sicher besonders durch den AstraZeneca-Impfstoff hervorgerufen wurden. Unter anderem deswegen haben wir als Stiko diesen Impfstoff dann nur noch sehr eingeschränkt empfohlen.

ZEIT: Das klingt wie eine Ausflucht. Als ehemaliger Stiko-Chef müssen Sie doch eine Schätzung kennen: Wie viele Menschen sind gestorben?

Mertens: In Deutschland gab es im Zeitraum von Dezember 2020 bis Juni 2022 120 Todesfälle, die womöglich mit einer Covid-Impfung in ursächlichem Zusammenhang stehen. In derselben Zeit sind 183 Millionen Impfstoffdosen verabreicht worden. Auf 1,5 Millionen Dosen kommt also rechnerisch ein Todesfall, wo der Zusammenhang wahrscheinlich oder möglich ist. Das müssen Sie aber ins Verhältnis setzen: Durch nur 1.400 Impfungen wurde statistisch ein Menschenleben gerettet! Das ist die Schaden-Nutzen-Rechnung, die sehr klar für die Impfungen spricht.

ZEIT: Über diese 120 Todesfälle wird ungenügend gesprochen. Man will den Menschen keine Angst machen. Aber muss das Ziel von Wissenschaft nicht sein, dass jede Wahrheit auf den Tisch muss?

Mertens: Für mich und die Stiko kann ich sagen: Alles, was wir jeweils wussten, haben wir auch gesagt. Wir hatten keinen doppelten Boden, wo eine geäußerte Meinung einer anderen bekannten »Wahrheit« widersprach. Für solche Spielchen hatten wir offen gestanden auch gar keine Zeit. Ich habe meinen Kindern immer gesagt: Der schlichteste Grund, aus dem ich nicht gern lüge, ist, dass ich mir nicht alles merken will, was ich zurechtgelogen habe. Das ist dann am Ende viel schwieriger, als einfach das zu sagen, was ich weiß.

ZEIT: Sie wurden während der Pandemie kritisiert für diese Offenheit. Einmal haben Sie gesagt, dass Sie Ihren Enkel nicht impfen lassen würden.

Mertens: Es gab zu diesem Zeitpunkt keine Stiko-Empfehlung für eine Impfung dieser Altersgruppe, es gab auch noch keinen für die Altersgruppe konfektionierten Impfstoff. Und dann wurde ich gefragt: Würden Sie Ihren Enkel impfen lassen oder Ihr eigenes kleines Kind? Und ich habe gesagt: Nein, unter diesen Bedingungen würde ich das nicht. Ich kann doch nichts anderes antworten, ohne ungläubwürdig zu sein. Es ist ein Problem – auch ein Problem des Journalismus –, dass dann als Schlagzeile entsteht: Stiko-Chef würde seinen Enkel nicht impfen lassen. Wo der wichtige Kontext eines langen Interviews fehlt, in dem ich das gesagt habe.

ZEIT: Die Stiko wurde dafür kritisiert, dass sie zunächst nur vorerkrankten Kindern und Jugendlichen eine Corona-Impfung empfohlen hat.

Mertens: Die Abwägung von potenziellem Schaden und Nutzen hat uns bei den Kindern immer besonders viel Kopfzerbrechen bereitet. Dass wir bei den Kinderimpfungen so zurückhaltend waren, hat dann zu den berühmten Ausbrüchen zum Beispiel von Herrn Söder geführt, der mich und die Stiko oft kritisiert hat.

ZEIT: Ist Markus Söder Ihnen besonders negativ in Erinnerung geblieben?

Mertens: Ich nenne ihn jetzt als Beispiel. Ähnliches gilt für andere Politiker. Es gab immer Druck vonseiten der Politik, auch von Herrn Spahn oder später von Herrn Lauterbach. Die Politik wollte stets Handlungswillen beweisen, ist ja auch verständlich. Aber die Stiko ist eine wissenschaftliche Kommission, für die solche Kategorien nicht gelten sollen. Auch stand für uns immer das Individuum im Vordergrund. In der Politik, in der Öffentlichkeit haben ganz andere Argumente eine große Rolle gespielt: Wir müssen alle Schüler impfen, sonst können wir die Schulen nicht aufmachen! Für die Stiko war aber die oberste Frage: Was bringt die Impfung dem einzelnen Kind und erst in zweiter Linie der Gemeinschaft? Ich habe auch gesagt: Wir verteilen keine Lakritzbonbons. Wir machen einen medizinischen Eingriff, der juristisch einer Körperverletzung entspricht. Aber es war eine aufgeregte Zeit, es war schwierig, mit solchen Argumenten durchzudringen.

ZEIT: Haben Sie sich in Ihrer Arbeit als Stiko-Chef vom öffentlichen Druck beeinflussen lassen?

Mertens: Ich kann mich jedenfalls nicht erinnern, dass das so gewesen wäre. Ich bin da recht stabil, das war ich schon immer, und das hat sich bewährt während der Pandemie. Und wir hatten bei der

Stiko auch ein ziemlich stabiles Gerüst, wir hatten eine niedergeschriebene Vorgehensweise, eine SOP, wie man da in der Wissenschaft sagt, eine »Standard Operation Procedure«. Das half. Die Stiko und die Mitarbeiter des RKI haben extrem viel und erstaunlich gut zusammengearbeitet.

ZEIT: Aber gerade dieses Prozedere erschien vielen zu langsam. Man hat sogar gefordert, es über Bord zu werfen, angesichts der Pandemie.

Mertens: Ja, das haben Spahn, Lauterbach und andere überlegt, ich bin dann zwei Stunden bei Herrn Lauterbach gewesen und habe ihm erklärt, dass das keine gute Idee wäre. Politiker haben natürlich gedacht: Wir müssen mal irgendwie diese Stiko unter unser Kuratel kriegen, damit die auch das sagen, was wir für richtig halten. Zwischendurch hatte der Minister schon mal die Vorstellung, diesen lästigen Mertens irgendwie loszuwerden, vielleicht auch gerade deswegen, weil die ständige Kritik so wenig Effekt zeigte.

ZEIT: Sie tun jetzt so, als wäre die scharfe Kritik völlig spurlos an Ihnen vorbeigegangen. Das ist schwer vorstellbar.

Mertens: Wenn Sie mich jetzt fragen, ob ich mal gedacht habe: Jetzt sage ich lieber was anderes als das, was ich für richtig halte – nein, das habe ich nicht. Was ich sehr wohl gemacht habe: Ich habe mir später genau überlegt, ob ich überhaupt noch etwas sage. Aber das ist ja ein legitimer Schutzmechanismus. Insofern ist es richtig, dass öffentliche, häufige Kritik dann auch dazu führt, dass der Kritisierte seinen Mund hält.

ZEIT: Jetzt, nach dem Ende der Pandemie, wurde die Stiko tatsächlich umgebaut. Sie sind nicht mehr der Vorsitzende. Viele Mitglieder mussten ausscheiden, weil man nur noch höchstens neun Jahre lang dem Gremium angehören darf. Außerdem ist jetzt eine Kommunikationswissenschaftlerin Mitglied in der Kommission.

Mertens: Dass ich ausgeschieden bin, hat lange bekannte, allein altersbedingte Gründe. Auch die Begrenzung der Berufungsdauer ist schon okay. Das ist kein Aufreger. Aber was die Aufgabe von Kommunikationswissenschaftlern innerhalb der Stiko ist, das hat sich mir nicht erschlossen. Dafür gibt es momentan keinen Virologen mehr im Gremium – und da kratze ich mich dann doch am Kopf. Mir wäre es lieber gewesen, man hätte eine starke Kommunikationstruppe seitlich zur Stiko geschaffen, die das Gremium berät und die Öffentlichkeit korrekt und verständlich informiert.

ZEIT: Noch mal: Muss Wissenschaft nicht zweck- und kommunikationsstrategiefrei allein der Wahrheitssuche verpflichtet sein? Ist es nicht ein Problem, dass Wissenschaft heute zu oft politischen oder moralischen Zwecken unterworfen wird?

Mertens: Das ist ein Problem, ja. Aufgabe der Wissenschaft ist es, die bestmöglichen Daten zu generieren, zusammenzutragen und zu interpretieren. Und dann ist es Aufgabe der Politik, daraus etwas zu machen. Beides muss getrennt sein, so wie Staat und Kirche. Von beiden Seiten ist gesündigt worden gegen diese Trennung. Politiker haben dagegen verstossen und sicher auch Wissenschaftler, die ihre Stunde gekommen sahen und endlich ein bisschen in der Öffentlichkeit mitmischen wollten. Das ist psychologisch auch verständlich. Wenn Sie da immer im grauen Elfenbeinturm gesessen haben, und dann hatten Sie plötzlich ein großes Publikum – das ist ja auch verführerisch.

ZEIT: Manche fordern eine »Aufarbeitung« der Pandemie. Halten Sie das für sinnvoll?

Mertens: Lernen sollten natürlich alle aus der Pandemie! Aber viele, die »Aufarbeitung« sagen, wollen vor allem mit irgendwem ein Hühnchen rupfen. Das finde ich völlig uninteressant. Es kann nicht darum gehen, Einzelne an den Pranger zu stellen und zu sagen: Du bist schuld!

ZEIT: Aber was macht man denn mit den Kränkungserfahrungen, die einem in der Pandemie widerfahren sind? Was haben Sie damit gemacht?

Mertens: Das Geheimnis ist einfach: Erstens darf man sich nicht so wichtig nehmen. Natürlich ist das nicht lustig, wenn Sie bei Edeka beim Einkaufen laut angegangen werden. Oder wenn bei einem harmlosen Sonntagsspaziergang sich die Leute nach Ihnen umdrehen und Sie beschimpfen. Aber zweitens ist allein wichtig, dass man mit sich selbst im Reinen ist. Warum soll ich mich darüber aufregen, dass mir andere, wenig kompetente Fehler vorwerfen, von denen ich weiß oder sicher glaube, dass es keine Fehler waren?

ZEIT: Haben Sie sich in diesem Winter wieder gegen Corona impfen lassen?

Mertens: Nein, noch nicht, aber das machen meine Frau und ich noch. Wir sind in der Altersgruppe, für die das angeraten ist.

Das Gespräch führte Lars Weisbrod

Spezial



Nicht mehr Ausländerin:
Hanna Kozachyshyna

Beschwerden hilft
manchmal

Ich habe mich im Jahr 2024 vom Ausländersein verabschiedet. Das heißt nicht, dass ich mich von meiner Identität als Ukrainerin verabschiedet habe – das könnte ich gar nicht, der Krieg hat mir das noch mal bewusst gemacht. Neben meiner ukrainischen habe ich nun auch die deutsche Staatsbürgerschaft. Seit dreizehn Jahren lebe ich hier, ich hatte erst ein DAAD-Stipendium, dann habe ich als Au-pair gearbeitet, noch ein Psychologiestudium absolviert, nun arbeite ich schon lange in der psychosozialen Betreuung von Migranten. Die Behörden machen es Menschen wie mir aber sehr schwer, sich vom Ausländersein zu verabschieden.

Das habe ich wieder gespürt, als ich vor über zwei Jahren in Berlin begann, mich um meine Einbürgerung zu kümmern. Um einen Termin zu bekommen, musste man am ersten Tag des Monats um Mitternacht eine E-Mail an die Behörde schicken. Nur die ersten E-Mails bekamen einen Termin. Bei mir hat es drei Monate und drei mitternächtliche Versuche gedauert. Die telefonische Beratung fand erst drei Monate später statt, aber etwas Neues erfahren habe ich dabei nicht. Es war so absurd und sinnlos nach den Anstrengungen und dem langen Warten, dass ich, wenn ich

jetzt daran denke, laut lachen muss. Einen Monat später durfte ich ins Amt kommen. Obwohl ich perfekt Deutsch spreche, sollte ich noch Sprachzertifikate besorgen und einen Einbürgerungstest machen. Den habe ich in fünf Minuten mit voller Punktzahl absolviert, aber auch auf diesen Termin musste ich lange warten. Es war ein Jahr vergangen, als ich alle Unterlagen einreichen konnte. Worauf ich prompt die Antwort bekam, dass der Entscheid sich durch Digitalisierungsmaßnahmen verzögern könne. Nach zwei Jahren wurde ich im August eingebürgert. Nun aber folgten neue Probleme. Im Ukrainischen heiße ich Ganna. In Deutschland – heiße ich bald hoffentlich auch im Pass – Hanna. Als Neudeutsche habe ich gelernt, dass man sich manchmal beschweren muss. Ich wünsche mir in den Berliner Behörden mehr Lächeln und Menschlichkeit.

Hanna Kozachyshyna, 35, hat zwei Jahre auf ihre Einbürgerung gewartet

Aufgezeichnet von Tobias Timm



Genervte Erzieherin:
Mia Knorn

Nie wieder Kita

In diesem Sommer habe ich aufgehört in der Kita. Dort habe ich zwei Jahre als pädagogische Fachkraft gearbeitet, nachdem ich meinen

Bachelor in Erziehungswissenschaften gemacht habe. Ich habe eigentlich relativ schnell gemerkt, dass das kein Beruf ist, in dem ich für immer arbeiten will.

Seitdem ich nicht mehr in der Kita arbeite, geht es mir körperlich und mental viel besser. Gerade in den kälteren Monaten hatte ich wirklich gefühlt eine Dauererkältung, einfach weil die Kinder auch mal krank kommen und man sich sehr, sehr schnell ansteckt. Das ging auch fast allen meinen Kolleginnen so. Und immer hatte man ein schlechtes Gewissen, sich krankzumelden, weil man ja weiß, dass die anderen dann doppelt so viel leisten müssen. Also schleppt man sich krank zur Arbeit. Viele Eltern schicken ihre Kinder verschneift in die Kita – wobei ich sie auch verstehen kann, die können natürlich nicht immer auf der Arbeit fehlen. Es konnte schon mal sein, dass man dann morgens erfahren hat, okay, du bist jetzt erst mal mit 20 Kindern allein in der Gruppe. Da ist man natürlich an seine Grenzen gekommen. Man hat auch gar nicht so die Möglichkeit, auf die Kinder einzugehen, was eigentlich das Schöne an dem Job ist. Man muss eher gucken, dass in der Situation niemandem irgendwas passiert. Viele haben dieses Klischeebild im Kopf, dass Erzieherinnen quatschen, Kaffee trinken, zwischendurch ein Lied mit den Kindern singen. Aber das hat einfach gar nichts damit zu tun, was da geleistet wird.

Ich habe mir den Beruf definitiv anders vorgestellt. Ich dachte, dass man mehr auf die Kinder eingehen und sie einfach liebevoll betreuen kann, schöne Angebote macht, aber meistens ist einfach nicht die Zeit. Dabei haben wir auch einen Bildungsauftrag. Ich würde mir wünschen, dass das mehr anerkannt wird, auch in Form von besserer Bezahlung. Tatsächlich würde ich mir wünschen, noch mal in einen sozialen Beruf zu gehen, weil ich es eigentlich schön finde, Kindern etwas mit auf den Weg zu geben. Aber in die Kita würde ich unter diesen Bedingungen nicht zurückkehren.

Mia Knorn, 24, hat ihren Job in einer Kita aufgegeben und arbeitet nun im Marketing einer Immobilienfirma

Aufgezeichnet von Ivana Sokola



Die 30-Jährige war bis November Parteivorsitzende von Bündnis 90/Die Grünen

Ricarda Lang schreibt an Politiker

Sehr geehrte Kolleginnen
und Kollegen,

wir müssen was ändern. Ich habe mal in irgendeinem von vielen Coachings gelernt, dass man in politischen Texten nie das Wort »müssen« verwenden soll. Aber ich glaube, dass es für »wollen« oder »sollten« zu spät ist. Wir erleben gerade eine tiefe Vertrauenskrise der Demokratie. Das ist kein rein deutsches, sondern ein internationales Phänomen. Doch es wäre unklug, diese Tatsache als Entlastung zu sehen. Vielmehr sollten wir hinterfragen, wie unser eigenes Verhalten zu dieser Krise beigetragen hat.

Ich bin in diesem Jahr als Parteivorsitzende von Bündnis 90/Die Grünen zurückgetreten. Ein Rücktritt ist immer auch ein Moment des Innehaltens, des Zurückschauens auf das Erreichte, aber auch auf das eigene Scheitern, der Reflexion über sich selbst, aber auch über die Verhältnisse, in denen man gewirkt hat. Und so war mein Rückzug für mich auch eine Gelegenheit, um einen Blick auf den politischen Betrieb zu werfen, von dem ich in den letzten Jahren Teil war und es auch heute noch bin. Das tue ich nicht aus Frust oder aus Ärger, sondern weil ich davon überzeugt bin, dass wir uns verändern müssen, wenn wir Vertrauen zurückgewinnen wollen.

Über alle Parteien hinweg habe ich in den letzten Jahren Menschen getroffen, die sich mit Leidenschaft für eine bessere Zukunft einsetzen. Aber ich habe auch viel zu oft gesehen, an erster Stelle auch bei mir selbst, wie dieser Wunsch immer wieder droht, von Zynismus und Sprechblasen verdrängt zu werden. Wenn wir diese Mechanismen ignorieren oder schönreden, dann überlassen wir den Frust und die Kritik den Falschen, denen es um die Zersetzung des demokratischen Systems selbst geht. Wer eine bessere Zukunft will, muss sich deshalb auch fragen, wie ein besserer politischer Betrieb aussieht, der uns dorthin bringt.

Ich habe darauf sicherlich nicht die perfekte Antwort, aber drei Gedanken, von denen ich hoffe, dass sie eine Debatte anstoßen. Erstens: Unser größter Feind ist oft unsere eigene Angst. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie ich manchmal in einer Talkshow saß und, während mir eine Frage gestellt wurde, fast nur darüber nachgedacht habe, wie eine mögliche Antwort aus dem Kontext gerissen oder als 30-Sekunden-Schnipsel am nächsten Tag durch Social Media gejagt werden könnte. Die Angst davor, einen Fehler zu machen, wirkt wie eine Schere im eigenen Kopf. Manche Antworten klingen dann so, als ob es das einzige Ziel wäre, nichts Falsches zu sagen. Das Problem ist, dass das häufig dazu führt, dass wir einfach gar nichts mehr sagen. Seit ich nicht mehr Parteivorsitzende bin, fällt es mir leichter, mich aus dieser Angst zu lösen, freier und offener zu sprechen. Und siehe da, diese Entwicklung hat nicht dazu geführt, dass ich mich von einem Fettnäpfchen ins nächste stürzte, sondern erst mal dazu, dass viele Menschen, gerade meine Familie oder meine Freunde, die mich schon vor allen Spitzenämtern kannten, mir sagen, dass ich wieder mehr klinge wie ich selbst. Manchmal frage ich mich, was passiert wäre, wenn ich das auch schon getan hätte, als ich noch Vorsitzende war. Und zunehmend festigt sich bei mir der Eindruck: gar nicht mal so viel, zumindest nicht viel Negatives. Die Angst da-

vor, Fehler zu machen, schadet uns politisch weitaus mehr, als es mancher politischer Fehler tun würde.

Zweitens: Es wird Zeit, aus dem Hamsterrad auszusteigen. Wir erleben gerade so etwas wie die Hyperpolarisierung von Nebensächlichkeiten und die Entpolitisierung des Politischen. Für manche großen bevorstehenden Krisen wie den demografischen Wandel bietet schlichtweg keine Partei ein schlüssiges Konzept. Doch das liegt nicht daran, dass es an Klugheit oder auch Kreativität fehlt. Sondern schlichtweg an Zeit. Zeit zum Nachdenken, Zeit zum Verarbeiten. Oft hatte ich in den letzten Jahren interessante Gespräche mit Praktikern oder Wissenschaftlern. Doch danach folgten 27 andere Termine, und bis ich abends im Bett lag, konnte ich mich kaum noch daran erinnern, worüber wir geredet hatten. Vorsorgende Politik, die sich Problemen in ihrer Komplexität stellt und nicht einfach das Blaue vom Himmel verspricht, braucht Raum zur Reflexion. Dieser Raum steht auf der Prioritätenliste oft viel zu weit unten, obwohl er vermutlich deutlich wichtiger wäre als die Hälfte aller Meetings, mit denen wir uns den Tag vollstopfen.

Drittens: Wir müssen aufhören, Politik anhand von Kategorien des Gewinnens und Verlierens zu definieren. In den letzten Jahren erleben wir, dass sowohl der Streit unter Demokraten als auch der Kompromiss in Verruf geraten sind. Streit nervt, und Kompromiss wird oft als Verrat an den eigenen Position empfunden. Dabei ist beides unerlässlich für die Demokratie. Doch mein Eindruck ist, dass immer mehr Bürgerinnen und Bürger das Gefühl haben, dass es weder beim Streit noch beim Kompromiss um sie geht, sondern nur darum, wer am Ende sagen kann, dass er gewonnen hat. Im Gespräch mit Bürgern wurde ich noch nie gefragt, ob ein Gesetz nun ein roter, ein grüner oder ein gelber Erfolg sei. Sondern was dieses Gesetz für sie bedeutet und zunehmend, wie man das bezahlen kann. Der politische Betrieb und auch das Zusammenspiel mit den Medien funktionieren nach Spielregeln, auf die ein großer Teil des Landes keine Lust mehr hat.

Das Gute ist: Diese Spielregeln lassen sich ändern. Die Demokratie ist das einzige politische System, das in der Lage ist, sich selbst immer wieder zu verbessern. Doch dafür braucht es Menschen, die diese Veränderung aktiv gestalten. Und deshalb möchte ich meinen Brief mit einer Ermütigung beenden. Ich möchte nicht, dass mein Rücktritt für junge Menschen, die mit dem Gedanken spielen, selbst in die Politik zu gehen, nur als ein Aufgeben, im schlimmsten Fall sogar eine Entmutigung hängen bleibt. Ganz im Gegenteil, vielleicht kann er ein kleiner Anstoß dafür sein, dass wir den politischen Betrieb verändern. Und noch schöner wäre es, wenn er Menschen ermutigt, die Welt um uns herum nicht als in Stein gemeißelt hinzunehmen, sondern neue Spielregeln zu schaffen, um selbst die Geschichte unserer Zukunft zu schreiben. Ich kann auf jeden Fall sagen: Ich habe noch nicht fertig!

Herzliche Grüße
Ricarda Lang

Moses Pelham macht seine Musik aus

Ich freue mich für die, vor denen liegt, was ich hinter mir
habe. Ich würde einiges anders machen, aber es
hat auch sein Gutes, dass genau das nicht möglich ist.

Nach 34 Jahren verabschiedet sich der Deutschrapper Moses Pelham, 53, von der Bühne

ANZEIGE



Bundesverband
Digitalpublisher und
Zeitungsverleger

AUSSCHREIBUNG

THEODOR— —DOR WOLFF —PREIS 2025

GESUCHT

Herausragende Stücke
gedruckt und digital

BEWERBEN

bis 31. Januar 2025
um 24.00 Uhr

BEDINGUNGEN

[www.bdzv.de/awards/
theodor-wolff-preis](http://www.bdzv.de/awards/theodor-wolff-preis)



Theodor-Wolff-Preis
JOURNALISTENPREIS DER DIGITALPUBLISHER
UND ZEITUNGSVERLEGER E. V.

Was ich noch zu sagen hätte



Leo D. hat kurz vor dem Abitur hingeschmissen

»Immer nur Punkte, Punkte, das ist übel der Bullshit«

Ich war ein bisschen drüber vielleicht und aufgedreht, aber eigentlich ein fröhliches Kind, so erinnere ich das. Sehr offen, weil ich sehr offen erzogen wurde. Ich war, glaube ich, auch ein relativ schlaues Kind, so für mein Alter. Dann aber, in der vierten Klasse, war ich das erste Mal mit Mobbing konfrontiert, und ich fühlte mich ziemlich außen vor.

Man ist ja in der Schule in einem Raum voller Menschen, die man sich nicht ausgesucht hat. Die treffen aufeinander, haben keine Ahnung davon, wie man sich gegenseitig gut behandelt, einige sind nicht besonders tolerant und halten es kaum aus, wenn da einer wie ich ist, ein Nerd, der sich für verrückte Sachen interessiert, für Fantasy oder krasse Brettspiele. Bald war mir klar, okay, es gibt Leute, die mögen mich nicht, so gar nicht, weißt du? Als es dann hieß, auf welches Gymnasium soll ich gehen, war für mich klar: Ich gehe dahin, wo der Großteil meiner Klasse nicht hinget.

Es gab in der Grundschule auch andere, die gemobbt wurden, weil sie laut waren, rumgezappelt haben, weil sie einfach nicht in die Norm passten, und ich habe mich damals schon gefragt, was das eigentlich für eine seltsame Idee von Normalität sein soll.

In der neuen Schule hatte ich viele Leute um mich, die auch nerdig drauf waren. Aber ich war schon eher Außenseiter, ich war sehr still, ich dachte, ich bleib mal lieber unter dem Radar, bloß nicht auffallen. Ich kam in die Pubertät, ich hatte Akne, und ich wäre wahrscheinlich klargekommen, hätte es dann nicht den Lockdown gegeben. Das war total krass: niemanden treffen, immer irgendwelche Aufgaben hochladen. Ich habe nur morgens gearbeitet und dann den ganzen Tag lang gezockt, das war mein Leben. So über ein halbes Jahr. Ich war wirklich ultra einsam.

Meine Noten waren lange noch ganz okay, eigentlich sogar richtig gut, knapp unter Musterschüler. Dann aber kam der zweite Lockdown, wieder zu Hause, wieder einsam: meistens nur irgendwelche Zettel mit Texten, die man auswerten sollte, immer neue Aufgaben. Ich war total durch und habe immer nur so getan, als würde ich es machen, habe aber nichts gemacht. Das über drei Monate, und dann war meine Liste mit Aufgaben ultra lang. Einfach zu viel, um es abzuarbeiten. Das hat mich fertig gemacht, ich bin in vielen Fächern total abgerutscht. Ich kann mich nicht erinnern, in diesen zwei Jahren irgendwas richtig gelernt zu haben.

Und dann war Corona vorbei, plötzlich war ich elfte Klasse, Oberstufe, ich war sehr, sehr anti drauf. Vom Sportlehrer haben wir damals so Übungen bekommen für zu Hause, damit wir

körperlich nicht völlig verrotten. Aber psychische Gesundheit, darüber hat niemand gesprochen. Und wenn, dann hieß es, ach, du fühlst dich allein, du fühlst dich überfordert, das tun doch gerade alle, das ist dein Problem, musst du sehen, wie du damit klarkommst. Und ich muss sagen, es nützt auch nichts, nur mal ein, zwei Unterrichtsstunden lang über mentale Probleme zu sprechen oder über Suizid. Das ist dann eher so ein Thema, über das sich lustig gemacht wurde.

Dabei ist mental total viel Druck da, es gibt aber keine Form, wie man darüber spricht. Es wird einem auch überhaupt nicht gesehen, wie man damit umgeht. Und das hat natürlich auch systemische Gründe. Der Notendruck ist da, weil wir in einer Gesellschaft leben, in der viele total unter Druck sind. Und wenn man darüber reden würde, würde man ja über das System reden und anfangen, das System anzuzweifeln. Das will ja keiner, schon klar.

Während meiner Schulzeit gab es auf jeden Fall vier oder fünf Suizidfälle. Und das Krasse ist, dass ich mich nicht mal mehr an die Personen oder an die Namen erinnere. Also, es war so Gesprächsthema für ein oder zwei Tage, und dann ging's einfach weiter, als wäre nichts passiert. Ja, es gibt Vertrauenslehrer, es gibt manchmal psychologische Hilfe, aber das eigentliche Thema, der Druck, Leistungsdruck, Anpassungsdruck, das alles wird einfach weggeschwiegen.

Es wird überhaupt nicht gesehen, dass die Leute total unterschiedlich sind, andere Stärken haben, andere Schwächen. Alle müssen in dasselbe Zwangssystem reinpassen, egal ob Menschen mit ADHS oder Zwangsstörung oder was auch immer. Ein guter Freund von mir hat eine Leserechtschreib-Schwäche, dem hatte man gesagt, er soll auf keinen Fall die Oberstufe machen, er würde das nicht hinkriegen. Im Endeffekt hat er Abitur gemacht und ich nicht, obwohl man mir immer gesagt hat, ich könnte viel mehr und ich würde es auf jeden Fall schaffen.

Dabei hatte ich extreme Probleme mit meiner Psyche, mit meinem Selbstwertgefühl. *Anxiety*, das war's, ich mag das Wort. Ich bin in die Schule gegangen und hatte einfach Bauchkrämpfe, aus Angst vor den Lehrern, vor dem Notensystem. Noten waren ultra krass für mich. Dass da einfach so eine Zahl ist, die dich bewertet. Die über dein Leben entscheidet.

Dann gehst du weniger in die Schule, du schwänzt, weil du einfach keinen Bock hast, und weil du keinen Bock hast, ist der Unterricht langweilig. Irgendwann macht man auch die Aufgaben nicht mehr, und dann kommt so etwas wie ein Point of no Return. Du sagst dir, ich kann mich

jetzt eh nicht mehr bessern, und meldest dich krank. Ich hab dann Schmerzmittel genommen, so dicke Ibus 600, da ging's wieder ein bisschen.

Heute finde ich das immer noch voll krass, dass ich das hatte. Ich habe es jetzt gar nicht mehr, keine Bauchkrämpfe, kein Schwächegefühl, keine Lustlosigkeit. Das waren damals alles so Anzeichen von Depression. Ich war total zurückgezogen, alles immer sehr dunkel, viel im Zimmer gelegen, wenig guten Kontakt zu Leuten. Irgendwann hatte ich dann viel zu viele Fehlstunden.

Meine Noten waren komplett abgerutscht. Ich war im wissenschaftlichen Profil, Chemie vor allem, da ist der Druck natürlich noch mal extra groß. Und da war es dann so, dass ich eine Klausur hatte, ich hab mich hingesetzt, ich hatte wieder mal alles bis auf den letzten Drücker aufgeschoben und wie so oft die Nacht vorher noch durchgelernt, brachte aber nichts. Ich bin dann aus der Klasse rausgegangen, auf Toilette. Und kam an einem Klassenraum vorbei, niemand drin, das Fenster stand weit offen, so im dritten Stock, musst du wissen. Und ich dachte: Soll ich mich jetzt da runterwerfen? Ich würde der Klausur entkommen. Ich würde dem Druck entkommen.

Heute weiß ich gar nicht mehr, was mich davon abgehalten hat. In einer Depression blockst du jegliche Gefühle ab, du spürst kein Verantwortungsgefühl, du weißt nicht mehr, dass es da Menschen gibt, die dich lieben. Du denkst halt einfach, du bist scheiße und einsam und dich mag eh niemand, und verlierst dich in diesem Gefühl.

Deshalb, vor allem deshalb, damit solche Dinge nicht passieren, sollte der totale Druck rausgenommen werden. Damit sich nicht wirklich Schüler da runterwerfen und sterben.

Es gibt einen sehr, sehr coolen Film, der spielt im indischen Universitätssystem, der Film heißt *3 Idiots*. Er hat mich extrem geprägt in meinem Denken über Schule, weil der Film sich fragt: Wofür lernen wir überhaupt, und wie lernen wir? Ist es nicht viel schlauer, wenn alle ihre eigenen Ideen entwickeln, als nur blind zu pauken, Hauptsache, der Lehrplan wird erfüllt? Also auf den meisten Schulen entstehen keine neuen Ideen, alles Kreative wird eingestampft. Man darf nicht selbstbestimmt denken. Selbstbestimmt handeln schon gar nicht.

Ich erinnere mich, dass wir im Kunstunterricht einmal eine freie Arbeit machen durften. Und einer meiner besten Freunde, der mit der Leserechtschreib-Schwäche, der in der Schule wirklich nicht gut war, hat da ein Musikvideo gedreht, das war das Krasseste, was er in seiner Schullaufbahn gemacht hat. Und es war das erste Mal, dass wir so richtig frei arbeiten durften.

Also, Mathematik ist wichtig, das bestreite ich nicht. Ich will jetzt auch nicht sagen, dass der meiste Lehrstoff der Schule scheiße ist. So Lektüren in Deutsch, die die meisten ätzend fanden, fand ich immer total cool. Aber der Unterricht ist oft viel zu strikt, zu traditionell, zu sehr darauf fixiert, was Schüler leisten müssen und was ins Bewertungsraster passt. Immer nur Punkte, Punkte, das ist übel der Bullshit.

Von mir aus könnte man das ganze Notensystem abschaffen, die Schüler machen sich eh genug Druck, weil unsere Gesellschaft auf Druck aufgebaut ist. Also, ich habe Lehrer immer ernst genommen, wenn da eine große Begeisterung war und sie unglaublich viel Ahnung hatten von manchen Dingen. Da braucht es keine Noten.

Irgendwann habe ich dann abgebrochen und bin ein Jahr zurückgegangen, mit Therapie und allem. Meine Eltern haben mich da voll unterstützt, was überhaupt nicht selbstverständlich ist. Ich hab's einfach noch mal probiert, in einer neuen Stufe. Nach ein paar Monaten habe ich dann gemerkt, okay, mir ist es gar nicht mehr so wichtig, Abitur zu machen. Weil ich merkte, ich bin mir selber wieder genug. Ich mag mich wieder mehr, da ist wieder ein bisschen Stärke.

Ob ich es bereue, dass ich mit der Schule Schluss gemacht habe? Nein, ich bereue es nicht. Ich bin sehr froh, dass ich heute relativ eigenständig bin, dass ich keine Probleme mehr habe mit Stress und Druck. Dass ich mich ansatzweise selbst organisieren kann. Das ist ja auch so ein Skill, den man in der Schule nur so semi lernt. Dir werden meistens einzelne Methoden erklärt. Aber um eine Lern- oder Organisationsweise für dich selber zu finden, brauchst du teilweise Jahre. Dass man dafür kein Unterrichtsfach hat, ist meiner Meinung nach total fehlgeleitet.

Ich würde mich auch sofort dafür einsetzen, dass es ein Unterrichtsfach gäbe, wo man so etwas wie gesunden Alltag lernt. Es gibt ja in manchen Schulen das Fach Ernährung, was ich total geil finde, man lernt da auch Kochen. Denn es gibt schließlich noch andere Formen des Wissens, nicht immer nur Chemie, Mathe, Englisch. Soziales Wissen, ein Wissen darum, wie man eigentlich mit der eigenen Psyche umgeht, der eigenen Menschlichkeit.

Natürlich wäre es super, wenn Schulen eigene Psychiater hätten oder wenn sie mit Kliniken oder mit Psychiatrien direkt zusammenarbeiten würden. Aber man muss auch an die Ursachen der Probleme ran, man kann da nicht immer nur an einzelnen Schülern rumdoktern. In meinen Augen muss das Schulsystem deutlich lockerer und offener werden für viele verschiedene Ideen und

Pläne. Man könnte es ja zum Beispiel so machen: Es gibt feste Themenblöcke, die klassischen Fächer. Und ansonsten gibt es Themen, die unter den Schülern selbst entwickelt werden, wo sie selbst entscheiden, selber brainstormen dürfen, was machen wir jetzt dieses Jahr eigentlich? Woraan wollen wir arbeiten? Und die Lehrer könnten ja auch davon profitieren, mit den Schülern zusammen irgendwas zu lernen, statt immer nur denselben Stoff durchzukauen.

Zu so einer Offenheit gehört für mich auch Vertrauen, vor allem im Umgang mit körperlichen und psychischen Dingen. Also das ist es, was ich auch immer wieder anspreche: dass es halt normal sein sollte, über solche Sachen frei zu reden. Das gilt für die Gesellschaft im Großen, aber besonders für die Schulen, denn da wachsen wir auf, verbringen den Großteil unserer Jugend. Die Schüler müssen untereinander viel offener sein, statt sich gegenseitig fertigzumachen oder immer so zu tun, als gehe es ihnen blendend.

Wenn ich mir heute angucke, was aus den Leuten geworden ist, mit denen ich auf der Schule war, ist das oft ganz schön erschreckend. Viele haben sich extrem zusammengerissen, dann aber, nach dem Abi, fallen sie in ein totales Loch, haben keine Ahnung, was sie mit sich anfangen sollen. Und dieses Loch ist deswegen da, weil sie einfach zwölf Jahre ihres Lebens irgendwelche Sachen gepaukt haben, ohne wirklich zu wissen, was das mit ihnen zu tun hat.

Die meisten Leute, die ich kenne, fangen einfach mit irgendeinem Studium an, weil sie irgendwas anfangen wollen. Und viele haben jetzt mentale Probleme, die total krass sind, Lernblockaden, Angstzustände, alles. Da frage ich mich schon, was bringt dir dein tolles Abitur, wenn du dann Medizin studierst und hast harte Depressionen. Das Leben wird nicht besser, nur weil du Abitur hast.

Also klar, für mich war es am Anfang, als alle meine Freunde Abitur gemacht haben und ich eben nicht, total krass. Ich habe mich richtig scheiße gefühlt. Aber jetzt im Nachhinein bin ich glücklich, dass alles so geworden ist, wie es ist. Ich kann ja total ehrgeizig sein, wenn ich Dinge richtig geil finde. Als ich aufgehört habe mit Schule, habe ich mit Volleyball angefangen, und seitdem ist das meine halbe Welt geworden.

Aufgezeichnet von Hanno Rauterberg

Leo D., 19, lebt in Hamburg und jobbt gerade als Lagerarbeiter, um verreisen zu können und danach eine Ausbildung anzufangen

Spezial



Kündigung beim
Bitcoin-Start-up: Jeremy W.

Auch Lebenszeit ist ein Investment

Von Haus aus bin ich Psychiater. Ende 2017 habe ich angefangen, im Bitcoin-Space zu arbeiten. Im Krankenhausbetrieb hatte ich damals das Gefühl, dass sich mein ganzer Lebensweg schon vor mir abzeichnete. Ich beobachtete die Oberärztin auf der Station und dachte: »Das bin doch ich in ein paar Jahren!« Das fand ich klaustrophobisch. Mit Bitcoin hatte ich damals als Hobby Berührung, weil mich Sci-Fi-Welten und Mensch-Computer-Interfaces faszinierten. Da lernte ich jemanden kennen, der für eine Kryptobörse arbeitete, und die suchten Leute. Also fing ich da an. Ganz unten im Customer-Support – fürs Ego war das erst mal ein Downgrading. Meine Idee dahinter: Für den Internet-Hype war ich zu jung gewesen, Krypto könnte meine Chance sein, an einer technologischen Revolution teilzuhaben. Ich habe dann über Jahre für wechselnde Kryptofirmen gearbeitet. Sehr viel *dining and winning*, also Kundenbeziehungen gepflegt, um Deals anzubahnen. Als ehemaliger Psychiater kann ich gut kommunizieren. Eine Firma ist auch nur ein psychologischer Organismus. Es geht immer ums »Reden«.

2022 fing ich dann bei Ibex an, das ist eine Firma aus Lateinamerika, die Bitcoin-Transaktionen abwickelt. Klassische Start-up-Welt. Die waren der absolut gehypte Underdog mit dem Potenzial, ein Unicorn zu werden. Ich war COO, Chief Operating Officer, ein Chamäleon-Begriff, der alles und nichts heißen kann. Der COO macht alles, worauf der CEO keinen Bock hat. Ich habe in den zwei Jahren, die ich für die gearbeitet habe, dann begriffen, dass die ihr Potenzial nicht ausschöpfen. Nein, ich muss das genauer sagen: dass ich nicht in der Lage bin, durch meinen Einsatz etwas dazu beizutragen, dass Ibex sein Potenzial ausschöpft. Als COO kannst du ja nicht nur die anderen beschuldigen, es hat schon auch etwas mit dir selbst zu tun. Die Stimmung war immer so, als stünde der Deal, der uns in die Mega-Stratosphäre katapultieren würde, gleich um die nächste Ecke. Damit kann man die Leute eine gewisse Zeit bei der Stange halten, aber wenn man das ein paarmal mitmacht, muss man sich eingestehen: Moment, vielleicht stimmt das gar nicht. Die meisten Start-ups scheitern, die Frage ist: Wie lange investiert man seine Lebenszeit, und wann springt man ab? In meiner Analyse der Situation saß ich auf einer *lame duck*. Natürlich kann die Firma immer noch durch die Decke gehen, aber im Mai dieses Jahres bin ich ausgestiegen. Aus meiner Sicht ist es besser, festgefahrene Dinge zu beenden, statt sie in der Komfortzone in die Länge zu ziehen. Jetzt leiste ich es mir, mich ohne Zeitdruck neu zu orientieren.

Jeremy W., 39, war bis Mai 2024 COO bei der Kryptofirma Ibex

Aufgezeichnet von **Ijoma Mangold**

Illustration: Nico H. Bräuchel für DIE ZEIT; Fotos: G2; Privat

Das Wesen des Arztberufs ist es, einem Menschen, der gesundheitlich leidet und Hilfe sucht, zur Seite zu stehen: so gut es geht und ohne ökonomische Hintergedanken.

Eine Menge Leute, die zu uns Neurologen kommen, laut Studien bis zu 70 Prozent, wenden sich wegen Befindlichkeitsstörungen an uns, sei es aus Stress, Sorgen und Ängsten oder aus Vereinsamung – die wären früher zum Seelsorger oder zu einem Familienmitglied gegangen. Jetzt kommen sie zu uns. Kann man die einfach wegschicken und sagen: »Sie haben nichts?« Nein. Der indische Pizzabäcker mit einer Sieben-Tage-Woche und bedürftiger vielköpfiger Großfamilie, der es im Alltag nicht mehr aushält und zu uns kommt, hat ja wirklich Kopfschmerzen, die ihn quälen, auch wenn es keinen pathologischen neurologischen Befund gibt.

Also müssen wir miteinander reden. Wir haben es als Ärzte nicht mit Schraubenfabrikation zu tun, sondern mit krisenhaften Begegnungen

zwischen Menschen. Wir haben den Auftrag, mit jedem Menschen unabhängig von der Herkunft zu schauen, welche Gesundheitsprobleme wir lösen können und welche nicht. Oft folgt daraus Therapie, immer Beratung, oftmals »nur« Begleitung.

Aber für diesen Auftrag reicht oft die Zeit im Alltag nicht, sie wird nicht finanziert. Das Gespräch inklusive Vertrauensbasis geht nicht in zwei Minuten. Zur Finanzierung der Praxen und Krankenhäuser ist ein hoher Durchlauf an Patienten erzeugt worden, es geht um Masse, Masse, Masse, mit Gewinnabsichten zur Absicherung der eigenen Einrichtung bei allseits steigenden Kosten. Das ist kein Zustand, das darf nicht so weitergehen. In Krankenhäusern arbeiten Menschen in der

Pflege und im ärztlichen Dienst, die sich auch zu den ungünstigsten Zeiten um andere kümmern: Wo bleibt die Würdigung dieser Menschen?

Das Geld regiert auch diagnostisch mit: Es gibt die Neigung, die Schwere der Krankheit zu betonen, sie also auf eine Stufe zu stellen, die am aufwendigsten und schlimmsten wäre: Upcoding um der Erlöse willen. Leicht wird aus einer einfachen Angststörung eine posttraumatische Belastungsstörung, die doch für schwere Gewalterfahrungen reserviert sein sollte. Daraus kann eine sich selbst verstärkende Prognose entstehen, mit Therapie als Dauerlösung, und die Krankenrolle verfestigt sich, die Berentung droht. Wem ist damit geholfen?

Oft berichten auch andere Chefarzte, dass die Klinikgeschäftsführung moniere, die Bilanzen stimmten nicht, es gebe nicht genug lukrative Diagnosen, zum Beispiel nicht genug Schlaganfälle und Beatmungen. Oft geben Fachgesellschaften einen hohen Standard vor, der zur Absicherung gegen das Unwahrscheinliche gedacht ist, und die Patienten nehmen diese Impulse aus dem Netz auf. Aber will man wirklich bei jedem Schwindelgefühl ohne weitere Aspekte ein MRT und viele weitere Tests machen, um den »lukrativen« Verdacht auf Schlaganfall zu dokumentieren?

Ein Gespräch darüber, was dem Menschen gerade den Boden unter den Füßen wegzieht, sodass es ihn schwindelt, wäre oft besser. Es gibt da diese kleine Geschichte: Kommen Körper und Seele zusammen zum Arzt, sagt die Seele zum Körper: »Sprich du mit ihm, dich versteht er besser.«

Aufgezeichnet von **Elisabeth von Thadden**



Dienstende nach 24 Jahren:
Hans-Christian Hansen, Neurologe

Körper und Seele kommen immer zusammen zum Arzt



Hans-Christian Hansen, 66, war bis Ende Oktober 2024 Chefarzt der Klinik für Neurologie in Neumünster

Wir trauern um unseren Kaufmännischen Vorstand

Jürgen Bethke

(24.12.1963 – 12.12.2024)

Wir behalten Jürgen Bethke als einen warmherzigen und humorvollen Menschen in Erinnerung, der sich für das Wohl des ISAS in besonderer Weise eingesetzt hat. Mehr als 35 Jahre lang war er am Institut. Mit seinem kritischen Blick und seiner Diskussionsfreude, mit seiner Übersicht und Tatkraft hat Jürgen Bethke die Entwicklung des ISAS über diesen langen Zeitraum mitgestaltet und geprägt. Wir verlieren mit ihm nicht nur unseren geschätzten Kaufmännischen Vorstand, sondern auch eine wunderbare und lebensfrohe Persönlichkeit. Er hinterlässt eine große Lücke.

Wir empfinden tiefe Trauer und gleichzeitig große Dankbarkeit für Jürgen Bethkes Wirken. Seinen Angehörigen sprechen wir von ganzem Herzen unser tiefstes Mitgefühl aus.

isas Leibniz-Institut für Analytische
Wissenschaften

Vorstand & Belegschaft

Die Leibniz-Gemeinschaft trauert um

Jürgen Bethke

* 24. Dezember 1963 † 12. Dezember 2024

Über lange Jahre hat Jürgen Bethke als kaufmännischer Vorstand des Leibniz-Instituts für Analytische Wissenschaften – ISAS – e. V., als Sprecher des Verwaltungsausschusses und Mitglied des Präsidiums sowie als Co-Sprecher des Finanzausschusses wichtige Diskussionen und Entscheidungen der Leibniz-Gemeinschaft mitgeprägt. Jürgen Bethke war hoch geschätzt für seine Erfahrung, seine Sachkenntnis und sein Engagement. Wir vermissen ihn als Kollegen und Mitstreiter in vielen Kontexten, viele von uns waren ihm auch freundschaftlich verbunden.

Unsere Gedanken sind bei seiner Familie.

Prof. Dr. Martina Brockmeier, Präsidentin
Dr. Bettina Böhm, Generalsekretärin
Dr. Birgit Schröder-Smeibidl,
Sprecherin des Verwaltungsausschusses

Leibniz
Leibniz
Gemeinschaft

Was ich noch zu sagen hätte



Ex-Goethe-Präsidentin: Carola Lentz

Wir schließen uns kulturell zu sehr ein

Ich habe manchmal das Gefühl, dass ich das Pensum von zwei Amtszeiten in einer absolviert habe, so intensiv waren die vergangenen vier Jahre. Da könnte ich jetzt jammern, aber ich möchte lieber festhalten: In einer so krisenreichen Zeit erweisen sich die Stärken des Goethe-Instituts. Die kämen allerdings noch besser zur Geltung, wenn die Finanzierung nicht so eng wäre, wie sie derzeit ist und wahrscheinlich noch auf absehbare Zeit sein wird.

Da ist zum einen die dezentrale Arbeitsweise. Das Goethe-Institut ist keine Kulturorganisation, die ausschließlich von ihrer Zentrale in München oder von Deutschland aus denkt, sondern richtet seine Sprach- und Kulturarbeiten an den unterschiedlichen Bedürfnissen der weltweiten Standorte aus. Darum sieht seine Arbeit in New York, in Johannesburg, in Tbilissi und in Delhi recht anders aus. Dieses Zuhören und diese Neugier müssen wir uns bewahren. Aktuell sehe ich die Gefahr, dass sich Deutschland vor lauter Sorge um seine Sicherheit und die Wirtschaft wieder sehr stark einschließt. Wir scheinen in die Zeit des Kalten Krieges zurückzukehren, als der Kulturaustausch dazu dienen sollte, den guten Namen (West-) Deutschlands in der Welt wiederherzustellen. Ja, den guten Namen brauchen wir, aber wir brauchen vor allem vertrauensvolle Netzwerke. Und die erreichen wir nicht, indem wir einseitig definieren, welche Werte wir exportieren wollen oder was wertvolle Kulturprodukte sind. Wenn die georgisch-deutsche Schriftstellerin Nino Haratischwilli zum Beispiel eine Reihe mit Autorinnen und Autoren aus Ländern der Schwarzmeerregion kuratiert, dann antwortet sie damit auf Bedürfnisse nach regionaler Vernetzung: Die Armenier können etwa die Literatur der Georgier nicht lesen und umgekehrt, oder nur über den Umweg des Englischen, obwohl sie Nachbarn sind. Es gibt kein anderes Kulturinstitut auf der Welt, das Armenier, Bulgaren, Rumänen, Georgier, Ukrainer und Deutsche zusammenbringt, um über die Kraft der Literatur und den Umgang mit der Sowjetvergangenheit zu sprechen.

Brückenbau bedeutet zweitens, dass wir Kulturaustausch nicht instrumentell eng führen dürfen. Werbung für Deutschland zu machen, Deutschunterricht zu erteilen, Fachkräfte zu rekrutieren: Das ist alles wichtig. Aber Kulturaustausch kann noch viel mehr: Menschen verbinden, mit Emotionen arbeiten, mit Kunst auf Konflikte reagieren. Man kann Künstlerinnen und Schriftsteller nicht vorschreiben, was sie zu denken haben. Kultur ist kein »nice to have«, sondern über-

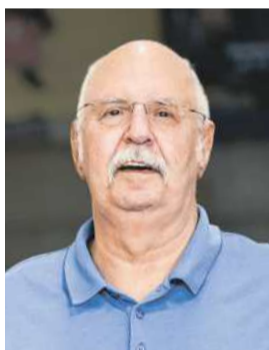
lebenswichtig. Da entfaltet sich die Fantasie von Gesellschaften. Das Goethe-Institut ist eines der wenigen Kulturinstitute in der Welt, das solche Freiräume bisher gewährt hat. Und das sollte es auch weiterhin tun und weder eine Auslands-Bundeszentrale für politische Bildung werden, die unsere Werte erklärt, noch eine Werbeagentur, die zeigt, wie schön es unsere Dichter und Denker haben.

Drittens müssen Kultur- und Mittlerorganisationen wie das Goethe-Institut unabhängig bleiben. Ich nehme wahr, dass Politiker manchmal glauben, dass sie Krisen besser bewältigen können, wenn sie enghemischer kontrollieren. Ich sehe, dass Ängste vor Fehlern und vorweggenommene Selbstkontrolle zunehmen. Das gilt zum Beispiel für die jüngsten Antisemitismus-Resolutionen, die unsere internationale Zusammenarbeit herausfordern. Eine sehr enge Auslegung von Antisemitismus könnte dazu führen, dass deutsche Organisationen ihren Kulturpartnern im Nahen Osten, in Nordafrika, aber auch in Südafrika oder in Japan nur noch mit Misstrauen begegnen und Kooperationen aufkündigen müssten. Stattdessen sollten wir aber unterschiedliche Perspektiven zur Kenntnis nehmen und Kontroversen aushalten. Zuhören heißt nicht zustimmen, aber ohne zuzuhören ist Dialog nicht möglich.

Künftig will ich mich wieder stärker meiner Forschung als Ethnologin widmen. Aber ich wünsche mir, dass die Politik Vertrauen in die gesellschaftlichen Organisationen hat. Wir brauchen Mut zum Risiko. Nur so können wir die multiplen Krisen gemeinsam bewältigen, und nur so kann Kulturaustausch Brücken bauen.

Carola Lentz, 70, war bis November Präsidentin des Goethe-Instituts

Aufgezeichnet von Peter Neumann



Wolfgang Mohrlang macht seine Videothek dicht Früher war mehr Pärchenverkehr

Trinkhalle, TÜV, Ausfahrt Bochum-Riemke, Ausfahrt Bochum-Grumme, bitte bei Rückstau die Einfahrt frei halten, eine Tüte funnyfrisch Chipsfrisch Peperoni flattert im Wind, und dann, neben den Reifenstapeln einer Autowerkstatt, kommt die Videothek Atlantis. Am Eingang schon ein Hinweis darauf, dass es hier nicht mehr lange geht: »Moderne Gewerbehalle mit Glasfront 420 qm zu vermieten«. Noch bis Mitte Januar steht Wolfgang Mohrlang, 75, in seinem Laden und wickelt das Geschäft ab – dann schließt die wohl letzte verbliebene Videothek im Ruhrgebiet. »Wir haben immer noch 20.000 Erotikfilme und 13.000 Spielfilme«, sagt Mohrlang, ein bisschen klingelt das auch nach Hilfeschrei. Die Atlantis-Kette hatte

einmal 40 Filialen. Übrig geblieben ist dieser Laden hier, wir stehen, das muss man so sagen, in den Ruinen eines kleinen Imperiums, zwischen einem alten Pappaufsteller für den Film *Bridget Jones' Baby* und dem leeren Haribo-Bunte-Tüte-Regal, das nicht mehr aufgefüllt wird. Heute morgen hat noch einer 120 Kinderfilme abgekauft, die meisten Schränke ist Mohrlang schon bei eBay Kleinanzeigen losgeworden.

Kurzer Rückblick auf seine Karriere als Videothekenbetreiber, kurzer Rückblick auf fast 40 Jahre Mediengeschichte: Mohrlang war einst kaufmännischer Leiter einer Tapetenfabrik, ins Videothekengeschäft kam er durch einen Nachbarn. 1986 machten sie zusammen den ersten Laden auf, Atlantis, auf den Namen kam Mohrlangs Frau. Damals konkurrierten noch drei verschiedene Systeme, VHS, Betamax und Video 2000. »Video 2000 war das beste, da konnte man das Band beidseitig bespielen!« Acht Mark kostete die Ausleihe pro Tag. Was lief am Anfang richtig gut? »Der Hammer war *Crocodile Dundee*.« Hat er einen Lieblingsfilm aus der großen Sammlung? »Neeee, ich bin sowieso kein Filmfreak. Wenn, guck ich mal ab und zu 'ne Serie. *Breaking Bad* hab ich gesehen und *Walking Dead*, er spricht die Namen im schönsten Ruhrpott-Dialekt aus, also »Breiking Bätt«, »Walking Dett«.

Ende der Neunziger ging's dann los mit den DVDs, und Anfang der Nullerjahre kam die Hochzeit der Branche – bis irgendwann jeder einen DVD-Brenner in seinem Computer zu Hause hatte und Raubkopien zum Problem wurden. Mohrlang engagierte sich damals im Videothekenverband. »Ich war Agentenführer für unsere Undercover-Leute! Die waren hier auf dem großen Flohmarkt in Essen unterwegs und haben nach Raubkopien gesucht.« Am Ende haben Mohrlang und der Videothekenverband den Kampf trotzdem verloren, gegen den technischen Fortschritt, gegen das Streaming. Der Laden ist heute Morgen leer, nur in der abgetrennten Porno-Abteilung stöbern Männer durch die Ware. Mohrlang: »In der Erotikabteilung war früher am Wochenende viel mehr Pärchenverkehr, wo Mann und Frau sich zusammen einen Film aussuchten.« Ohne die Ab-18-Abteilung hätte der Laden nicht so lange überlebt. Dort, am gesonderten Eingang, wartet eine Kiste, »Auch noch alte Erotikfilme im Keller!« steht darauf, versprochen wird »fachgerechte Entsorgung« für alle Medien, die man ungern in den eigenen Hausmüll werfen will, falls die Nachbarn das finden. Mohrlang hat sie dann gebraucht weiterverkauft. Fehlen eigentlich viele Filme, die nie zurückgebracht wurden? »Drei bis fünf Prozent kommen nicht zurück. Früher hatten wir da 'ne eigene Rechtsabteilung, aber heute ... lohnt sich nicht mehr.«

Herr Mohrlang, jetzt bitte noch einen Blick in die Statistik: Welcher Film wurde am häufigsten ausgeliehen? Mohrlang setzt sich an den Computer, er tippt was in eine uralte, aber voll funktionstüchtige Datenbankssoftware, die bis 1986 zurückreicht. Der Top-Film: *The Da Vinci Code* aus dem Jahr 2006. Damals, als das Geschäft richtig brummete, hat das Atlantis-Imperium sogar alte Filmrechte aufgekauft und selbst DVDs gepresst, zum Beispiel vier Kung-Fu-Filme für zusammen 4,99 Euro. Mohrlang hat davon noch welche, er wühlt sie aus einer Kiste hinter der Kasse. »Hier, nehmen Sie die gern alle mit!«

Wolfgang Mohrlang, 75, betrieb seit 1986 Videotheken, seine Kette hatte 40 Filialen. In Bochum schließt jetzt der letzte Laden

www.zeit.de/vorgelesen



Volker Kutscher, 62, schrieb seinen zehnten und letzten Roman um die Figur des Kommissars Gereon Rath

Volker Kutscher, der Erfinder von »Babylon Berlin«, beendet seine Krimireihe

Hört nicht auf, an meine Figuren zu denken

Was ich noch zu sagen hätte, das ist ja das alte Lied, dauert eine Zigarette, aber das klingt mir zu sehr nach Partystimmung, wobei »Gute Nacht, Freunde« vielleicht doch der richtige Satz ist. Nur dass ich den Abschied von meinen Figuren eher ausschleiche. Im kommenden Jahr wird noch ein dritter, von Kat Menschik illustrierter Erzählband erscheinen und danach einige Kurzgeschichten aus dem Rath-Kosmos. Bisher habe ich mich damit beruhigt, dass ich meine Hauptfiguren Gereon und Charlotte noch einmal wieder-treffen werde. Von einigen Figuren habe ich mich bereits verabschiedet; bei anderen bin ich mir noch unsicher. Sollte die Sehnsucht größer sein als gedacht und es noch etwas zu erzählen geben, werden sie vielleicht in einer der Kurzgeschichten auftauchen. In dem letzten Roman einfach alle umzubringen, wäre ja fast gnädig gewesen. Nun entlasse ich sie mit einem offenen Ende in die Welt nach 1938 und die wirklich schlimmen Jahre des Krieges und des Holocausts. Die durchaus begründete Angst, dass eine der Figuren sterben könnte, ist wahrscheinlich schlimmer als der tatsächlich eingetretene Tod. Außerdem möchte ich selbst wissen, was mit ihnen passiert, ich möchte, dass man den Buchdeckel zuklappt und noch ein bisschen weiter nachdenkt. Das ist das Entscheidende und mir Wichtige. In den vergangenen 20 Jahren ist viel passiert – auch mit mir, ich habe eine gewisse Naivität abgelegt, nachdem mir unsere Demokratie zuvor zwar verbesserungswürdig erschien, aber als solche ungefährdet. Mittlerweile bin ich leider Gottes nicht mehr ganz so optimis-

tisch, dass sich die Menschheit um Freiheit und Frieden, diese fast schon leeren, aber letztendlich sehr wichtigen Begriffe, bemüht. Als Zweckoptimist glaube ich aber trotz aller Verzweiflung über den Menschen in der Masse und im Mob an das Menschliche.

Ansonsten hoffe ich, dass ich in kein Loch falle, wenn ich mich nicht mehr mit meinen Figuren beschäftige. Aber ich bin auch nicht ganz unfroh, mir nicht mehr an ihrer Stelle den Kopf zerbrechen zu müssen und das Romanprojekt abgeschlossen zu haben. Zwischen durch habe ich jedoch nie gedacht: »Oh nein, jetzt noch einen Rath-Roman«, ich wollte sie auch aus einem gewissen Pflichtgefühl heraus alle schreiben. Irgendwann wenn ich Zeit habe, werde ich noch einmal die gesamten rund 5.700 Seiten, das hat mal jemand ausgerechnet, in einem Rutsch lesen. Manchmal, wenn ich beim Schreiben in den älteren Bänden nachschlage, stolpere ich über etwas, das ich heute wohl anders gemacht hätte, aber man muss zu allem, was man im Leben gemacht hat, stehen. Die Dinge, die ich in den vergangenen 20 Jahren nicht gemacht habe, liegen als Ideen in einem Ordner. Darunter ist auch ein Kinderbuch, das sich meine Tochter gewünscht hat, aber sie ist mittlerweile 24 Jahre alt, und ich weiß nicht, ob sie jetzt noch eins will. Ich werde mich vom Lustprinzip leiten lassen; beim Schreiben sollten auch keine anderen Gründe gelten. Mindestens ein dicker Roman soll es noch werden. Vielleicht auch ein paar mehr.

Aufgezeichnet von Berit Dießelkämper

ANZEIGE

ZEIT ONLINE

Gute Filme gibt's nicht nur im Kino

www.zeit.de/film

Fernsehserien
Seht oder suchterzeugend?
Die besten Staffeln der Saison im Überblick.

Der bessere Dreh
Wir schreiben jede Woche den »Tatort« um.

Warum machen Sie das?
Regisseure, Schauspieler und Drehbuchautoren sprechen über ihre Projekte.

Und – ob Drama oder Dokumentarfilm – die wichtigsten Kinostarts der Woche: alles unter www.zeit.de/film

KINOS

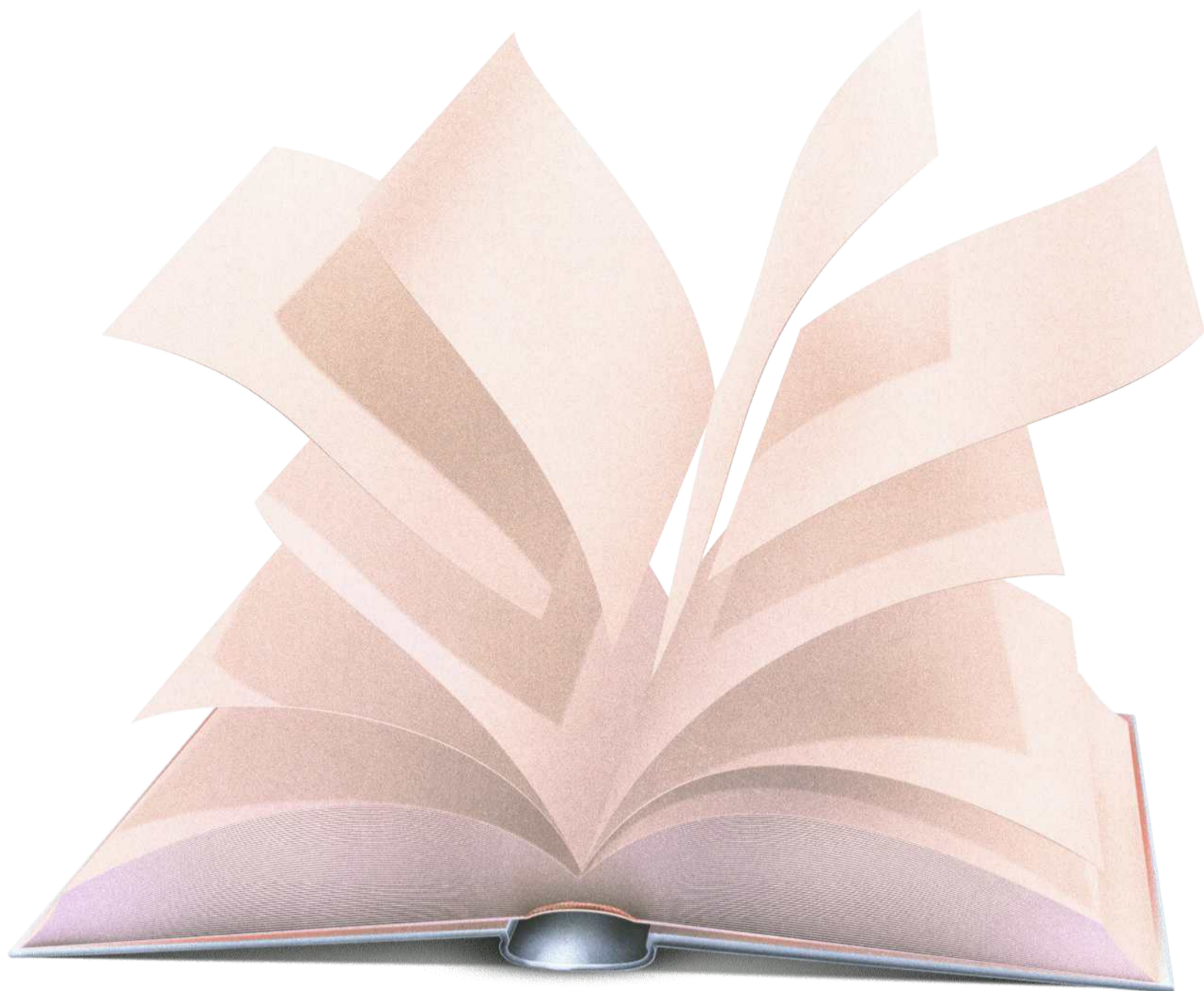
GOLDEN GLOBE AWARDS
BESTER HAUPTDARSTELLER DRAMA

von LUCA QUADRINI
QUEER
DANIEL CRAIG

MUBI AB 2. JANUAR IM KINO mubi.com/queer

AACHEN Apollo-Filmtheater Lilium Lichtspiele	BONN Kino in der Brotfabrik Rex Lichtspieltheater	DÜSSELDORF Bambi-Filmstudio	KÖLN Off Broadway Kino Rex Cine Center Filmpalette GbR Odeon Kino Leipzig Passage-Kino	SAARBRÜCKEN camera zwei
BERLIN CinemaxX Potsdamer Platz Kino in der Kulturbrauerei Filmtheater Friedrichshain Babylon Kreuzberg DelphiLUX	BOCHUM Capitol	ERFURT Kinoklub am Hirschlachufer	LEIPZIG Schauburg	SAARBRÜCKEN Filmhaus
BREMEN Schauburg Kino	DORTMUND Roxy Lichtspielhaus	ESSEN Eulenspiegel Filmtheater	LÜBECK Kommunales Kino	SOEST Universum Kino
DRESDEN Thalia - Kino	KASSEL Filmlieden	FRANKFURT Harmonie Filmtheater	LÜNEBURG Scala	STUTTGART Cinema
HAMBURG Savoy Filmtheater Zeise Hallen Kino Studio Kino	KIEL Traumkino	FREIBURG Friedrichsbau Apollo Kino	MAGDEBURG Studio-Kino	TRIER Broadway-Kino
HEIDELBERG Gloria	MÜNCHEN City Filmtheater Arena Cinema Filmtheater Leopold Kinos Museum Lichtspiele	GAUTING Breitwand	MANNHEIM Odeon Kino	TÜBINGEN Museum Lichtspiele
HEILBRONN Arthaus Kinostar	MÜNSTER Cinema Filmtheater	HALLE/SAALE Zazie Kino	NÜRNBERG Casablanca Kino cinecitta	ULM Obscura
JENA Kino am Markt	OSNABRÜCK Cinema - Arthouse	HAMBURG Kino am Raschplatz	OLDENBURG Casablanca	WEIMAR Lichthaus E-werk
KARLSRUHE Schauburg	POTSDDAM Thalia	HEILBRONN Arthaus Kinostar	OSNABRÜCK Cinema - Arthouse	WIESBADEN Apollo Kinocenter
KASSEL Filmlieden	PREETZ Capitol Cine Center	HEILBRONN Arthaus Kinostar	POTSDDAM Thalia	WUPPERTAL Cinema
KIEL Traumkino	REGENSBURG Filmgalerie im Leeren Beutel	HAMBURG Savoy Filmtheater Zeise Hallen Kino Studio Kino	REGENSBURG Filmgalerie im Leeren Beutel	

Spezial: Was ich noch zu sagen hätte



Das Literaturhaus Hamburg jetzt ohne
Rainer Moritz

Bücher sollten auch gefährlich sein

Wenn ich bald mein Büro im Literaturhaus Hamburg räume, dann mit zwei Gefühlen: mit Dankbarkeit dafür, dass ich dieses so lange bewohnen und als Schaltzentrale für die Literatur nutzen durfte, und mit Zorn auf diejenigen, die Freiräume für die Kultur schaffen sollten und mehr und mehr deren Vermarktbarkeit zum Maßstab nehmen. Ob als Lektor, Verlagschef oder Literaturhausleiter im Haupt- oder als Kritiker, Autor oder Übersetzer im Nebenberuf: Es ging mir stets darum, die Literatur, die Kultur zu unterstützen, sie in ihrer Eigenheit zu stärken und davor zu bewahren, von der Gesellschaft und ihren ökonomischen Zwängen vereinnahmt zu werden. Wer Literatur ernst nimmt, muss damit zurechtkommen, dass sie aneckt, verletzt und uns dazu zwingt, über den Tellerrand des scheinbar Selbstverständlichen hinaus zu blicken.

Literatur ist anstrengend, provozierend und oft schwer zu verdauen. Und wer sich nun daranmacht, nicht nur historische Texte nach unseren selbstgerechten Maßstäben zu glätten und überall Triggerwarnungen zu setzen, hat von Literatur nichts verstanden. Diese schafft keine Wohlgefühlsoasen und dient, wenn sie ihrem Namen gerecht wird, nicht der bloßen Unterhaltung. Literatur rutet auf weh, und sie hat per se keine Vorbildfunktion für gesellschaftliches Wohlverhalten. Schon als Schüler fand ich Bücher wie Heinrich Bölls *Die verlorene Ehre der Katharina Blum* eher langweilig, weil sie mehr inhaltliche als ästhetische Botschaften bereithielten.

Wenn man an diesen Maximen festhält, stößt man seit Längerem auf Widerstände. Wo vor allem auf Quoten und Klicks geschaut wird, tut sich das Sperrige und Anspruchsvolle schwer. Die Kulturförderung – nicht nur in Berlin – will mehr und mehr ökonomische Vorgaben machen, in Kauf

reden von der Wichtigkeit der Leseförderung schwadronieren.

Mich macht diese Haltung nicht wehmütig, sondern wütend. Und mich erbot es zudem, wenn die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten den Weg der Kulturmarginalisierung mitgehen und sich gleichzeitig aus Angst vor Shitstorms politisch überkorrekt verhalten. Man streicht Formate, in denen über Bücher ernsthaft gesprochen wird, setzt verstärkt auf vertraute Bestsellernamen und hofft, mit scheinbar hippen Formaten die so begehrten jungen Zielgruppen besser zu erreichen. Monumentale Romane wie Clemens Meyers *Die Projektoren* werden in einem Umfeld, das intellektuelle Herausforderungen eher scheut als annimmt und lieber ein selbstgerechtes *Moralspektakel* (Philipp Hübl) inszeniert, bald nicht mehr vorkommen. So stelle ich mir Totengräber der Literatur vor.

Dagegen gilt es sich zu wehren, dagegen werde ich mich wehren, wie gehabt. Das hat damit zu tun, dass ich meine Berufe nie als entfremdete, mich einengende Tätigkeiten empfunden habe. Ich bin, auch wenn das merkwürdig klingt, jeden Tag gern und erwartungsvoll an meinen Schreibtisch geilt – und das zu einer für diese Branche sehr untypischen frühen Uhrzeit. Zum Glück habe ich auch zu Hause einen Schreibtisch. Der stammt aus meiner Studienzeit und ahnt noch nichts davon, im kommenden Jahr viel mehr als je zuvor beansprucht zu werden.



Rainer Moritz, 66, scheidet Ende April 2025 nach 20 Jahren aus dem Amt

nehmend, dass nur das Marktgängige und leicht Konsumierbare dem genügen kann. Die Entscheidungsträger solcher Banalisierungen interessieren sich in der Regel nicht für Kultur, glauben, ihre Pflicht getan zu haben, wenn sie in Sonntags-



Duden-Chefin hört auf:
Kathrin Kunkel-Razum

Sprache darf gerne fluffig sein

Menschen, Ideen und Wörter wandern aus und ein. Die deutsche Sprache steht auf festem Fundament und ist trotzdem flexibel genug für vielfältige Bereicherung. Diese Veränderungen verfolgen und beschreiben zu dürfen, war für mich das große Privileg meines Berufes. Irritiert hat mich oft, dass in vielen Zeitschriften an die Dudenredaktion – oft mit großer Emotionalität – direkt oder indirekt zum Ausdruck gebracht wurde und wird, in der Sprache müsse alles so bleiben, wie es ist. Woher kommt dieser Wunsch – und ist er erfüllbar? Natürlich nicht. Veränderungen in der Welt und Veränderungen in der Sprache gehen Hand in Hand und bedingen einander. Aber offenbar rufen Sprachveränderungen (und die oft dahinterliegenden gesellschaftlichen Veränderungen) Ängste hervor.

Mir scheinen diese unbegründet, denn unsere Sprache hat ein gefestigtes Regelsystem und vollbringt enorme Integrationsleistungen. Nach meinem Abschied aus der Dudenredaktion habe ich einen längeren Urlaub in Australien begonnen: Wenn ich auf dem Balkon frühstücke, schaue ich dabei den *Abseilers* zu, die am Haus gegenüber hängen und Fenster und Fassade reinigen. Das Wort *Abseilers* hatte ich noch nie vorher gehört und auch noch nie auf einer Liste ausgewandelter Wörter gefunden. Im Deutschen ist eines meiner Lieblingsbeispiele das Wort fluffig – gebildet aus dem englischen *fluffy*: Offenbar konnten wir noch gut ein Synonym zu locker, leicht, luftig gebrauchen. Wir tauschen die englische gegen eine deutsche Adjektivendung, passen die Aussprache an die deutsche Standardsprache an, und schon können wir so schöne Wortgruppen wie eine fluffige Torte, ein fluffiges Sommerkleid bilden.

Nach 28 Jahren in der Dudenredaktion – acht Jahren davon als deren Leiterin – hoffe ich für die Zukunft, dass Menschen verstehen, wie dynamisch Sprachen sind und dass ihre Regeln nicht in Stein gemeißelt sind. Das Allerwichtigste ist es aber, die jeweilige Landessprache gut zu lernen und sich sicher in ihr zu bewegen, wenn man ankommen will, sei es in Berlin oder in Sydney.

Kathrin Kunkel-Razum, 65, war bis Ende November Leiterin der Dudenredaktion



Ende einer Dienstfahrt:
Detlef Bogs, Busfahrer

Ich bin nicht euer Prellbock

Busfahrer ist ein verantwortungsvoller Beruf. Es kommen viele Komponenten zusammen: die Witterung, die Verkehrslage, Baustellen. Und natürlich die Zeit, die immer drückt. Der Slogan ist: Alles für den Fahrgast. Dafür braucht man ein gewisses Feeling, was nicht jeden Tag gelingt.

Es gibt Fahrgäste, die kommen rein und denken, du bist der Prellbock. Bei dir kann ich jetzt abladen. Ich hatte ein Scheißwochenende, und jetzt habe ich dich auserkoren und werde meine Frustration rauslassen. Da muss man mit gesundem Menschenverstand und auf höfliche Art gegensteuern. Wie sagt man so schön: deeskaliere. Man muss versuchen, den Dampf rauszunehmen. Sobald man sich auf eine tiefere Kommunikation einlässt, hat man schon verloren. Weil man hundertprozentig den Kürzeren zieht.

Aber das ist schwierig. Man ist nur ein Mensch und hat auch selbst gewisse Belastungen und natürlich auch mal einen schlechten Tag. Da kann ich den Fahrgast nicht als meinen Prellbock sehen.

In den Neunziger, als ich angefangen habe, war der Busfahrer noch eine Statusfigur. Da war so eine gewisse Achtung zu spüren. Da konnte ich noch jemandem etwas ausgiebig erklären. Ich war viel näher dran am Fahrgast, weil ich noch kassiert habe. Da wurde noch Guten Morgen gesagt. Wenn heute jemand grüßt, fangen bei mir die Antennen an zu arbeiten. Ich habe mir auf die Fahne geschrieben: Der Fahrgast muss das Gefühl haben, dass ich ihn wahrnehme, aber nicht zu tiefgründig. Sonst erzählt er mir seine Familiengeschichte. Ich bin da vorne am Steuer nicht der Psychologe. Weil Zeitdruck besteht. Heute ist man nur Dienstleister: Fahr los. Fahr sicher.

In den Adventstagen haben meine Frau und ich unserem Hausarzt einen Stollen vorbeigebracht, um uns für das Entgegenkommen im Jahr zu bedanken. Ich erwarte nicht, dass jeder Fahrgast mit Stollen einsteigt. Aber dass man mich grüßt und mir Respekt entgegenbringt. Nur dann kann man als Busfahrer in dem Job alt werden und erhobenen Hauptes aufhören.

Detlef Bogs, 68, hat 22 Jahre als Busfahrer in Hamburg und Schleswig-Holstein gearbeitet

Aufgezeichnet von **Stella Schalamon**

ANZEIGE

ZEIT SHOP

Zeit für Neues



GELDERMANN
Geldermann Grande Réserve & Riedel Gläser
Exklusive Cuvée aus Chardonnay, Spätburgunder und Chenin Blanc, im Set mit zwei Gläsern von Riedel
54,90 €* | Bestell-Nr. 48349



STERNGLAS
Uhr »Hamburg«
Exklusiv mit signalrotem Sekundenzeiger | Ø 42 mm | Rindleder-Armband | limitiert auf 250 Exemplare
429,00 €* | Bestell-Nr. 48211



KLIPPAN YLLEFABRIK
Decke »Tile«
Aus 100% Merinowolle, davon 50% recycelt | leicht und wärmend | Maße 130x200 cm
133,50 €* | Bestell-Nr. 48764



MAILEG
Safari-Freund »Rhino«
Aus Leinen, gefüllt mit Granulatkörnern | Höhe 34 cm | bei 30 °C waschbar
35,00 €* | Bestell-Nr. 41467



PHILIPPE
Wein- und Sektkühler »Valerie«
Aus hochglanzpoliertem Edelstahl | Maße 18 x 29 x 10,5 cm (B x L x H) | Gewicht 1,14 kg | bis zu 8 Stunden Kühlung
129,00 €* | Bestell-Nr. 48546

Jetzt für
Silvester bis
27.12. bestellen**

shop.zeit.de

*Zzgl. Versandkosten | **Nur bei Lieferung innerhalb Deutschlands und abhängig vom Lagerbestand. Vorkasse ausgenommen. | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg; Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser



THE POSTER CLUB
Sofia Lind: »Hold You - Blue«
Hochwertiger Giclée-Kunstdruck im Rahmen | Maße 50 x 70 cm (B x H)
158,00 €* | Bestell-Nr. 48429



Die meisten Menschen, die die Inselgruppe der Äußeren Hebriden bereisen, sind auf der Suche

Meine Flucht in die Anderswelt

Die Schriftstellerin ANTJE BABENDERERDE wurde mutlos, als sie lange nicht in die Fremde aufbrechen konnte. Hier verrät sie, wie sie den Glauben an sich selbst und an die Zukunft wieder fand

Lesen Sie gerne und viel? Lieben Sie Bücher? Und fragen Sie sich auch hin und wieder bei der Lektüre: Was hat dieses Buch mit meinem Leben zu tun?

Als ich sechzehn war, kam mein Vater mit dem Roman eines Kanadiers nach Hause: *Der Fremde von Barra* von Fred Bodsworth, zu DDR-Zeiten ein besonderer Schatz. Die wunderbar realistische und poetische Liebesgeschichte zwischen einem Inselhütten und einer jungen Frau vom indigenen Volk der Cree in Ontario hat sich tief in mein Unterbewusstsein gegraben, doch sowohl seine als auch ihre Heimat waren damals unerreichbar für das Mädchen aus Gotha in Thüringen.

Lange Zeit dachte ich nicht mehr an die beiden. Aber ihre Geschichte beeinflusste unterbewusst mein Schreiben und brachte mich viele Jahre später zu den Cree in den hohen Norden Kanadas und schließlich auch auf die vom wilden Nordatlantik umspülten Inseln der Äußeren Hebriden.

Aus der Vogelperspektive betrachtet sieht die südlichste bewohnte Insel des Atolls aus wie eine Schildkröte, die in einem grün schäumenden Meer schwimmt. Dreizehn Kilometer lang und nur knapp sieben Kilometer breit, hat Barra strahlend weiße Muschelsandstrände, und an sonnigen Tagen könnte man meinen, in der Karibik zu sein. Deshalb nennen die Einheimischen ihre Insel mit einem stolzen Augenzwinkern *Barrabados*. Doch das Meerwasser hat auch bei warmem Wetter im Sommer meist nur unkaribische 13 Grad. Zum Glück. Denn an diesen Stränden liegen keine sonnenbadenden Touristen. Möwen halten Ausschau nach Fisch über der funkelnden Meeresoberfläche und haschen nicht nach übrig gebliebenen Essensresten. Salzluft weht einem um die Nase statt des Geruchs von Sonnenöl oder Zigarettenqualm. Keine Radiomusik übertönt das leise Anbrüllen der Wellen, und im glasklaren Wasser schwimmen nur ein oder zwei hartgesottene Einheimische im Neoprenanzug. Vielleicht auch mal eine Meerjungfrau mit schillerndem Fischschwanz.

Diese kleine, abgelegene Insel am äußersten Rand Europas entfaltet gleich beim ersten Besuch ihre magische Wirkung auf mich. Barra, eine Insel aus Licht und grünbraunen Hügeln, ist der steten Macht von Wellen und Brandung des Nordatlantiks ausgesetzt, und das Meer ist, wo auch immer man sich auf der Insel befindet, gegenwärtig. Mal unbändig und tosend, von Gischt und Schaumwipfeln gekrönt. Mal umschmeichelnd und sanft, in einem aus sich heraus leuchtenden Türkis, das man nicht so schnell vergisst.

Die Insel mit ihren 1.100 Bewohnern war für mich – obwohl ich aus einem kleinen Dorf in Thüringen stamme – eine in sich geschlossene Gegenwelt. Faszinierend, exotisch und erst einmal undurchschaubar. Ich erkor Barra zu meiner Lieblingsinsel und wollte unbedingt wiederkommen, um für mein nächstes Buch zu recherchieren.

Doch während der Pandemie waren die Einreisestimmungen für die Äußeren Hebriden ä-

ßerst kompliziert und streng, da die Inselbewohner eine tiefe Urangst vor Krankheiten hegen, und es gab Wochen, in denen ich fürchtete, Barra vielleicht nie wieder zu betreten. Das fühlte sich an wie schwerer Liebeskummer, war aber auch existenziell beängstigend, denn die Recherche vor Ort ist unbedingt wichtig für mich und mein Schreiben. Ich muss die Luft meiner Romanfiguren atmen und dort entlanggehen, wo sie sich bewegen. Ich muss als Fremde der Art und Weise nachspüren, wie sich Menschen und Landschaften im Laufe der Zeit ineinander eingeschrieben haben. Den Rest übernimmt dann meine Fantasie.

Als ich 2022 die dreimal aufgeschobene Reise nach Barra endlich antreten konnte, waren meine Abenteuerlust und mein Selbstvertrauen zu einer kümmerlichen Neige geschrumpft. Das Gefühl des Eingefrorenseins während des Lockdowns, der Ukrainekrieg und der Klimawandel mit seinen düsteren Zukunftsaussichten lasteten wie eine schwere Decke auf mir. Mutlosigkeit war zum grundlegenden Gefühl geworden. Hätte ich mir das dreimal umgebuchte Fährticket damals auszahlen lassen können, ich hätte es womöglich getan.

Aber dann war ich *on the road*. Von Liebenau nach Amsterdam, von dort mit der Fähre nach Newcastle. Der Linksverkehr war eine Herausforderung, die fünfstündige Fährfahrt von Oban nach Castlebay, dem Hauptort von Barra, eine Offenbarung. Die Fähre schipperte über einen stillen Atlantik, und ich war hypnotisiert vom Sonnenfunkeln auf der aquamarinblauen Wasseroberfläche. Meerfarben auch die Silhouette von Barra, mit dem knapp vierhundert Meter hohen Berg Heaval am Horizont. Es war wie das Gleiten durch eine blaue Zwischenwelt, ein anderes Universum. Ein paar Schweinswale zeigten ihre schwarzen Flossen, und in der Ferne sah ich eine Delfinschule, glänzende runde Rücken, die auf und wieder abtauchten, schneller, als ich auf den Auslöser der Kamera drücken konnte. Plötzlich fiel vor mir ab, was mich zu Hause beschwert und mutlos gemacht hatte. Meine Sinne waren wieder offen. Das vermochte das Meer. Es ist voller Leben, immer in Bewegung.

Gleich nachdem die Fähre mein kleines rotes Auto ausgespuckt hatte, fuhr ich hinüber auf die Insel Vatersay mit ihren Muschelsandstränden, die hell, fast weiß sind und unglaublich lang. Kein Fitzelchen Tang in der Vatersay Bay. Nur glasklares Wasser, das sich in einem netzartigen Muster über den Sand bewegte. Weiter draußen leuchtete es in diesem verrückten Türkis, und ein tiefes Blau bildete den Horizont. Dieses Licht über dem Meer, das magische Leuchten, ich konnte es spüren – in mir. Hatte ich mit dem Betreten der Insel mein reales Leben hinter mir gelassen? Vielleicht. Hier gaben Meer und Wind den Rhythmus vor, und es gab keinen Überfluss an Dingen. Ohne Zweifel war das der Ort, wo sich alles mit allem verband. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Hier wollte ich sein, darüber wollte ich schreiben.

Ich verbrachte Stunden im Dualchas, gälisch für »kulturelles Erbe«, dem Heritage Center von Castlebay. Dort stieß ich auf die *fisher lassies*, die Heringsmädchen, die vor hundert Jahren während der Saison Abertausende Heringe ausnahmen – eine harte, schmutzige Arbeit, und doch waren diese jungen Inselfrauen fröhlich und stark, mutig, einfallsreich und mitfühlend. Ich betrachtete sie auf den alten Fotos und wusste: Die Heringsmädchen würden einen Platz finden in meinem Roman, ich spürte eine Verbindung zu ihnen. Sie waren dafür geschaffen, Mut zu schenken.

Die Einheimischen, freundliche, aber zurückhaltende Menschen, haben ein gutes Gespür für die verschiedenen Arten von Fremden, die im Sommer auf ihre Insel kommen. Dafür, warum sie kommen. Meistens, um etwas zu finden, das sie woanders verloren haben. Eine Hoffnung, einen Traum, eine Vergangenheit. Und in meinem Fall: eine Geschichte.

Fischer hatten in den Gewässern um die Hebriden einen seltsamen Delfin entdeckt, ein äußerst seltenes, beinahe magisches Meereswesen: einen Hybriden aus Großem Tümmler und Rundkopfdelfin. Leider bekam ich dieses Zwischenwesen nie zu sehen, nur ein paar unscharfe Fotos von ihm.

Doch was ich gehört, gesehen und worauf ich mich eingelassen hatte, konnte mir keiner mehr nehmen. In den Tagen auf Barra fand ich, die Atheistin, meinen Glauben an das Werden und die Schönheit wieder, meinen Mut und meine Zuversicht. Hierher würde ich zurückkommen, wenn mir das alles erneut zu engtend drohte.

In diesem Jahr war ich wieder auf Recherchereise auf den Äußeren Hebriden. Diesmal konnte ich die Inseln von ihrer wilden Seite erleben: Windgeschwindigkeiten von 60 Kilometer pro Stunde, Hagel schon im Juni und den Rauch von Torffeuern aus den

ANZEIGE

3 Wochen gratis lesen.



Jetzt bestellen:
zeit.de/3xchristundwelt

Schornsteinen der kleinen Häuser. Im glasklaren, zehn Grad kalten Wasser war kein einziges Fischlein zu sehen. Tagelang gab es keinen frischen Fisch zu kaufen, denn die Fischer konnten wegen der rauen See mit ihren kleinen Booten nicht ausfahren.

Und so war mein Rechercheziel, die vulkanische Inselgruppe St. Kilda, die rund 65 Kilometer nordwestlich von der mittleren Hebrideninsel North Uist im Nordatlantik liegt, unerreichbar. Mein ursprünglicher Plan war gewesen, dort das faszinierende Leben der Seevögel zu erkunden, die auf St. Kilda um diese Jahreszeit brüten – unter anderem Basstölpel, Papageitaucher und Eissturmvögel. Doch Pläne zu schmieden, das bedeutet auf den Inseln, das Schicksal herauszufordern. Ein über Nacht auf den Strand geworfenes Fischerboot in der sonst so friedlichen Bucht von Vatersay war eine eindeutige Warnung. Das verstand sogar die Thüringerin auf den ersten Blick.

Statt der Flugmanöver der Seevögel beobachtete ich also den Flugverkehr über dem Herzmuschelstrand von Barra – dem einzigen Strandflughafen der Welt, auf dem Linienflugzeuge starten und landen. Bei guten Wetterbedingungen sind es drei am Tag. Man sieht die kleinen blau-weißen Propellermaschinen ohne Bedauern wieder gen Glasgow verschwinden und gräbt auf dem verlassenen Flugfeld weiter in Ruhe Herzmuscheln aus.

Calum, ein Barra-Mann, zeigte mir die beste Stelle. Man müsse sich nur vor der schnell hereinkommenden Flut in Acht nehmen, sagte er lachend und redete mit den Händen, denn seine Muttersprache ist Gälisch, und ich hatte einige Mühe, sein Inselgälisch zu verstehen.

Obwohl wir mit einem Dreizinken, der eigentlich eine Torfgabel war, mehr scharften als gruben, fühlten wir uns als Jäger und Sammler, denn wir wurden schnell fündig. Mit ein wenig Fantasie versetzte ich mich in jene Zeit, in der es noch keine Autos und Flugzeuge gab, die Menschen aber genau an dieser Stelle Muscheln ausgegraben hatten, um ihren kargen Speiseplan um eine Delikatesse zu bereichern. Im Heritage Center von Barra hatte ich in alten Zeitungsartikeln gelesen, dass vor dreißig Jahren die Herzmuscheln an diesem Strand mit einem Traktor geerntet wurden, zwölf Tonnen pro Woche. Bis den Inselbewohnern ins Bewusstsein drang, was sie da anrichteten, und sie den Frevel beendeten.

Nach Calums Anleitung spülte und wässerte ich die Muscheln und kochte sie, bis die Hälften sich öffneten. Die Ausbeute war am Ende kürglich, doch mit Knoblauch, Sahne und ein paar Nudeln waren die Muscheln ein köstliches Insel-Mahl.

Ich verließ Barra am nächsten Morgen mit der Fähre in Richtung Eriskay, einer weiteren kleinen Hebrideninsel. Die Sonne schien, ich stand an Deck und sah zwischen den Inseln und Inselchen große, kreisrunde Fischgehege mit schwarzen Geländern auftauchen. Eine Lachs-Zuchtanlage. Neben mir ein alter Mann mit wettergegerbtem Gesicht, der mein Interesse bemerkte, erzählte mit Unmut in der Stimme Erschreckendes: von genetisch verkrüppelten Zuchtachsen, die in zu engen

Käfigen aufwachsen und mit Fischmehl-Pellets gefüttert werden. Fischkot und überflüssiges Futter sinken auf den Meeresboden und töten durch Überdüngung alles ab, was da unten wächst. Dafür gedeihen dann giftige Algen umso erfolgreicher. Wegen der Enge in den Käfigen werden die Lachse von Seeläusen geplagt, die sich unter ihre Haut bohren und sie bei lebendigem Leib langsam auffressen. Auch Robben finden immer wieder ihren Weg in die Tanks und tun sich an kranken Fischen gütlich – wie an einer reich gedeckten Tafel. Der Mann zückte sein Handy, und ich bekam Unterwasseraufnahmen aus einem Zuchtank zu sehen. Lachse mit grauvollen Wunden bis auf die Gräten schwammen in einer trüben Brühe. Ich dachte: Das sind Zombielachse.

Zwei furchtbare Stürme hätte es im Winter gegeben, erzählte der Alte, ein Fischer von Eriskay, dabei seien an die 40.000 Lachse ins Meer entkommen und würden nun durch Parasiten und ihr schlechtes genetisches Material die Population der Wildlachse bedrohen.

In diesem Moment wurde mir klar, dass man, während die Welt um uns herum immer unerträglich wird, nicht mehr fliehen kann. Auf keine noch so abgelegene Insel. Nirgendwohin.

»Niemand ist eine Insel, die nur aus sich selbst besteht«, schrieb vor fast vierhundert Jahren der englische Schriftsteller John Donne. »Jeder Mensch ist Teil eines Kontinents, Teil eines Ganzen.«

Wie wahr. Das Eiland North Uist war mein nächstes Rechercheziel, denn in meinem Kopf entstand da bereits ein neuer Roman, und ich weiß, dass meine Fantasie und die Internetrecherche allein niemals ausgereicht hätten, ihn zu schreiben. Ich brauche die Ferne. Bücher haben mich seit je neugierig gemacht auf fremde Welten, und so manches, was in meinen Romanen vorkommt, kommt auch im wirklichen Leben vor. Deshalb bin ich dankbar, dass die Inseln am Rand Europas und ihre Menschen mir mit herzlicher Offenheit ihre Geschichten erzählt haben. Dabei fiel auch der gälische Ausdruck »*aig deiradh an latha*«, was wörtlich übersetzt »am Ende des Tages« bedeutet. Auf meine Nachfrage erfuhr ich, dass die Worte von den Einheimischen verwendet werden, um über die Vergangenheit nachzudenken, während sie in die Zukunft schauen.

Die See blieb rau, während ich North Uist erkundete, doch im Inselinneren gab es windstille Orte, und nach dem Regen fiel funkelndes Sonnenlicht auf die Landschaft. Im Herzen der weisen Inselbewohner leuchtet es immer. Erst als ich wieder zu Hause war, merkte ich, wie sehr mir dieses Licht gefehlt hatte.



Antje Babendererde wurde bekannt mit Romanen über Nordamerikas Ureinwohner und deren Leben heute. Ihr neues Buch »Treff mich im tiefen Blau« (Arena Verlag) spielt auf den Hebriden. Sie lebt in Thüringen

ENTDECKEN



Unser Schatz

Hinter dieser Tresortür in einem tiefen Stollen im Schwarzwald wird die deutsche Erinnerung bewahrt – um für den Fall einer Katastrophe überliefern zu können, wer wir sind und wer wir sein wollen VON VOLKER WEIDERMANN

Der Luftraum darüber ist eine Flugverbotszone, kein Militär darf sich dem Umkreis des Stollens nähern. Ein Angriff wäre ein Kriegsverbrechen

Eigentlich ist es ein Zukunftsort, dieser tiefe Stollen der Vergangenheit, der hier, am Fuße des Schauinsland im Schwarzwald, vor vielen Jahren in den Berg getrieben wurde. Der Barbarastollen. Ein Ort der Zuversicht, dass es immer weitergeht mit uns Menschen. Dass nach uns andere kommen werden, vielleicht ganz und gar andere, Wesen von irgendwo aus dem Universum. Und die werden dann erfahren können, wer wir gewesen sind. Und was wir bewahren wollten: unsere Pläne, unsere Musik, unsere Könige, unsere Literatur, unsere Hoffnungen und Ideen. Unsere Zuversicht und unsere Angst.

Hier, tief im Schwarzwald, gleich hinter dem Örtchen Oberried, liegt der Schatz unserer Erinnerungen. Unsere Geschichte. Hier ist »der zentrale Bergungsort der Bundesrepublik«, so heißt er offiziell. Eine knappe halbe Stunde mit dem Auto von Freiburg entfernt, ein schmales Tal hinauf, rechts und links sanft emporsteigende Wiesen, kurz vor einer winzigen Kapelle mit spitzem Dach und einem steinernen Aquädukt, der in der Luft zu enden scheint, geht es rechts hinauf, an zwei Schwarzwaldhäusern vorbei. Dann ein verwittertes Schild »Privatweg. Unbefugten Zutritt verboten. Kein Winterdienst«. Wir fahren trotzdem weiter. Wir haben eine Fahrerlaubnis in die deutsche Vergangenheit. Außerdem ist die Pressesprecherin des Bundesamtes für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe, der zuständigen Behörde für den Stollen, an unserer Seite.

Was wollen wir hier? Warum machen wir uns bereit für die Abfahrt in die Kellerräume der deutschen Geschichte? Vielleicht um einmal kurz die Zeit anzuhalten, während sie um uns herum immer schneller davonzurasen scheint. Weil so viel Weltgeschichte auf einmal passiert, dass es einen Moment lang nottut, zurückzuschauen, sich des Fundamentes zu versichern, auf dem wir stehen. Steht es fest und stabil, ist es sicher, gesichert für viele Hundert Jahre, wenn nicht gar für die Ewigkeit? Droht dem alten Land, der alten Landschaft Deutschland die Demenz in den kommenden Jahren? Oder haben wir unser Gedächtnis felsenfest vertäut und krisensicher gemacht für alle Zeiten? Ist da ein Licht in dem dunklen Stollen?

Weit ist es nicht mehr, da ist schon der Höhleneingang, oben von Moos überwuchert, ein Wellblechdach als Regenschutz darüber, ein eisernes Tor, auf dem Boden davor, etwas von Laub bedeckt, drei blau-weiße Symbole, die wie Ritterwappen aussehen.

Die sind so etwas wie magische Zeichen, die den bestmöglichen Schutz versprechen. Nicht mittels Magie, sondern Verträgen. Sie heißen »Blue Shields« und kennzeichnen maximal schützenswerte Orte in der Welt. Der Luftraum darüber ist eine Flugverbotszone, kein Militär darf sich dem Umkreis des Stollens nähern, ein Angriff auf diesen Ort wäre ein Angriff auf das Völkerrecht, ein Kriegsverbrechen. Das wurde 1954 in der Haager Konvention zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten so festgelegt. Mehr als hundert Staaten haben sich per Vertrag verpflichtet, ihr kulturelles Erbe zu sichern – und das der anderen Staaten nicht anzugreifen. So umfassend und perfekt gesichert wie Deutschland hat das kein anderer Staat weltweit. Nur das deutsche Gedächtnis wird von den Blue Shields geschützt. Es ist überhaupt in Deutschland der einzige Ort, der mit diesem höchsten Schutzzeichen ausgezeichnet ist. In Europa gibt es nur zwei weitere: das Rijksmuseum in Amsterdam und den Vatikan.

Wir werden schon erwartet. Eine kleine Kommission in Dienstanoraks hat sich vor dem Stollen versammelt, um uns in Empfang zu nehmen. Der zuständige Referatsleiter Jonas Feltes und Kristina Beissel, die Sicherheitsbeauftragte der Behörde, sind, wie auch die Pressesprecherin Carolin Kielhorn, aus Bonn, dem Dienststz ihrer Behörde, angezogen. Gleich kommt noch der Vizepräsident des Amtes dazu, René Funk, der in Freiburg wohnt. Außerdem ein ganz in Schwarz gekleideter kleinerer Mann von einem privaten Sicherheitsdienst. Der kennt den Code der leuchtend orangefarbenen Stahltür, die uns tief im Stollen erwarten wird. Der letzten Schutztür vor dem Schatz. Er ist der Mann vor Ort, der hier regelmäßig nach dem Rechten sieht. Wir stellen uns im Halbkreis auf, die Sicherheitsbeauftragte verliest die Regeln, die beim Betreten zu beachten sind. Ein bisschen wie im Flugzeug, nur ausführlicher und ernsthafter.

Dann wird das Tor zum Stollen geöffnet, gleich rechts ein eiserner Schrank, innen beleuchtet, darin sind orangene Sicherheitshelme, jeder mit den Blue Shields gekennzeichnet. So

lange wir sie tragen, sind auch wir völkerrechtlich geschützte Objekte. Wir gehen in den Stollen hinein, die Wände weiß gekalkt, gut beleuchtet, man kann bequem zu zweit nebeneinander gehen, es ist kühl und feucht. Die extrem stabilen klimatischen Verhältnisse hier unten – konstant zehn Grad, konstant 80 Prozent Luftfeuchtigkeit – waren einer der Gründe, warum man sich für diesen Stollen entschieden hat. Die anderen waren die Stabilität und geologische Sicherheit des Gesteins hier, 250 Meter unter der Erde. Und die Weltabgeschiedenheit. Hier ist kein strategisches Ziel in der Nähe. Zwischen 1972 und 1974 fanden umfangreiche Umbauarbeiten statt, um die Räume unter dem Berg sicher zu machen.

Schließlich stehen wir vor einer Eisentür mit Glasfenster. Man sieht, dass hier der Stollen noch viel weiter reicht, die Wände und Decken dort sind nicht mehr glatt und gekalkt. Hier geht es tief in die Dunkelheit des Berges. Unser Ziel jedoch liegt links von uns. Die große orangefarbene Tresortür. Gleich geht sie auf.

Ich muss, seit ich zum ersten Mal von der Existenz dieses Ortes gehört habe, immer an die ersten zwei Sätze von Thomas Manns Roman-Tetralogie *Joseph und seine Brüder* denken. Seine literarische Tiefenbohrung zu dem mythischen Urgrund menschlicher Überlieferung und Geschichte. »Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?«, heißt es da. »Höllenfahrt« ist das Kapitel überschrieben. Und lesend fahren wir dort tief hinab im Fahrstuhl der Zeiten. Am Ende des Kapitels schreibt Mann: »Hinab denn und nicht gezagt! Geht es etwa ohne Halt in des Brunnens Unergründlichkeit? Durchaus nicht. Nicht viel tiefer als dreitausend Jahre tief – und was ist das im Vergleich mit dem Bodenlosen? Dort tragen die Leute nicht Stirnhaare und Hornpanzer und kämpfen nicht mit fliegenden Echsen: es sind Menschen wie wir.«

Der Securitymann hat inzwischen das runde Zahlenschloss, das aussieht wie bei jedem Kindertresor, nur um ein Unendliches stabiler, mit dreizehn aufeinanderfolgenden doppelten Zahlenkombinationen gedreht. Dann den stählernen Hebel heruntergedrückt. Langsam und tonlos schwingt die Tür auf. Sie ist massiv. Es heißt, sie könne einem Atomschlag widerstehen. Außerdem, sagt der Referatsleiter, als wir durch die Tür schreiten, würde die Druckwelle nach einer Atombombenexplosion ja geradeaus durch den Stollen jagen. Die Panzertür in der Seitenwand des Stollens würde nicht mit voller Wucht getroffen. Natürlich fliegen, nach diesem Schreckensszenario, sofort die Fragen in den Kopf: Für wen eigentlich bewahren wir das? Wer ist es, dem wir nach einem Vernichtungsschlag unserer Erde hinterlassen? Und, fast noch wichtiger: Wer schließt auf, wenn unser Freund im schwarzen Anorak nicht mehr da ist?

Aber erst mal hinein ins deutsche Gedächtnis. Zunächst ein beinahe leerer, weißer Raum, an der Stirnseite prangen die drei Blue Shields an der Wand. Sie sind immer hier. Sie passen auf. Rechts und links gehen zwei weitere lange Räume ab. Und da sind sie endlich: die deutschen Dokumente. In zweistöckigen Metallregalen sind in langen Reihen runde Behälter aus Edelstahl aufgereiht. Silberne Armeen der Erinnerung. Auf den ersten Blick sieht es etwas, nun ja, unspektakulär aus. Ein bisschen wie ein Kuhstall ohne Kühe, mit luxuriösen Milchbehältern. Frühere Besucher fühlten sich an Bierfässer erinnert. Es hat aber auch etwas von einer kleinen silbernen Armee. Akribisch gesammelte, in langen Reihen aufgereichte Dokumente, in eiserner Präzision. Ein bisschen auch: typisch deutsch. Milchkannen, Bierfässer, silberne Soldaten. Hier unten hat jeder so seine eigenen Vergangenheits-Assoziationen.

Die Edelstahlbehälter sind ultralangleibige Spezialanfertigungen für diesen Ort. Zu Testzwecken werden sie aus zehn Meter Höhe zehnmal hinabgeworfen und dürfen danach keine Schäden aufweisen. Sie sind in zwei Hälften geteilt, werden in einem luftdicht gesicherten Raum mit dem Archivmaterial befüllt und luftdicht verschraubt. Zwei- bis dreimal im Jahr werden neue Behälter eingelagert. Ein extra für diese Zwecke angefertigter Gabelstapler fährt die silbernen Gefäße in den Stollen hinein.

Wir stehen andächtig und etwas ratlos vor den silbernen Reihen. Es gibt hier weiter nichts zu sehen. Nur die Hirnrinde sozusagen. Das Gedächtnis selbst, blickdicht verpackt. Bislang sind es etwa 1,3 Milliarden Dokumente. Jeder der 1.600 Behälter enthält 800.000 Aufnahmen. Was hier hineinkommt, entscheiden die Staats- und Landesarchive souverän.

Man hat sich früh für die Sicherung auf Mikrofilm entschieden. Erstens ist das Filmmaterial extrem lange haltbar, 500 Jahre Minimum, vor allem aber braucht man zum Lesen nur Sonnenlicht und eine Lupe. Alle anderen technischen Sicherungsverfahren sind auf Strom und Lesegeräte angewiesen. Überhaupt ist der gesamte Stollen autark. Kein Strom notwendig.



Unser Autor betrachtet einen Mikrofilm der Art, wie sie in massiven Edelstahlbehältern im Barbarastollen gelagert werden

Keine Energie. Aber wie orientiert man sich hier? 1,3 Milliarden Dokumente? Wenn man ALLES aufhebt, ist das nicht fast genauso, als wenn man NICHTS aufhebt? Man findet hier doch nichts. Doch, erfahre ich. Es gibt eine »Registertonne«, das Inhaltsverzeichnis unserer Erinnerungen sozusagen. Leider ist die gerade nicht da. Zur Wartung oder Aktualisierung unterwegs. Jetzt etwas zu suchen, wäre also schwierig.

Das älteste Dokument, dessen Verfilmung hier eingelagert ist, kann man als eingeschweißte Kopie ansehen. 1.230 Jahre ist es alt, die Urkunde Karls des Großen »zugunsten des Klosters St. Emmeram in Regensburg« vom 22. 2. 794. Von da aus geht es dann langsam in unsere Richtung. Von der Krönungsurkunde Ottos des Großen von 936 über die Goldene Bulle von 1356 bis zu den Bauplänen des Kölner Doms, Handschriften des Komponisten Johann Sebastian Bach, dem Vertragstext des Westfälischen Friedens von 1648, der Ernennungsurkunde Adolf Hitlers zum Reichkanzler, dem Grundgesetz und Dokumentationen der Proteste gegen die Startbahn West in Frankfurt.

Wir stellen sie uns für einen kleinen Moment vor, den Leser, die Leserin der Zukunft.

Wenn sich die orangefarbene schwere Tür geöffnet haben wird und er oder sie hier sitzt, zwischen den Fässern. Was wird man lesend erfahren? Liegt in den Archiven des Landes wirklich eine Wahrheit über uns? Wo ist der Alltag archiviert? Wo die Freude und das Frühstück? Es gebe auch seit einer Weile, sagt Carolin Kielhorn, eine Arbeitsgruppe, die versucht, unser Brautrum zu archivieren. Den Kölner Karneval zum Beispiel. Ich meine: Was wären wir bitte ohne ihn? Ich würde noch gerne das Tempelhofer Feld archivieren, den Odenwald, das Abendlicht in der Wohnung meiner Eltern, ein Grillwürstchen vom Metzger Genz, den Blick hier von meinem Schreibtisch in den Garten.

Gewiss ist auch das Manuskript der *Joseph-Romane* hier, wahrscheinlich auch die Rede des Philosophen Martin Heidegger, mit der er 1933 sein Amt als Rektor der Universität Freiburg antrat und darin die Regentschaft Adolf Hitlers zum Ziel der abendländischen Seinsgeschichte erklärte. Nicht weit von hier, etwas tiefer noch in den Schwarzwald hinein, am Schauinsland vorbei, über den Pass namens Notschrei hinweg, liegt seine Hütte, in der er schrieb und lebte, in der er Rudolf Augstein

nach dem Krieg empfing und Paul Celan, den Dichter der *Todesfuge*, dessen Familie im Holocaust ermordet worden war. Ich bin später noch hinaufgefahren zu der Hütte, die in dichtem Nebel lag. Ein »Martin-Heidegger-Weg« führt drumherum. Es regnete. Man sah beinahe nichts. Ein durchnässter Wanderer mit Wanderstock und schwarzem Anorak kam vorbei, ich fragte ihn nach der Hütte. Er wisse nicht genau, wo die sei, »aber der war eh ein Nazi«. »Ja. Weiß ich«, sagte ich. Aber die Hütte steht ja trotzdem noch. Irgendwo da oben, in dem tiefen, dichten Wolkenweiß.

Aber noch einmal zurück in den Stollen der deutschen Erinnerung. Es ist alles hier drin, Heilsgeschichte, Unheilsgeschichte, das Helle und das andere. Hier wird unterschiedslos gesammelt, was unsere Geschichte war und ist und bleibt. Auf einem Regalbrett liegt ein abgebrochener Zollstock, den hier jemand vergessen hat. Er ist schon leicht verrottet. Die Stahlbehälter zeigen keinerlei Spuren der Vergänglichkeit. Der Referatsleiter sagt plötzlich den Satz: »Wie kann man dann wieder neu anfangen?«, und er meint eben: in der Zeit danach. Nach uns. Und ich denke, was wir Menschen eigentlich für gute Leute sind. Wie schön das ist, unser Glaube an uns selbst, unser Stolz auf das, was vor uns war. Dass wir wie selbstverständlich davon ausgehen, dass die Menschen oder Kreaturen nach uns natürlich auch einen Kölner Dom haben wollen und Kantaten von Bach, dass sie auch von unserem Unheil wissen wollen, unserer Politik, unseren Verträgen, Gesetzen, Protesten, unseren Romanen. »Es ist ein Grund, stolz zu sein, dass wir diesen Raum haben«, sagt die Frau, die hier für die Sicherheit verantwortlich ist.

Ja. Ein gutes Gefühl. Der Vizepräsident erinnert an die russische Kriegsführung in der Ukraine. Wo die Auslöschung der kulturellen Identität von Anfang an zur Strategie gehörte. Aber das Schutzversprechen dieses Stollens umfasst ja auch kleinere Ereignisse, lokale Naturkatastrophen, Brände. Als vor Jahren das Kölner Stadtarchiv mitsamt seiner Bestände im Boden versank, waren hier leider noch nicht alle Kopien gesichert. Ab Heinrich Böll aufwärts ist das meiste spurlos verschwunden. Ebenso viele Bestände der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar. Die »Bundesicherungsverfilmung«, wie die Stelle für die Anfertigung der Mikrofilme heißt, war noch nicht so weit. Aber wir nähern uns immer weiter der Gegenwart, nähern uns auch der umfassenden Sicherung der alten und uralten Bestände.

Als die Einlagerung hier in den Siebzigerjahren begann, war das ganze Unternehmen geheim. Niemand sollte von dem Erinnerungsschatz wissen. Aus Misstrauen. Angst. Inzwischen ist das anders. »Die Haager Konvention verpflichtet uns sogar, darüber zu sprechen«, sagt die Pressesprecherin Carolin Kielhorn. Im Falle eines Angriffs habe man potenziell achtzig Millionen Zeugen eines Kriegsverbrechens, sagt sie. Inzwischen gibt es »Tage der offenen Tür«, und am Stolleneingang soll bald eine Tafel über das Projekt informieren.

Wir verlassen die Räume der konservierten Erinnerung. Der Wachmann schließt hinter uns geräuschlos die orangefarbene Panzertür und dreht an dem Rädchen mit der geheimen Kombination. Er muss die natürlich im Kopf haben. Er kann ja nicht die ultrageheime Zahlenkombination des Gedächtnisses der Bundesrepublik Deutschland auf einem Zettelchen mit sich herumtragen. Oder unter einem Codewort unter den Kontakten im Handy speichern. Die Kombination ist in der Zentrale der Securityfirma und beim Bundesamt für Bevölkerungsschutz verwahrt. Ja, aber – wie kommen nun die, die nach uns sind, an die Kombination? Der Referatsleiter sagt daraufhin den ebenso schönen wie geheimnisvollen Satz: »Dafür ist im Ereignisfall gesorgt werden.«

Es ist mir komplett rätselhaft, wie das gehen soll. Aber das alles hier ist so umfassend gut durchdacht und abgesichert, dass ich mich – und mit mir alle – entspannt zurücklehne und auf diesem schönen Satz in Sicherheit wiege. Auch die Registertonne mit dem Inhaltsverzeichnis wird schon rechtzeitig zurückkommen. Jetzt aber raus an die frische Luft der Gegenwart. In den Nebel, ins Licht. »Die Augen auf, wenn ihr sie in der Abfahrt verkniffet«, heißt es am Ende der »Höllenfahrt« bei Thomas Mann. »Wir sind zur Stelle. Seht – schattenscharfe Mondnacht über friedlicher Hügelandschaft! Spürt – die milde Frische der sommerlich ausgestirnten Frühlingnacht!« Nun. Hier ist eher herbstlicher Tag, aber die Hügelandschaft ist wirklich friedlich. Wir schauen zurück in den dunklen Stollen. Unser stabiles, bombensicheres Fundament, für die Ewigkeit gebaut. Der Grund, auf dem wir stehen. So viele Leben, so viele Dokumente, so viele Geschichten. Von Menschen wie wir.

Francesco Giammarco entdeckt: Hate-Eating

Unser Kolumnist fragt sich: Worin besteht nur der große Reiz, Dinge zu essen, die man eigentlich ganz abscheulich findet?

Zur Kultur unserer Zeit gehört es, dass Menschen gerne Dinge tun, die sie eigentlich nicht gut finden. Social Media zum Beispiel. Ich kenne niemanden der gerne auf Instagram ist, trotzdem starrt jeder die ganze Zeit drauf. Oder auch das sogenannte Hate-Watching, bei dem man eine Serie guckt, nicht weil man sie mag, sondern weil man sie schrecklich findet. Die Schrecklichkeit produziert die Freude. Die Netflix-Serie *Emily in Paris* zum Beispiel, in der eine junge, naive US-Amerikanerin nach Paris zieht, ist angeblich deshalb so erfolgreich, weil alle sie aus Abneigung gucken. Steht jedenfalls im Internet.

Mir ist aufgefallen, dass es ein kulinarisches Äquivalent zu diesem Phänomen gibt. Es hat nur noch keinen schicken Namen. Deswegen nennen wir es hier: Hate-Eating. Das Konsumieren von Lebensmitteln und Gerichten, die man eigentlich niemandem empfehlen würde. Nahrung, die kaum als solche zu bezeichnen ist, die sich durch eine hochprozessierte Verarbeitung von Zucker, Salz und Fett in etwas Eigenes, echtem Essen nur entfernt Verwandtes verwandelt. Ich weiß nicht, wie ich es besser beschreiben kann.

Vielleicht so: Ich habe einen Freund, der, wenn er zwei Bier trinkt, sofort Lust auf Junkfood bekommt. Dann sagt er immer: »Ich will was Schmutziges essen.«

Gemeint ist damit zum Beispiel McDonald's. In meinem sogenannten Milieu – Großstadt, akademisch, tendenziell grün – ist das als Hate-Eating-Kategorie sehr beliebt, vor allem auf langen Autofahrten an der Raststätte. Ich glaube, Menschen aus meinem Milieu haben in Wahrheit nur noch Autos, damit sie manchmal zu McDonald's fahren können. Denn entscheidend beim Hate-Eating ist nicht nur das Essen selbst, sondern auch das Setting, die Konsumsituation.

Fährt man auf die Raststätte, hat man die Wahl: Bestellt man im Drive-through und isst seinen Burger dann auf dem Parkplatz, die Pommes zwischen den Beinen und die Coke im viel zu kleinen Getränkehalter – die Unwürdigkeit dieser Situation macht den Essensgenuss noch größer! Oder geht man ins Restaurant, sitzt gemütlich, hat dafür

aber Muße, die verschiedenen Bestandteile des Menüs zu unheiligen Kombinationen zusammenzuführen: Double-Cheeseburger mit Schokoshake (süß-salzige Verlockung). Oder den McRib aufklappen und mit Pommes belegen (hocheffizient!). Die Möglichkeiten sind schier unbegrenzt.

Natürlich ist das nur eines von vielen Beispielen. Hate-Eating gibt es in den unterschiedlichsten Formen. Ich kenne Leute, die lieben zur Unkenntlichkeit zermatschten Eiersalat aus dem Supermarkt. Oder Sushi, das man an einem Kiosk bekommt. Eine Form, die vielleicht viele Menschen kennen, ist wahrscheinlich das Essen im Bordbistro der Bahn. Ich glaube, niemand findet das gut. Trotzdem isst man das viel zu heiße Schinken-Käse-Baguette, das backsteinharte Vollkornkäsebrötchen oder das im Inneren manchmal noch kalte Omelette mit einer gewissen Befriedigung.

Ehrlicherweise ist es ganz schön arrogant, was ich hier schreibe. In meinem städtisch-akademischen Milieu würde man sagen: Was für eine klassische Scheiße! Denn das »schmutzige« Essen, an dem ich mich hier als *guilty pleasure* erfreue, ist das Essen, das sehr viele Menschen jeden Tag ganz normal essen. Weil sie es mögen oder weil sie es sich leisten können oder warum auch immer.

Es ist jedenfalls nicht sehr nett, es ihnen schlechtzureden. Das Problem ist, glaube ich, dass in meinem sogenannten Milieu so hohe Ansprüche an Qualität herrschen, also an die guten Serien, das gesunde Essen, den richtigen Lifestyle, dass man sich zwangsläufig für alles schämt, was Spaß macht oder einfach nur bequem ist.

Um aus dieser Zwickmühle rauszukommen, macht man die Dinge dann nur ironisch gebrochen – damit man kriegt, was man will, sich aber gleichzeitig davon distanziert und nicht dafür verurteilt werden kann. Klingt ziemlich unsympathisch.

Es ist doch okay, sich zu wünschen, das *Emily in Paris* glücklich wird. Klar, sie ist ein bisschen nervig. Aber sie meint es gut und tut ihr Bestes. So wie wir alle auch. Wenn ich das nächste Mal in meinem Auto hocke und Pommes auf meinen Burger lege, werde ich es jedenfalls einfach Eating nennen.

Hier entdecken jede Woche im Wechsel: Anna Mayr, Yasmine M'Barek, Francesco Giammarco und David Hugendick

Meta Bene

WENN ALLES
IMMER NUR NOCH
SCHLIMMER WIRD, ...



... IST HEUTE DER
SCHÖNSTE TAG VOM
REST DEINES LEBENS.

Unser Zeichner Robin Thiesmeyer, 44, lebt in Berlin und denkt in seiner Reihe Meta Bene über das Leben nach

RICHTIG GUTE LEUTE



Foto: Amelie Niederbuecher für DIE ZEIT

In dieser Woche freuen wir uns über: Sabrina Wittmann

Fußball ist eigentlich simpel: Zwei Teams mit jeweils elf Personen treten gegeneinander an, und wer mehr Tore schießt, gewinnt. Die Einfachheit ist der Grund, warum dieses Spiel so schön ist und Millionen begeistert. Sie ist einer der Gründe, warum ich schon als kleines Mädchen die Bundesliga-Konferenz im Radio gehört habe, obwohl ich gar keine Lieblingsmannschaft hatte.

Aufgrund dieser Einfachheit glaube ich auch, dass Trainer nicht zwangsläufig Ex-Profis sein müssen. Der Trend geht ohnehin in eine andere Richtung, das sieht man etwa an Julian Nagelsmann. Taktisches Verständnis kann man

lernen. Und wenn ich gerne eine Zweitmeinung hätte, frage ich im Trainerteam nach, wo es Experten für alles gibt. Als Trainerin besinne ich mich auf die Basics. Ich gebe den Rahmen vor, indem ich bewusst Raum für Kreativität lasse. Ich möchte Spieler dabei fördern, Entscheidungen zu treffen, ihrer Intuition zu folgen. Fußball ist ein *players' game*. Ansonsten geht es bei dem Job um Menschenführung, um das Gespür für eine funktionierende Gruppe. Trainer sollten empathisch sein. Und für Empathie muss ich nicht 20 Jahre in der Bundesliga gespielt haben. Mag sein, dass ich hier sogar einen gewissen Vorteil habe.

Sabrina Wittmann, 33, ist die erste Cheftrainerin im deutschen Männer-Profifußball beim FC Ingolstadt 04. Protokoll: Benedikt Herber

ANZEIGE

Begegnen Sie Menschen und ihrer Kultur

Studiosus

Reise-Kataloge: 00 800/24 01 24 01
www.studiosus.com

Intensiverleben

Süchtig nach Vokabeln

Eigentlich wollte DANIEL ERK nur ein bisschen Spanisch lernen. Seit er die Fremdsprachen-App Duolingo auf sein Handy geladen hat, kann er es kaum noch aus der Hand legen. Ist das noch gesund?



Ich darf nicht aufgeben, nicht jetzt! Es ist 20.50 Uhr, Sonntagabend, ich stehe in einem düsteren Club in Berlin-Friedrichshain, und die Band, die ich eigentlich sehen möchte, setzt gerade an zu spielen. Wochenlang habe ich mich darauf gefreut. Aber ich kann jetzt nicht, wirklich nicht. Ich muss meinen Platz in der Diamantliga verteidigen! So sehe ich das. Was andere sehen: einen Typen, der abseits der Bühne im Vorraum der Toiletten steht und auf sein Handy starrt.

Falls Sie nicht wissen, wovon ich spreche: Es geht um Duolingo. Theoretisch (sehr theoretisch) ist das eine Software zum Erlernen von Fremdsprachen, wie Babbel oder Rosetta Stone. In meinem Falle: Spanisch. Man absolviert kleine Lektionen, zwischen zwei und vier Minuten, dafür bekommt man Erfahrungspunkte, Englisch »Experience Points«, also XP.

Gleichzeitig wird man in eine Liga seines Niveaus gelost – und die Wettbewerber mit den meisten Punkten steigen jeden Sonntagabend auf oder ab, genau um 21 Uhr. Deshalb habe ich die App ja überhaupt während des Konzerts geöffnet.

Duolingo gibt es schon seit 2012, aber so populär wie derzeit war die App noch nie. Ich hatte mich 2014 schon mal angemeldet, aber dann wieder aufgehört. Mein zweiter Anlauf begann mit einer Plauderei im Frühsommer dieses Jahres, mit Antonio, dem Nachbarn des kleinen Ferienhauses am Rande der Serra de Tramuntana auf Mallorca, das wir uns gemietet hatten. Jeden Tag kam Antonio ans Tor vor der Terrasse, um ein bisschen zu quatschen.

Ich hatte schon einmal Spanisch gelernt, nicht gut, aber immerhin. Nach der Schulzeit hatte ich mich durch zwei Volkshochschulkurse in Köln und zwei Wochen Intensivkurs in Guatemala gequält, weil ich unbedingt eine zweite Fremdsprache neben Englisch beherrschen wollte.

Aus Scham und wegen fehlender Praxis hatte ich die »Grundkenntnisse Spanisch« aus meinem Lebenslauf schon vor Jahren gelöscht. Damals auf Mallorca aber stellte ich fest: Ich konnte überhaupt kein Spanisch mehr. Noch im Urlaub installierte ich Duolingo neu – und wurde schnell hochgradig süchtig.

Womit ich grundsätzlich überhaupt kein Problem habe. Bevor Elon Musk aus Twitter, einst die cleverste Mischung aus

einem Diner mit den interessantesten Gästen der Welt und einem hochtalentierten Schulhof, einen üblen Stammtisch für missmutige Rechtskonservative gemacht hat, war ich Twitter-abhängig. Da mich Social Media zuletzt aber nur noch wütend oder depressiv gemacht hatte, war ich um Duolingo ehrlich froh: Natürlich war ich immer noch handysüchtig, aber ich hatte immerhin Crack gegen Apfelschnitze getauscht.

44 Sprachen gibt es mittlerweile auf Duolingo, von A wie Arabisch bis Z wie Zulu, darunter Hawaiianisch, Jiddisch, Schottisch-Gälisch und die Native-American-Sprache Navajo. Wenn man möchte, kann man auch Esperanto, Klingonisch oder die Game-of-Thrones-Sprache Valyrisch lernen. Was schon der erste Hinweis darauf sein könnte, dass es bei Duolingo vielleicht nicht ausschließlich um sinnvollen Spracherwerb geht.

Denn mittlerweile ist Duolingo vor allem auch ein Spiel. Warum sollte es sonst ein komplexes System mit zehn unterschiedlichen Ligen geben? Die Bronze-, Silber- und Goldliga sind für Einsteiger oder gelegentliche Lerner, quasi die Kreisligen der Fremdsprachen. Wer das

Ganze etwas ernsthafter betreibt, findet sich schnell in den oberen drei Ligen wieder: Perle, Obsidian und Diamant. Alle paar Wochen gibt es außerdem das Diamantturnier, eine Art Champions League auf Duolingo. Und in diese kommt man nur, wenn man einen der ersten zehn Plätze in seiner Liga belegt.

In der Duolingo-Welt ist etwas sonderbar. Das Maskottchen der App, eine grellgrüne Eule namens »Duo« mit übertrieben großen Augen, wirkt nicht unbedingt sympathisch, eher nervig. In den Lektionen selbst begegnet man einer Reihe von Figuren, die mit einem in Dialog treten, darunter eine Goth-Frau mit lila Augenlidern, ein Bär, eine ältere Dame mit meist mürrischem Gesicht und ein aufgekratzer blonder Mann in Sportklamotten. Es ist ein bisschen wie bei einer Vorabendserie: Egal wie skurril die Personen sind, auf Dauer hat man sie doch irgendwie lieb.

Übt man nicht regelmäßig, verwandelt sich die Eule im App-Icon auf dem Homescreen in eine weinerliche Version ihrer selbst. Wenn man die Benachrichtigungen nicht ausstellt, schickt sie einem außerdem passiv-aggressive Auffor-

derungen per Nachricht oder Mail: »Es sieht so aus, als hättest du gelernt, wie man »Drückeberger« auf Spanisch sagt!« Business Insider hat die Eule deshalb zu Recht als »das größte Arschloch im App Store« bezeichnet.

Aber offenbar funktioniert die Strategie »Candy Crush für Objektpronomen«, die Mischung aus Sucht und Druck, extrem gut: Allein seit Herbst 2022 hat sich die Zahl der Menschen, die die App nutzen, von 56,5 Millionen aktiven Nutzerinnen und Nutzern pro Monat auf 113,1 Millionen verdoppelt.

Übt man täglich, verlängert sich auch der sogenannte Streak – der Zeitraum der Tage, an denen man ununterbrochen wenigstens eine Vokabelkette abgeschlossen hat. Eine Einheit, von der die New York Times einmal schrieb, sie habe verblüffenden Einfluss auf das eigene Selbstwertgefühl. Was ich total bestätigen kann.

Bin ich schon spät abends noch mal aus dem Bett aufgestanden, um eine Lektion Spanisch zu absolvieren und meinen Streak nicht zu verlieren? Si. Bin ich frühmorgens, wenn ich vor dem Wecker wach war, an den Küchenstuhl getapert, um zwei Lektion Spanisch zu erledigen? También.

Wie jeder anständige Süchtige habe ich mir Regeln auferlegt: kein Duolingo während Unterhaltungen. Kein Duolingo bei der Arbeit, auch nicht auf der Toilette. Kein Duolingo während Besprechungen, egal wie langweilig sie sind.

Und wie jeder echte Süchtige, vergewissere ich mich regelmäßig, dass andere noch viel süchtiger sind als ich. Ein Bekannter hat vergangene Woche etwa über 15.000 XP angesammelt, das sind – ohne Booster – bei 35 Punkten pro Level und durchschnittlich 2,5 Minuten pro Runde: fast drei Stunden Duolingo, jeden Tag. Dagegen bin ich ein Freizeitkonsument!

Vor ein paar Wochen hat mich meine Freundin gefragt, ob ich eigentlich glaube, dass ich jetzt besser Spanisch spreche. Ja, natürlich, habe ich geantwortet.

Duolingo ist die perfekte App für unsere Zeit: Sie ist vollkommen unpolitisch, und das Einzige, was man von seinen Kontakten mitbekommt, sind deren Erfolge, die per Knopfdruck »gefeiert« werden können.

Ob ich allerdings wirklich besser Spanisch spreche – keine Ahnung, ich habe es noch nicht ausprobiert. Aber vielleicht schreibe ich »Spanisch« bald wieder in meinen Lebenslauf.

ANZEIGE | URLAUBSKOMPASS | Ein Spezial des Zeitverlags

KÖRPER & SEELE

Das „Wissen vom Leben“ – Warum Ayurveda so guttut

Ayurveda – von dieser Lebensweise hat wohl fast jeder schon gehört. Was vor 3.000 Jahren als traditionelles indisches Medizinsystem begann, ist heute eine geschätzte Lebenseinstellung. Der Begriff „Ayurveda“ stammt aus dem Sanskrit und bedeutet „Wissen vom Leben“ – und genau darum geht es: das Leben in Einklang bringen. Im Zentrum steht ein ganzheitlicher Ansatz, der Körper, Geist und Seele harmonisiert, um Gesundheit und Wohlbefinden zu fördern. Eine zentrale Säule sind die drei Doshas: Vata (Bewegung), Pitta (Stoffwechsel) und Kapha (Struktur). Jeder Mensch trägt diese Energien in sich – entscheidend ist, sie ins Gleichgewicht zu bringen. Gelingt das, können Beschwerden gelindert und Krankheiten vorgebeugt werden. Das Beste: Ayurveda lässt sich vielfältig in den Alltag integrieren – sei es durch typgerechte Ernährung, beruhigende Rituale oder kleine Auszeiten. Wer tiefer eintauchen möchte, kann mit einer Ayurveda-Kur oder einem Retreat eine Reise zu sich selbst antreten. Atemübungen, Yoga, Massagen und eine abgestimmte Ernährung helfen dabei, Stress und Schmerzen hinter sich zu lassen.

FEWO TIPPS

DEUTSCHLAND

In Hamburg direkt an der Elbe
Charm. einger. Kapitänshäuschen, max. 3 Pers., Tel. 0172/4507107

Waldsauna, Privatsee, Kaminfeuer:
Winterstille auf Gut Manhagen.



3 Ferienwohnungen für 1-6 Personen auf ruhigem Gutsgelände im Naturpark Westensee. Sauna aus finnischem Keloholz, Wandheizung und Öfenfeuer spenden wohlige Wärme. Tel. +49 2591 2590-220
www.gut-manhagen.de

PORTUGAL

Logenplatz an der Algarve

Freistehende, sehr hochwertig eingerichtete Villa, 3 Schlafzimmer, 2 Bäder, herrlicher Meerblick, Pool, lauschiger Garten.
www.casa-esperanca.de

GRIECHENLAND

Überwintern in musischer Stätte
im einmal. Meeresgarten, Golf, 76 Korinth Instrumente vorh. www.idyllion.eu

WYK AUF FÖHR

Bed & Breakfast
Zentral & Strandnah
Zauberhaft & Günstig
Tel. 04681-1654
www.villa-flora.de

OSTSEE: KLÜTZER WINKEL

Buchen Sie laut AD Magazin eines der sieben schönsten Ferienhäuser Deutschlands. Auf bald an der Nordwestmecklenburgischen Ostseeküste zwischen Wismar und Lübeck!
www.hofsieben.de

Berlin am Müggelsee

ruh. 2-Zi.-Wgh., 70 m², EG, 4 Pers., Terr., 8 Min. z. S-Bhf., 030/64090026
www.berlin-kastanienallee.de

KREATIVURLAUB

OSTERN AUF IKARA
Zeichnen und Malen lernen in traumhaften Ambiente
• Kunst und Morgen-Yoga: 13.-17.04.2025
• Erfahrene Kursleitung: 760,- €
• EZ/F ab 62,- € in Cavos Bay Resort mit Pool, hoteligener Feisstrand an malerischer Halbinsel. Für Frühbucher stehen reservierte Flüge bereit.
• Kunst in Kursen
• Samlandufer 15 • 48157 Münster
0251-1620310 • 0163-7676345
detteleisemann@icloud.com

KÖRPER UND SEELE



HIGHLIGHT

Heilquellen, Geschichte und Charme

Das Westböhmisches Bäderdreieck

„Weimar, Karlsbad und Rom sind die einzigen Orte, wo ich leben möchte“, schrieb Johann Wolfgang von Goethe Anfang des 19. Jahrhunderts. Kein Wunder, dass ihn Karlsbad so faszinierte – das mondäne Kur-

neobarocke Prachtbauten wie Grandhotels, Museen und Kurbäder prägen das malerische Stadtbild. Besonders bekannt sind die prächtigen Kolonnaden, die mehrere Quellen beherbergen – darunter der imposante Geysir „Vřídlo“, dessen Wasserstrahl bis zu 14 Meter in die Höhe schießt. Nicht nur die Schönheit und die Heilkräfte der Region, sondern auch ihre kulturelle Bedeutung lockten über die Jahrhunderte zahlreiche Berühmtheiten an. Chopin war ein regelmäßiger Gast in Marienbad, und auch Goethe kehrte immer wieder zurück. Mit ihrer langen Tradition, der Nähe zur Natur und den exzellenten Einrichtungen wurden die drei Kurorte 2021 als Teil der „Great Spa Towns of Europe“ in die Liste des UNESCO-Welterbes aufgenommen. Ein Aufenthalt im Westböhmisches Bäderdreieck verspricht nicht nur Gesundheit und Erholung, sondern auch einen Hauch von Geschichte und zeitloser Eleganz.

Das Westböhmisches Bäderdreieck verspricht nicht nur Gesundheit und Erholung, sondern auch einen Hauch von Geschichte und zeitloser Eleganz.

Gesundheit und Erholung, sondern auch einen Hauch von Geschichte und zeitloser Eleganz.

Reiseinfos:
Wer mehr über Veranstaltungen in Karlsbad wissen möchte, kann sich hier die offizielle Seite angucken: <https://www.karlovyvary.cz/de/was-tun-karlovy-vary>



1 Karlsbad hat eine Einwohnerzahl von gerade mal 49.000. 2 Einer der vielen Trinkbrunnen in Karlsbad, wo man das berühmte Heilwasser probieren kann.

FEWO TIPPS

FRANKREICH

Luxusvilla bei Nizza
Panorama-Meerblick, Pool, von privat.
Tel. 0049 173 3020916
www.villasuedfrankreich.net

Provence

Hochwertig ausgestattetes
Mazet in Alleinlage,
3 km von Uzès.
Tel. 08204 - 298608
www.dersuedenistblau.de

Südwest-Frankreich/Dordogne

Restauriertes
Natursteinhaus,
i8. Jh., frei stehend,
ruhige traumhafte
Hanglage, Privater
Pool, Poolhaus.
Tel. +49 (0)89 989947
www.landhaeuser-perigord.de

ITALIEN

Castellabate - Cilento Nationalpark

Ausgesucht schöne Ferienwohnungen, Häuser und Hotels am Meer. Individueller Service.
www.azzurro-reisen.de
Refugien in Ligurien
ligurianhideaways.com

Traumhaftes Südfrankreich am Mittelmeer



Ferienwohnungen auf romantischem historischen Landgut, 70 ha private Natur unweit der Strände. Ihr zauberhaftes Zuhause in Südfrankreich.
www.chateau-les-sacristsains.fr

SÜDFRANKREICH

FeWo & Gästezimmer
HP ab 64,- €
Park & Pool
Montpellier Pic
St Loup
Tel. 0033-467 59 02 02
www.auberge-du-cedre.com

TOSKANA - MEERBLICK FERIENHAUS

großer privater Pool mit Gegenstromanlage, Olivenbäume, Zypressen, +49(0)8662/9913
www.toskana-urlaub.com

LAGO MAGGIORE: Traumurlaub

Private FeWos, Häuser und Villen mit Pool, Strand und Traumsee. Ab € 50,-/Tag.
www.lago-reisen.de

Nur noch bis zum **05.01.**

Alle Angebote der Reiseauktion finden Sie unter
zeit.de/reiseauktion

Arbeiter: Zählwerk Gerd Buerger GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

IMPRESSUM

Verlag: Studio ZX GmbH – Ein Unternehmen der ZEIT Verlagsgesellschaft, Helmut-Schmidt-Haus, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg;
Geschäftsführung: Ilana Weiß, Dr. Mark Schiffhauer, Lars Niemann;
Projektmanagement: Franziska Finkenstädt; **Redaktion:** Franziska Finkenstädt; **Grafik:** Jörg Maaßen; **Fotos:** iStock; **Chief Sales Officer ZEIT Verlagsgruppe:** Lars Niemann; **Head of Travel & Tourism:** Sandra Lindemeier, Tel. 040/32 80-359, sandra.lindemeier@zeit.de;
Anzeigenpreise: Preisliste Nr. 69 vom 1. Januar 2024

»Wir sollten alle mehr Handschuhe tragen«

Roland Hofreiter arbeitet als Butler auf einem Schloss. Er teilt die intimsten Details seiner adeligen Chefs und wahrt doch vornehmen Abstand. Es sei denn, ein Glas Blaubeersaft fällt um

Mails von Roland Hofreiter enden gern mit »Beste Grüße aus Kapstadt« oder »Viele Grüße aus Dubai«. Ständig ist Hofreiter unterwegs. Mit dem Jahresende ist nun die stressigste Zeit für einen Butler wie ihm angebrochen, so viele Festlichkeiten gibt es zu organisieren. An einem Freitagabend gelingt ein Video-Call, Hofreiter strahlt in den Laptop. Der 40-Jährige spricht, wie man sich einen Wiener Butler vorstellt, maximal höflich, nie indiskret und doch humorvoll.

DIE ZEIT: Guten Abend, Herr Hofreiter! Sie tragen ein schwarzes Hemd, sehe ich – ist das schon Ihr Feierabend-Outfit?

Roland Hofreiter: Nein, nein, ich bin gerade erst vom Schloss hierhergecilt, in mein privates Apartment, das außerhalb des Anwesens liegt. Schwarz bin ich an Tagen gekleidet, an denen die Herrschaften keine Gäste empfangen. Wenn allerdings Gäste kommen, wünscht mein Arbeitgeber, dass ich eine grüne Uniform trage. Das ist die traditionelle Farbe des Adels.

ZEIT: Tragen Sie auch weiße Handschuhe?
Hofreiter: Selbstverständlich, die trage ich immer, wenn ich im Dienst bin. Ich finde das hygienischer und, ganz ehrlich, auch ein bisschen schade, dass man sie privat kaum noch trägt. Wir sollten wieder mehr Handschuhe tragen, finde ich. Sie sind ein Zeichen von Eleganz und Etikette.

ZEIT: Weiße Handschuhe, ein Leben im Schloss, all das mag für die meisten etwas aus der Zeit gefallen wirken. So wie, möglicherweise, auch die Existenz Ihres Berufes an sich. Darüber wollen wir also reden: Was heißt es heute, ein Butler zu sein?

Hofreiter: Ja, sehr gerne! Ein Leben als Butler kann sehr unterschiedlich sein. Wer für einen Superstar oder ein junges Unternehmerpaar arbeitet, ist heute eher ein Assistent und organisiert viel digital. Mein Leben können Sie sich aber exakt so vorstellen wie in der Serie *Downton Abbey*.

ZEIT: Die handelt von einer britischen Adelsfamilie, die in einem großen Schloss mit vielen Angestellten lebt.

Hofreiter: Hinter so einem Haushalt steckt ein komplexes System, da greifen viele Zahnräder ineinander. Und ich bin eines der größeren Zahnräder, ich stelle Personal ein, organisiere die Aufgaben, kontrolliere die Abläufe und bin dafür verantwortlich, dass alles funktioniert.

ZEIT: Wie fühlen Sie sich, wenn Sie Ihre Butler-Uniform anziehen?

Hofreiter: Sobald ich das Jackett trage, verändert sich meine Körperhaltung. Meine Haltung ist dann korrekter. Ich spüre den Stolz, eine Familie mit tausendjähriger Geschichte repräsentieren zu dürfen.

Um welche Familie es sich dabei handelt, darf Hofreiter nicht verraten. Nur so viel: Herrschte in Deutschland noch eine Monarchie, stünden seine Arbeitgeber weit oben in der Hierarchie derjenigen, die über das Land bestimmen. Die Familie lebt in einem Schloss in Süddeutschland, dort hält Hofreiter mit einem Team von rund 15 Leuten alles am Laufen.

ZEIT: Der bekannteste Butler der Welt heißt James, in *Dinner for One* tut er alles, um seine Chefin zufriedenzustellen. Er spielt verstorbe-

ne Gäste nach, stolpert ständig. Wirkt nicht gerade wie ein Traumjob.

Hofreiter: Für mich schon, ich habe bereits als Kind verstanden, warum er sich um diese alte Dame bemüht. Ich habe mich für den Beruf entschieden, weil es mich erfüllt, für andere zu sorgen.

ZEIT: Gibt es Gemeinsamkeiten zwischen James und Ihnen?

Hofreiter: Alle Butler sind Schauspieler. Wir spielen eine heile Welt vor, in der alles schön ist und glänzt. James kennt außerdem sämtliche Regeln des Servierens und die Gäste seiner Chefin auswendig, so ist das bei mir auch. Wer trinkt Gin Tonic, wer möchte Zucker in seinen Tee, in welcher Sprache rede ich den Gast an? Doch sich wie James ein Leben lang einer Dame zu verschreiben, um ihr zu dienen – davon kann ich als Butler heute nur träumen.

ZEIT: Wie meinen Sie das?

Hofreiter: Ich persönlich kenne keinen Butler, der schon mehr als 15 Jahre im selben Haus arbeitet. Man sieht und hört viel als Butler, auch mal unbequeme Dinge. Und damit sich nicht allzu viel Wissen bei einer Person sammelt, werden die meisten Butler schon nach zwei oder drei Jahren ausgetauscht. Nicht ohne Grund muss man fast immer eine Vertraulichkeitsvereinbarung unterschreiben.

ZEIT: Was sehen und hören Sie denn so?
Hofreiter: Da kann ich natürlich jetzt nicht konkret werden, aber man bekommt schon sehr viel mit. Alles im Grunde.

ZEIT: Einfach, weil Sie so nah dran sind?

Hofreiter: Wenn der Wecker der Herrschaften um sechs Uhr klingelt, stehe ich um 5.55 Uhr an ihrem Bett. Und wenn ich die Vorhänge aufziehe, steht der Tee schon bereit. Sobald die Herrschaften die Augen öffnen, muss alles laufen. Deshalb muss ich ihnen immer etliche Schritte voraus sein und zugleich flexibel bleiben. Manche Leute machen nämlich die Augen auf und sagen: Wir fliegen heute nach Paris!

ZEIT: Das ist Ihnen schon passiert?

Hofreiter: Ja, meine Arbeitgeber reisen viel, auch geschäftlich. Wenn morgens beim Frühstück entschieden wird, um zehn Uhr ist Abflug, dann muss alles laufen.

ZEIT: Sie sagten vorhin »Herrschaften«, sprechen Sie Ihre Chefs so auch an?

Hofreiter: Der korrekte Titel lautet »Durchlaucht«, doch ich spreche die Herrschaften nie direkt an. Wenn sie etwas wünschen, werde ich angesprochen.

ZEIT: Und wie?

Hofreiter: Meist mit »Herr Roland«. Ich wurde gefragt, ob das so persönlich ist, aber für mich war das in Ordnung.

Wer eine Karriere als Butler anstrebt, kann sich an einer Butler-Schule ausbilden lassen, zum Beispiel in Wien. Dort machte Hofreiter, der damals in der Hotellerie arbeitete, seine Ausbildung. Ein Kurs dauert vier Wochen und kostet laut Website 10.260 Euro. Man durchläuft Module wie »Personalplanung großer Residenzen«, »Auswahl von Blumen, Speisen, Obst, Kaviar, Wein, Spirituosen und Champagner höchster Qualität«, »Psychologie wohlhabender Menschen«, »Wissenswertes rund um Jagd, Golf und Polo«.

ZEIT: Authentisch sein, ist das als Butler auch nur ansatzweise möglich?

Hofreiter: Ja, ein Butler ist ja kein Leibeigener. Ehrlichkeit ist immer wichtig, natürlich sollte man dabei höflich bleiben und darf seine Worte auch ein bisschen ausschmücken. Wenn ich merke, die Herrschaften sind angespannt, spreche ich eher keine schwierigen Personalfragen an. Ein Butler braucht ein Gespür für Menschen.

ZEIT: War es das, was Sie an diesem Beruf gereizt hat?

Hofreiter: Ich bin aufgewachsen in einem Dorf in Österreich, in ganz normalen Verhältnissen. Jedes Wochenende habe ich mit meiner Oma die alten Klassiker über den Adel und die Königsfamilien gesehen, die ganzen *Sissi*-Filme natürlich auch. All das hat mich einfach fasziniert – auch das Steife dieser Welt mit ihren Protokollen, den Uniformen und der Enge.

ZEIT: Was genau gefällt Ihnen daran?

Hofreiter: Alles hat eine gewisse Ordnung. Ich mag gutes Benehmen, ich mag es, wenn Leute einen gepflegten Umgang miteinander haben. Und ich mag es auch, mit schönen Dingen zu arbeiten – egal ob das Gold, Platin oder wertvolle Kunstwerke sind. In dem Schloss, in dem ich arbeite, ist vieles Hunderte von Jahren alt. Außerdem lerne ich unzählige interessante Leute kennen, aus dem Hochadel oder der Wirtschaft. Ich



Roland Hofreiter

werde selbst nie ein Schloss haben und mir leisten können, was meine Chefs sich leisten. Doch ich darf diese Welt mit ihnen teilen, und das ist für mich schon sehr viel wert.

ZEIT: Sind Sie denn wirklich ein Teil dieser Welt?

Hofreiter: Es ist natürlich schade, dass ich den Luxus wiederum nicht mit jemandem teilen kann, der mir wichtig ist. Ich kann ja nicht einfach einen guten Freund aufs Schloss einladen oder jemanden mit dem Privatjet nach London fliegen. Ich genieße all den Glitzer sehr, doch – wie soll ich das sagen? Diese Welt ist eine ganz andere als die von unsereins.

ZEIT: Nehmen Sie uns doch mal kurz mit in diese Welt – was war das Erstaunlichste, das Sie dort erlebt haben?

Hofreiter: Da gibt es jeden Tag etwas Neues. Ein früherer Arbeitgeber hat zum Beispiel mal seine Hunde mit dem Privatjet quer durch die Welt geschickt ...

ZEIT: Allein?

Hofreiter: Ja, der Lieblingshund wurde zu Hause vergessen und sollte nachfliegen. Ein anderes Mal stellte der Koch fest, dass der Lieblingssalat meines Chefs nicht auf der Jacht war – also wurde der mit dem Hubschrauber herbeigeflogen. Ist das dekadent? Ja, natürlich.

ZEIT: Blicken Sie auf dieses Leben auch mal mit Befremden?

Hofreiter: Manchmal muss ich natürlich den Kopf schütteln. Doch das spielt für meinen Job keine Rolle. Alles ist selbstverständlich. Als Butler ist es mein Job, mich darum zu kümmern, dass meine Chefs ihren Lebensstil halten können – egal wie, es muss nur sofort sein. Und für mich ist es immer wieder erstaunlich zu sehen, was man alles in Gang bringen kann, wenn es geboten ist.

ZEIT: Und genug Geld da ist.

Hofreiter: Meist sind die Kontakte wichtiger. Wir Butler müssen deshalb gut vernetzt sein. Wenn die Chefin zum Geburtstag eine Brosche von 1863 möchte, dann tippt man das in die WhatsApp-Gruppe und hofft, dass jemand helfen kann.

ZEIT: Eine Butler-WhatsApp-Gruppe?

Hofreiter: Ja, sie heißt »Butler Worldwide«, mit ungefähr 20 Mitgliedern, die sind auf der ganzen Welt verstreut. Es kommt ja auch mal vor, dass man in Zürich schnell den Kontakt für einen Privatjet braucht, dann ist das hilfreich.

ZEIT: Diskutieren Sie mit Ihren Kollegen auch über Zwischenmenschliches?

Hofreiter: Ja, das ist wichtig, irgendwo muss die ganze Luft ja mal raus. In unserem Alltag muss immer alles perfekt sein, nichts darf schiefliegen. Das ist ein hoher Druck.

ZEIT: Wie verhält es sich denn so mit Ihrer Work-Life-Balance?

Hofreiter: Die existiert bei uns Butlern eigentlich nicht. Es gibt aber geregelte Arbeitsstunden und Verträge, es gibt Bonuszahlungen und Ausgleichszahlungen für Überstunden. Als Butler verdient man in der Regel aber auch sehr, sehr gut.

ZEIT: Wie viel denn?

Hofreiter: Das kommt auf die Erfahrung und den Arbeitgeber an, generell würde ich aber sagen, mit 120.000 Euro brutto im Jahr wird man schon starten. Als Butler verzichtet man dafür auch auf Familienfeiern und Geburtstage, Weihnachten und Silvester, man schluckt eine ganze Menge.

ZEIT: Gelingt es Ihnen von Anfang an, Grenzen zu setzen?

Hofreiter: Nein, das musste ich erst lernen. Ich habe mich mental trainiert, eine Zeit lang bin ich regelmäßig raus in den Wald, um dort laut zu schreien. Es ist gut, sich daran zu erinnern: Ich bin auch noch da.

ZEIT: Was vom Tage übrig blieb heißt ein Roman des Literaturnobelpreisträgers Kazuo Ishiguro, erzählt wird die Geschichte des britischen Butlers Steven. Er sagt, er wolle eine gewisse Größe, ein gewisses Ansehen erreichen – was für ihn bedeutet, sich als Butler selbst zurückzunehmen.

Hofreiter: Ich habe den Film gesehen, mit Anthony Hopkins als Butler. Mein Eindruck war, dass Steven sich von seinem Chef hat blenden lassen, der sich mit Nationalsozialisten aus Deutschland traf. An dieser Stelle habe ich mich schon gefragt: Was würde ich eigentlich tun, wenn ich wüsste, dass mein Chef beispielsweise eine Terrororganisation unterstützt? Würde ich dann auch sagen, ich hör nix und seh nix?

ZEIT: Und?

Hofreiter: Nein, das könnte ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren.

ZEIT: Sie würden also kündigen.
Hofreiter: Genau. In einem Butler-Seminar ging es auch mal um die Frage, ob wir eingreifen würden, wenn ein Arbeitgeber

seine Kinder schlägt. Ja, ich würde mich einmischen und kündigen. Man darf sich nicht komplett zurücknehmen und sagen, das gehe einen alles nichts an. Als Butler schaltet sich das Hirn nicht aus, das Gegenteil ist der Fall, ich bin dann ganz besonders aufmerksam.

ZEIT: Hätten Sie selbst gerne einen Butler?

Hofreiter: Als wir in ein Fünf-Sterne-Hotel reisten, hatte ich selbst schon einen Butler-service. Da packt eine fremde Person deinen privaten Koffer aus und sieht alles. Das ist praktisch, aber ob ich das will? Dass jemand morgens neben mir steht, den Tee hinhält, das Bett aufschüttelt? Will ich, dass er alles mitbekommt, selbst die intimsten Dinge? Nein, vermutlich nicht.

ZEIT: Jetzt steht Silvester an. Wann beginnen Sie damit, so ein Fest zu planen?

Hofreiter: Im Frühjahr. Erst buchen wir die Location, später kommen Dinge hinzu wie die Einladungen, der Caterer, die Wein- und Champagnerlieferanten, die Uniformen des Personals und so weiter.

ZEIT: Und ist es bei Ihnen dann auch »the same procedure as every year«?

Hofreiter: Das ist bei jedem Arbeitgeber ein bisschen anders. Oft wünschen sich meine Chefs eine Mottoparty – *The Great Gatsby* passt hier natürlich immer sehr gut. Die Herrschaften sind an Silvester aber immer in Südafrika, sie beenden den Winter direkt nach Weihnachten. In der Zwischenzeit hüte ich das Schloss, das muss jedes Jahr saniert werden.

ZEIT: Was könnte an so einem Abend schiefliegen?

Hofreiter: Am schlimmsten ist, wenn jemand vom Personal ausfällt. Oder ein Kellner lässt beim Servieren wertvolle Erbstücke fallen. Vieles bekommen meine Chefs wohl gar nicht mit. Aber natürlich ist es immer peinlich, wenn man einen Gast mit etwas anschießt, und der trägt ein Kleid für ein paar Tausend Euro ...

ZEIT: Das ist Ihnen passiert?

Hofreiter: Ich hatte mal eine arabische Prinzessin am Tisch, die bestellte einen Blaubeersaft. Den hab ich ihr gebracht, ein anderer Gast hat mich geschubst, und ich habe ihr den Blaubeersaft über ihr weißes Dolce-&-Gabbana-Kleid geschüttet.

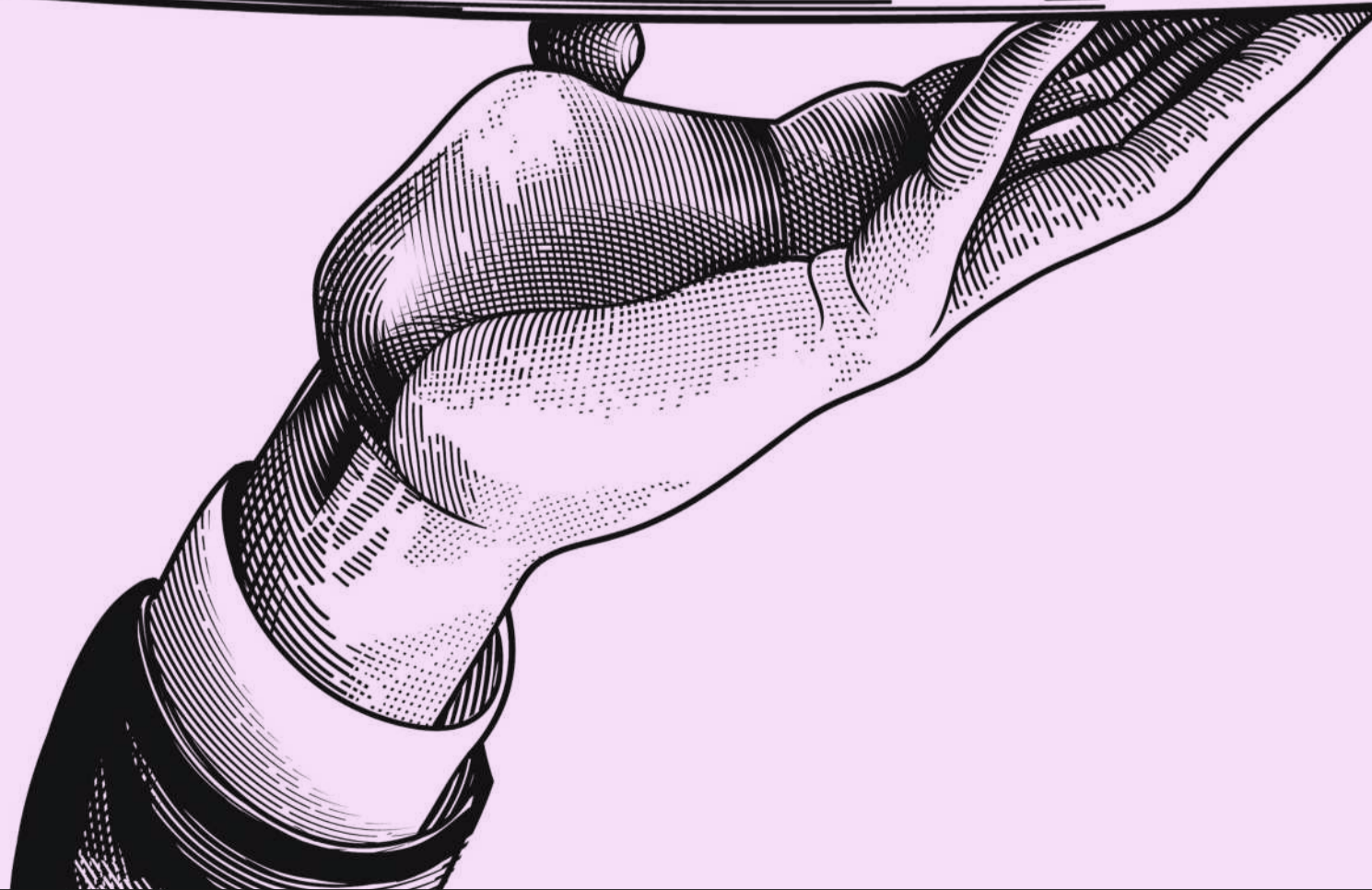
ZEIT: Oh.

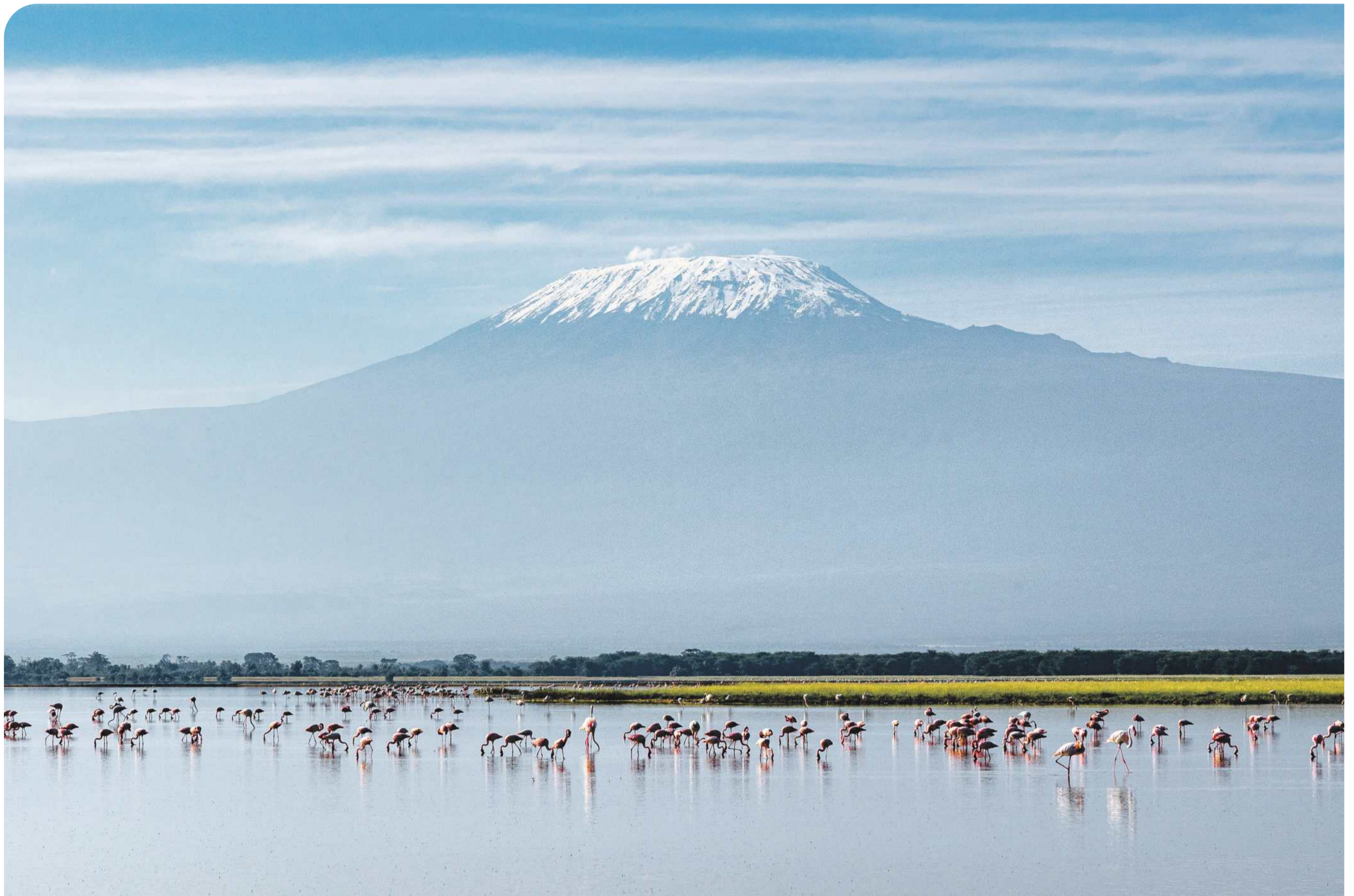
Hofreiter: Ich war nicht schuld, aber das spielte keine Rolle. Ich dachte nur: Okay, mein Leben ist vorbei. Dann habe ich sie instinktiv gebeten, mir zu folgen. Wir hatten in der Küche noch ein Kleid hängen, ausgerechnet von einem Kostümfest zu *Tausendundeine Nacht*. Das hat sie angezogen. Und das andere Kleid haben wir schnell in unsere hauseigene Wäscherei gebracht. Zum Glück gingen die Flecken wieder raus, und sie konnte es wenige Stunden später wieder anziehen.

ZEIT: Können Sie uns noch einen Trick verraten, wie wir alle unserem Silvester ein bisschen Adel einhauchen können?

Hofreiter: Man muss keinen teuren Champagner trinken, aber man kann den Tisch schön eindecken, etwa mit dem alten Hochzeitsgeschirr von Oma. Und dazu mal wieder einen Anzug oder ein Kleid tragen. Das ist das Wichtigste, denke ich: Egal, was Sie tun, tun Sie es bitte nicht in Jogginghose.

Das Gespräch führte
Anna-Elisa Jakob





Flamingos im Amboseli-Nationalpark, Kenia, im Hintergrund der Kilimandscharo

DA WILL ICH HIN!

Vom Tauchen in hellenistischen Ruinen bis zum Bahnfahren in Sambia –
39 Redakteurinnen und Redakteure der ZEIT erzählen von ihren Reise-Träumen für das neue Jahr

1

Seit meiner Kindheit verspüre ich eine seltsame Verbundenheit mit **Albanien**. Keine Ahnung, warum. Vielleicht weil der Name so schön ist, Albanien. Und weil der Name so schön ist, muss das Land mindestens genauso schön sein. Ich habe bislang nur von seiner Schönheit gelesen: die endlose Küste, die Naturparks, die Vjosa, der letzte ungezähmte Fluss Europas. Als mein Kollege, ein sehr guter Typ, für eine Recherche nach Albanien reiste, erzählte ich ihm von meiner Verbundenheit mit dem Land. Ein paar Wochen später, zurück in Deutschland, überreichte er mir einen gefälschten albanischen Reisepass mit meinem Namen und meinem Foto. Er hatte ihn auf dem Schwarzmarkt in Tirana machen lassen. Ich muss nun endlich in meine mir unbekannte Heimat aufbrechen. MORITZ AISSLINGER

2

Der **Kilimandscharo** ist 5.895 Meter hoch, der höchste Berg Afrikas. Auf Fotos ähnelt er oft einer Luftspiegelung: Eine eisig-weiße Bergspitze thront über einer Wolkenschicht, als schwebte sie am Himmel; tief darunter blinzeln Giraffen in die heiße Sonne Tansanias. Auf diese gigantische Fata Morgana muss ich rauf, einmal im Leben. Das weiß ich seit Jahren. Und mit Zeit, Vorbereitung und einem vernünftigen Veranstalter soll der Berg sogar für Laien machbar sein. Aber kaum hatte ich meinen Plan gefasst, wurde ich schwanger. Im nächsten Jahr konnte ich ja wohl schlecht ein Neugeborenes allein lassen. Dann kam Corona und ich nicht nach Afrika. Später setzte ein Unfall meinem Großzehngelenk zu, noch später die Inflation meinen Ersparnissen. So schiebe ich jetzt einen Berg vor mir her, und für mich wird er jedes Jahr höher. ELKE MICHEL

3

Ich reise nicht gern an Orte, an denen ich damit rechnen muss, dass es regnet. Das unterscheidet uns Menschen aus Hamburg von Menschen, die, zum Beispiel, in den Bergen aufgewachsen sind: Die lieben die Berge. Menschen vom Meer lieben das Meer. Ich bin im Regen aufgewachsen, aber ich mag ihn nicht. Außer in **Nizza**. Sogar im späten Herbst, wenn Novemberschauer den Staub vom Karminrot, vom Sonnengelb, vom Zartrosa der Fassaden waschen und in Schlieren die Häuser runterlaufen lassen Richtung Meer: Sogar dann ist Nizza noch schön. Wie eine schöne Frau, die weint. Dafür liebe ich die Stadt, aber meistens regnet es dort ja gar nicht, und dafür liebe ich sie umso mehr. Und ich glaube, nein, eigentlich bin ich mir sicher: Sie liebt mich auch. CHARLOTTE PARNACK

4

Keine Stadt riecht besser als **Kyoto**. Nach Zedern, nach Harz, und falls Vornehmheit und Weisheit einen Geruch haben, würde man ihn am ehesten dort finden. Wer einmal am Kamogawa gegessen hat, unter den Schummerlaternen von Gion spaziert ist, den wird diese Stadt immer wieder zu sich rufen. Ganz leise, bis man endlich wieder da ist. Und dann möchte man eigentlich nie wieder gehen. DAVID HUGENDICK

5

Wohin genau, das ist noch unklar, **Italien** wäre schön: wandern in der Emilia-Romagna, lecker essen in Bologna – der Stadt, die nicht nur »die Rote« und »die Gelehrige« genannt wird, sondern auch »die Fette«: *la rossa, la dotta, la grassa!* Womit wir verreisen werden, ist schon klarer. Wir wollen den Nachtzug nehmen: eine fünfköpfige Familie, eine Schulferienwoche und viel

wertvolle Urlaubszeit sparen, indem wir über Nacht reisen. Schlafwagenfahren, das ist so eine Sache, die in der Theorie total einleuchtend klingt, die man aber dann doch nicht in die Praxis umsetzt. Ich bin vor vielen Jahren Nachtzug gefahren und fand es super. Wie es wohl mit Kindern wird? Auf jeden Fall werden wir etwas zu erzählen haben. STEFAN SCHMITT

6

1904 hat der US-Fotograf Edward Curtis sieben Reiter aufgenommen, die durch den **Canyon de Chelly** in Arizona zogen. Vor den spektakulären Felswänden wirken die Menschen klein und unbedeutend. Da will ich hin. Der Canyon ist heute ein National Monument, das Land gehört der Nation der Navajo. Ich möchte mit einem ihrer Guides durch das Tal reiten. Vorbei an den Sandsteinwänden bis zum Spider Rock. Auf der Spitze dieser über 200 Meter hohen Felsnadeln lebt die mythische Spinnenfrau, die den Menschen das Weben beigebracht hat – und ungehorsame Kinder frisst. Die Pädagogik hat sich geändert. Die Teppiche der Navajo sind heute weltberühmt. ANDREA BÖHM

7

Es gibt da eine Insel im Süden von Irland, die ich schon lange erkunden will. Sie ist 22 Hektar groß und ragt aus dem Ozean, als hätte jemand eine Bergspitze aus den Alpen gefräst und hierhin verfrachtet. Hier starb – vor langer Zeit und in einer entfernten Galaxis – Luke Skywalker. Die Insel heißt **Skellig Michael**, also Michaels Felsen. Auch außerhalb des *Star Wars*-Universums ist sie schön anzusehen. Vor 1.400 Jahren lebten hier Mönche. Irgendwann gingen sie, und Papageientaucher kamen. 8.000 dieser niedlichen Vögel prägen das Inselbild. Möge die *cuteness* 2025 mit mir sein. MARTIN HOGGER

8

Ich war immer schon gern am **Mittelmeer**, und meine Eltern haben stets sichergestellt, dass wir auch als Kinder die im jeweiligen Urlaubsland herumstehenden Ruinen besuchen. Früher fand ich in Wahrheit nur das Meer spannend. Jetzt hingegen habe ich ein großes Bedürfnis, einige dieser Altertümer in Ruhe zu besuchen – weil mir vor 40 Jahren ihre Bedeutung gar nicht klar war. Derzeit lese ich Josephine Quinns fantastisches Buch *How the World Made the West*, und jetzt will ich: vor der Küste Alexandrias in hellenistischen Ruinen tauchen; im Libanon die Reste phönizischer Städte begutachten (jaja, gerade leider unrealistisch); und in Tunesien müsste auch noch krasses Zeug herumstehen (Karthago!). YASSIN MUSHARBASH

9

Einmal nach **Iguazú**, an den Rand der gigantischen Wasserfälle im Dschungel zwischen Argentinien und Brasilien. Dicht über den fließenden Wassermassen gehe ich der Aussichtsplattform entgegen, schaue über den Abgrund hinab in die *garganta del diablo*, den Teufelsschlund. Ich spüre die Gischt im Gesicht und den Sog der Tiefe in allen Gliedern. Später sitze ich in einem Boot, jetzt unterhalb der Fälle, und fahre dem brillenden Vorhang aus Wasser entgegen, werde nass und nässer, bis das Boot schließlich beidreht. Ich werde mich winzig fühlen und für einen Moment auch so gigantisch wie der Wasserfall, der mir mein lächerliches Rangewanze hoffentlich nachsieht. MERTEN WORTHMANN

10

Urlaub mit drei Kindern? Es hat eine Ewigkeit gedauert, bis wir raus hatten, wie das geht. Man packt das Auto bis zum Anschlag voll, hat idealerweise auch noch die Fahrräder hintendrauf

und fährt Richtung Süden. Dieses Jahr geht es an die **Côte d'Azur**, an einen Ort zwischen Cannes und Marseille, der weder berühmt noch besonders schön ist. Es gibt einen Strand, einen Markt, ein paar Cafés und Freunde, die schon auf uns warten. Wir werden viel am Mittelmeer herumliegen, wenig lesen, kaum wandern, die Fahrräder natürlich nicht brauchen, mit offenen Fenstern über die Küstenstraße brettern, in einem Hafen die Meeresfrüchteplatte bestellen, uns um den Hummer streiten und keinen finden, der die Schnecken mag. Am Ende werden wir melancholisch sein, weil es vielleicht schon das letzte Mal gewesen sein wird, dass wir zu fünf unterwegs waren. STEFANIE FLAMM

11

Ich will zurück nach **São Gabriel da Cachoeira** am Oberlauf des Rio Negro, des letzten Vorpostens vor dem größten zusammenhängenden Stück Amazonaswald. An den Wochenenden legen hier Kanus aus Hunderten von indigenen Dörfern der Region an, um nach tage- oder wochenlanger Ruderfahrt ihre Waren zu verkaufen: Körbe, Früchte, Insekten zum Essen. Doch das klingt alles viel zu romantisch. Man wohnt im Hotel La Vitrine. Es hat einen Swimmingpool, der manchmal gereinigt und von Luca, dem örtlichen Schönheitskönig, betrieben wird. Man isst für umgerechnet sechs Euro im Straßenlokal von Dona Brazi, falls sie nicht gerade wieder vom Präsidenten in die Hauptstadt Brasilia eingeflogen worden ist, um für besuchende Staatsobere ihre berühmte Fischsuppe mit Ameisen zu kochen. THOMAS FISCHERMANN

12

Eine ganz schlechte Idee: Traumorte zu benennen. Es könnten einem Leute nachreisen, und wenn man schon reist (was für ein Aufwand),



ZEIT MAGAZIN

Was suchen die
Menschen
in den Sternen?

KALDEWEI — **e15**TM

Design
STEFAN DIEZ



[KALDEWEI.DE/e15](https://www.kaldewei.de/e15)

BADEWANNE
MEISTERSTÜCK OYO DUO

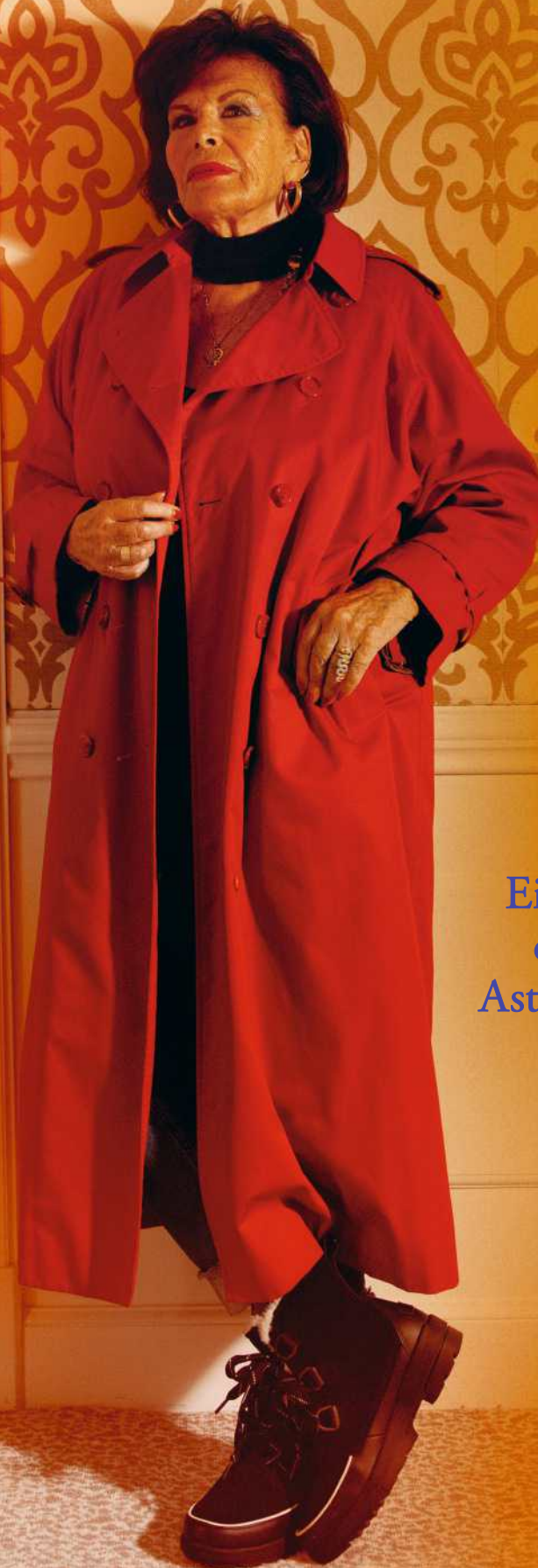
STOOL
HOCKER

BRIDGE
WANNENABLAGE

BASE
FUSSBRETT

TRIPOD
HANDTUCHHALTER

ZEIT MAGAZIN



Ein Gespräch mit
der legendären
Astrologin Elizabeth
Teissier



MARCO MÜLLER
STERNEKUCH UND VICTORINOX AMBASSADOR



VICTORINOX

MADE TO BE PREPARED



Swiss Modern Wood

Unsere Küchenmesser sind sorgfältig durchdacht und meisterhaft gefertigt. Damit sie Ihnen das sichere Gefühl geben, alle Aufgaben rund um das Kochen mühelos zu meistern.

FROM THE MAKERS OF THE ORIGINAL SWISS ARMY KNIFE™
ESTABLISHED 1884

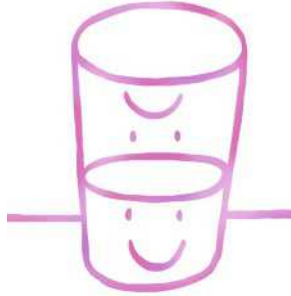
12 Sternstunde

Die Astrologin Elizabeth Teissier über ihr Leben – und ihre Prognose für 2025



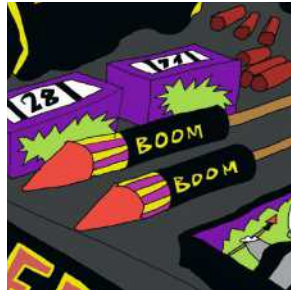
24 Halb voll

Harald Martenstein erklärt, warum es so wichtig ist, optimistisch zu sein



30 Jetzt knallt's

Unser Autor hat sich auf die Suche nach den richtig großen Silvesterböllern gemacht



10 Woran wir uns festhalten

Etwa an einer überdimensionierten Gitarre, wie unsere neue Fotokolumne zeigt



40 Der letzte Tango

Die Geschichte von Michael und Nina, deren Liebe auf der Tanzfläche begann



30 Jahre vom FASS

Dein Geschenk!



1 Flasche Crémant de Loire im Wert von **19,95 €** 26,60 €/1L geschenkt!

Gratis

Jetzt zur Genuss-Karte registrieren und **Gratis-Crémant*** sichern.



Online oder in teilnehmenden vomFASS-Franchise-Geschäften registrieren

* Gilt einmalig pro Haushalt und Neuregistrierung zur Genuss-Karte (vomFASS-Kundenkarte) beim nächsten Einkauf im Aktionszeitraum bis einschließlich 31.01.2025. Verfügbar im vomFASS-Onlineshop und in teilnehmenden vomFASS-Franchise-Geschäften. Bei Einlösung im Onlineshop fallen die regulären Versandkosten an. Nicht mit anderen Aktionen kombinierbar. Nur solange der Vorrat reicht. Abgabe nur an Personen ab 16 Jahren. Keine Barauszahlung möglich. Satz- und Druckfehler vorbehalten.

Wie es ist, nicht mehr der Mensch zu sein, der man war

ICH traf einen alten Freund. Er zieht demnächst um, in ein altes Haus mit riesigem Garten, in einem kleinen Dorf nicht weit von der Ostsee. Er und seine Frau haben das Haus für einen Betrag gekauft, der in Berlin vielleicht nicht mal für eine Zweizimmerwohnung reichen würde. Die große Berliner Altbauwohnung mit ihren Kachelöfen und der Flügeltür und den inzwischen leer stehenden Kinderzimmern geben sie nach einer halben Ewigkeit auf.

Wir liefen ein letztes Mal durch seinen Kiez in Prenzlauer Berg, schöne Läden, viele Kneipen, ein Kino, hauptstädtische Urbanität, wohin man schaut. Ich schätze, etwa 50 Prozent der Berliner Journalisten und Künstler wohnen im Radius von 500 Metern. Ich fragte: »Wirst du das hier denn nicht vermissen?«

Er sagte: »Mit Berlin bin ich durch.«

Ich verstand, was er meinte. Es hatte nichts mit einer plötzlichen Abneigung gegen Berlin zu tun, mehr mit den veränderten Prioritäten in seinem Leben. Er ging abends nicht mehr oft weg, er brauchte kein Networking mehr, nur einen Schreibtisch, ein Garten war ihm inzwischen wichtiger als ein Kino oder ein Club um die Ecke. Wenn er mal nach Berlin musste, würde er ein Hotelzimmer nehmen.

In Gedanken ging ich unsere Lebensläufe durch. Sie waren klischeehaft verlaufen. Beide hatten wir mit zwanzig an den Sieg des Sozialismus geglaubt, beide waren wir im Lauf der Zeit konservativer geworden, wie auch die meisten in den Generationen vor uns. Beide hatten wir nicht früh geheiratet wie unsere Eltern, sondern einige Beziehungen gehabt, mit Frauen, für die das Gleiche galt. Nach Berlin gezogen, zwei Kinder gezeugt, was mit Medien gemacht, ein Macbook gekauft und ein iPhone. Sogar die Altbauwohnungen sahen ähnlich aus. Eins ergab sich aus dem anderen, auf a folgte b.

Unser Leben war ab einem gewissen Punkt so vorhersehbar gewesen wie das Bild, das bei einem Puzzle herauskommt. Am Anfang liegt ein verwirrender Haufen Teile auf dem Tisch. Aber auf dem Karton, in dem sie sich befanden, ist das Foto zu sehen, das sich schließlich ergibt.

Ich sagte also, total vorhersehbar: »Ich bin auch mit Berlin durch.« Es ist aber klar, dass ich nicht so leicht wegziehen könnte, ich habe noch ein Kind in der Schule.

Der Freund sagte, dass man sich selber so wenig vorhersieht wie das Wetter in zwanzig Jahren. Erst in der Rückschau wird einem die Logik des Lebens klar. Er hätte mit zwanzig nie gedacht, dass jemand wie er das Leben eines Vaters führen und damit zufrieden sein könnte und keinen Gedanken daran verschwenden würde, wie es ist, älter zu werden, oder wie es jetzt ist, wenn man auf manches keine Lust mehr hat.

Man weiß vorher nicht, wie es sich anfühlt, sagte ich, nein, »sich anfühlen« sei natürlich eine blöde, modische Formulierung. Man weiß nicht, wie es ist, nicht mehr der Mensch zu sein, der man war, aber trotzdem immer noch man selber.

Wir sind nicht mehr jung, aber haben keine Ahnung, wie es ist, alt zu sein, sagte der Freund. Ich meine: richtig alt. Das ist uns heute immer noch so unbegreiflich, wie es uns vor etlichen Jahren unbegreiflich gewesen ist, eines Tages vierzig oder fünfzig zu sein und beim Elternabend zu sitzen. Nicht mehr arbeiten zu können? Ein Rollator? Unmöglich. Das bin doch nicht ich. Aber ich werde es wahrscheinlich in ein paar Jahren sein.

Am Anfang glauben wir alle, wir seien etwas ganz Besonderes. Ein Unikat. Aber letzten Endes sind wir das gar nicht. Oder höchstens ein bisschen. Es ist vielleicht ganz gut, dass man das alles nicht so genau weiß, dachte ich. ■





Linsensuppe

Zutaten für 4 Personen: 100 g Lauch, 250 g Kartoffeln, Olivenöl, 250 g Berglinsen (unter fließendem Wasser kurz gewaschen), 1 TL gemahlener Kurkuma, 2 Lorbeerblätter, 180 g kleine Tomaten, Salz, 4 Scheiben Sauerteigbrot, schwarzer Pfeffer, Oregano, Parmesan (optional)

ICH glaube natürlich nicht hundertprozentig daran, dass Linsenessen an Silvester Glück im neuen Jahr bringt. Ich glaube auch nicht, dass Freundschaften kaputtgehen, wenn man sich gegenseitig Schuhe oder Messer schenkt. Aber ich kann es auch nicht ausschließen. Ich habe von einer Freundin ein Paar Schuhe und ein Messer bekommen, die Schuhe waren sehr schön, sie überließ sie mir, weil sie ihr ein bisschen zu groß waren. Und das Messer war handgeschmiedet und aus Japan. Heute sprechen wir nicht mehr miteinander. An Silvester gibt es bei mir diese Linsensuppe. Linsen sind ja sehr gesund und deshalb

nach der Völlerei so oder so Glücksbringer, wissenschaftlich erwiesen.

Die weißen Teile der Lauchstangen fein hacken. Kartoffeln schälen und in kleine Stücke schneiden. Einen Schuss Olivenöl in einem größeren Topf erhitzen. Darin den Lauch unter Rühren anbraten, Kartoffeln nach ein paar Minuten dazugeben. Dann die Linsen mit 1 Liter Wasser hinzufügen.

Kurkuma und Lorbeerblätter hinzugeben. Aufkochen und ungefähr 20 Minuten sim-

mern lassen. Tomaten halbieren und hinzufügen, weitere 10 Minuten köcheln lassen, bis die Linsen gar sind. Dann erst Salz hinzufügen.

Während die Suppe kocht, die Croutons zubereiten. Dafür die Brotscheiben würfeln, zusammen mit Salz, Olivenöl, Pfeffer und etwas Oregano in der Pfanne kurz rösten, bis das Brot etwas Farbe angenommen hat.

Zum Servieren die Suppe auf Teller verteilen. Die Croutons dazugeben. Etwa 1 TL Olivenöl pro Teller darüber träufeln. Wer mag, reibt zum Schluss zusätzlich etwas Parmesan darüber. ■

Das aktuelle
ZEITmagazin WochENMARKT
ist am Kiosk oder als Abo
unter zeit.de/wm-kochen erhältlich

LIEBE LEUTE

Das kommende Haar und andere Prognosen

Im Internet reden gerade alle davon, was sie »nicht auf der Bingokarte für 2024« stehen hatten, also von welchen Promi-Scheidungen, viralen Food-Trends und sonstigen popkulturellen Großereignissen sie völlig überrumpelt wurden. Damit Ihnen das im neuen Jahr nicht passiert, habe ich mal zusammengetragen, was unbedingt auf Ihrer Bingokarte für 2025 stehen sollte. 2025 wird auf jeden Fall das Jahr der Kuhvollmilch. Die Veganismus-Bewegung ist rückläufig. Der Gin Basil Smash erlebt als Gin Bärlauch Smash ein Comeback. Auf TikTok backen alle Philadelphiatorte. Uiii: Naomi Campbell wird die neue 007-Darstellerin! Für Furore sorgt eine achttellige Netflix-Doku über Gianni Infantino, *Der Unverstandene*. Die Rentnerinnen-Kurzhaarfrisur wird plötzlich hip, und im April decken Investigativreporter der *Washington Post* auf, dass Melania Trump heimlich eine Katze in ihrer einsamen Wohnung im Trump Tower hält. Nach Mafiabraub und Göre erwartet uns 2025 der Aufstieg eines neuen Frauentyps: die No-Nonsense-Nonna, Typ Kneipenwirtin. Sie trägt viel Silberschmuck im sonnengegerbten Dekolleté, und alle haben Angst vor ihr.



2025 wird die Rentnerinnen-Kurzhaarfrisur hip – Influencerin Emma Chamberlain trägt sie schon

Im März macht ein geheimer Mitschnitt von einer Kabinenansprache Hansi Flicks beim kriselnden FC Barcelona die Runde, in der Graugänse kein Thema sind: »Männer, wir müssen als Team wie eine Paella sein, in der nichts zusammenpasst und genau deshalb alles harmoniert!« Als Teil ihres Projekts, der deutsche Obama zu werden, postet Angela Merkel Anfang Juli »Merksels Sommer-Playlist« auf Instagram, darauf u. a.: *Der blaue Planet* von Karat, *Walkürenritt* von Richard Wagner. Der neue Chanel-Chefdesigner Matthieu Blazy bringt in seiner ersten Kollektion Scoubidou-Armbänder zurück. Das Remake von *Plötzlich Prinzessin* erscheint: Amelia Thermopolis ist plötzlich Premierministerin und muss sich als Erstes mit einem Streik in der VW-Niederlassung von Genovien auseinandersetzen. Dann verliebt sie sich ausge-rechnet in einen Gewerkschaftsführer ... Und Meta bringt endlich eine massentaugliche Hologramm-Technik auf den Markt, mittels der ab Januar 2026 mein lebensechter Avatar an der ZEITmagazin-Morgenkonferenz teilnehmen wird, während ich heimlich in Südafrika bin. Bingo!

PORSCHE DESIGN

TWO ICONS.
ONE DESIGNER.



Der 911 war sein erstes Meisterwerk.
Dann schrieb Prof. F. A. Porsche
Geschichte mit dem ersten schwarzen
Zeitmesser der Welt.

**Der Chronograph 1 –
All Black Numbered Edition.**

[PORSCHE-DESIGN.COM/CHRONOGRAPH](https://www.porsche-design.com/chronograph)



Fotos gesammelt von Erik Kessels, Thomas Sauvin, Karel de Mulder für »Incomplete Encyclopedia of Touch«, Publisher: RVB Books, Matthieu Charon, Rémi Faucheux

Was kann uns eigentlich noch Halt geben? Überraschenderweise ganz schön viel. In unserer neuen Fotokolumne zeigen wir Bilder – ausgewählt aus 15.000 privaten Alben –, auf denen Menschen Dinge anfassen



GRAF VON FABER-CASTELL



Guilloche Rose Blush
HANDMADE IN GERMANY

GUILLOCHE COLLECTION

Die Guilloche Collection präsentiert ihr neuestes Modell: Ein Edelharzschaft in Rose Blush mit filigraner Kornguil-
loche trifft auf Metallteile mit einer edlen 18 Karat Roségold Beschichtung. Erhältlich als Füllfederhalter, Tintenroller
und Drehkugelschreiber.





»Mitterrand wollte immer wissen: »Wann sterbe ich?««

Sie deutete die Sterne für den französischen Präsidenten und den spanischen König. Auch der Onkel des gestürzten syrischen Diktators wollte ihren Rat. Die Astrologin Elizabeth Teissier blickt zurück auf ihr Leben und erklärt, was sich Menschen in Krisenzeiten vom Blick in den Himmel versprechen

ELIZABETH TEISSIER betritt die Suite des Genfer Hotels D'Angleterre in Jeans und Turnschuhen. Sie kommt eine halbe Stunde zu spät, ihren feuerroten Mantel legt sie aufs Sofa. Teissier ist 86 Jahre alt und immer noch eine beeindruckende Diva. Um den Hals trägt sie eine lange goldene Kette mit den Sternzeichen. Was auch immer man über die Astrologie denken mag – dieses Metier hat ihr ein sehr interessantes Leben beschert. Ihr Mann Gerhard Hynek, 79, begleitet sie zu dem Gespräch. Er war einmal Journalist bei der *Bunten*, dann Drehbuchautor. Sie waren miteinander in Kontakt gekommen, als er sie am Telefon interviewte. Die beiden sind seit 1981 ein Paar, der Österreicher Hynek ist Co-Autor einiger ihrer Bücher und unterstützt sie beim Erstellen von Horoskopen, die sie noch immer für ihre Klienten anfertigt. Auch in das Interview schaltet er sich immer mal wieder ein.

Frau Teissier, laut Umfragen nimmt seit einigen Jahren vor allem bei den Jüngeren das Interesse an Astrologie zu. Es gibt Astro-Podcasts und Sternen-Influencer. Blicken viele gerade dann in den Himmel, wenn Krisen die Welt erschüttern?

Sie hatten Ihre große Zeit als Astrologin in den Siebziger- und Achtzigerjahren. Sie wurden erst im französischen Fernsehen bekannt, wo Sie täglich eine astrologische Vorhersage moderierten, ein wenig wie die Wettervorhersage. Dann hatten Sie im deutschen Fernsehen die »Astro-Show« ...

Ich war in allen deutsch- und französischsprachigen Ländern bekannt! Die *Astro-Show* lief ja gleichzeitig in der ARD, im ORF und im SRF in der Schweiz!

Jedenfalls war das damals auch eine eher ungewisse Epoche. Im Kalten Krieg waren die Menschen sehr besorgt um ihre Zukunft. Sehen Sie da Parallelen zu heute?

Auf jeden Fall. In Krisen sucht der Mensch nach dem Übernatürlichen.

GERHARD HYNEK: In den Neunzigerjahren waren es laut Umfragen etwas mehr als 50 Prozent, die ein Interesse an Astrologie hatten, und 80 Prozent haben immerhin Horoskope gelesen. Vor 2000 kam es wieder zu einer Welle, dann ist es noch einmal runtergegangen, und seit drei, vier Jahren ist es wieder mehr geworden.

»Wegen des Films bin ich auch nach Italien gegangen, dort habe ich Federico Fellini getroffen. Fellini fragte mich: Kennst du dich in Astrologie aus? Ich habe geantwortet: Nein, aber sie interessiert mich. Und Fellini hat zu mir gesagt: Das musst du studieren, das ist die Königin der Wissenschaft!«

Ich glaube, die Gesellschaft wird in Krisenzeiten offener. Disziplinen, die man bislang als Grenzwissenschaften betrachtet hat, werden plötzlich ernst genommen. Die Astrologie ist ja zugleich eine Kunst, eine Wissenschaft – und eine Weisheit.

Die Gesellschaft wird offener? Ihre Formulierung überrascht uns. Die Menschen glauben weniger an die Medien, weniger an den Staat, weniger an die Demokratie.

Es gibt gerade eine große Zivilisationskrise, und ich glaube, dieser beengende Rationalismus wird explodieren. Nach 2025 wird die Welt eine andere werden. Es wird eine Art Wiederauferstehung geben, eine Wiedergeburt.

Ist die Welt nicht an einem Tiefpunkt, weil sie den Rationalismus zunehmend infrage stellt? All diese Lügen und Verschwörungstheorien!

In Zeiten wie diesen treibt immer auch viel Abfall und Müll an die Oberfläche. Es gibt Leute, Gruppen oder Parteien, die Unwahres verbreiten, aber ich glaube, dass die Menschen eigentlich dabei sind, sich über neue Werte klar zu werden. Das Negative hat langsam ausgedient.

Was verstehen Sie unter neuen Werten? Wie soll die Wiedergeburt aussehen?

Ich hoffe, dass wir bald wieder in friedlicheren Zeiten leben werden, dass wir mehr Geld für Bildung ausgeben als für Rüstung, obwohl das natürlich sehr naiv klingt.

TEISSIER: Ich glaube, die Leute sind speziell seit dem Attentat vom 11. September besorgt. Plötzlich wurde ihnen ihre Ohnmacht bewusst. Diese furchtbaren Angriffe haben sie offener gemacht für das Irrationale – genauer: für das, was man das Irrationale nennt. Das ist nämlich nicht dasselbe. Das Interesse an Astrologie steigt mit der Unsicherheit einer Gesellschaft.

Früher hätte man sich in solchen Phasen vielleicht an Gott gewandt. Aber in der westlichen Welt ist die Religion auf dem Rückzug. Was macht die Astrologie so attraktiv?

Sie ist zugänglicher. In ihr geht es um das Individuum und um Selbsterkenntnis. Wenn Sie in einer Zeitung zum Beispiel ein Waage-Horoskop lesen, dann hat das mit echter Astrologie wenig zu tun. Die echte Astrologie betrachtet sehr genau die Sternkonstellation für jeden einzelnen Menschen, sie kommt also bei jedem Waage-Geborenen zu einem ganz persönlichen Ergebnis.

Sie selbst sind in den Sechzigern zur Astrologie gekommen. Sie lebten damals in Paris und haben als Schauspielerin mit Größen wie Marcello Mastroianni und Jean-Paul Belmondo gedreht. Das klingt fantastisch. War es das?

Mir war es eigentlich zu fantastisch.

HYNEK: Du hast mir immer erzählt, dass es dir zu langweilig war, im Dekor herumzusitzen – tagelang, für fünf Minuten im Film.

TEISSIER: Ich habe bei 20 Filmen mitgemacht. Und wegen des Films bin ich auch nach Italien gegangen. Dort habe ich Federico Fellini getroffen, und das war eine Weggabelung für mich. Fellini fragte mich: Kennst du dich in Astrologie aus? Ich habe geantwortet: Nein, aber sie interessiert mich. Und Fellini hat zu mir gesagt: Du musst das studieren, das ist die Königin der Wissenschaft! Das hat mich wahnsinnig beeindruckt.

Und dann haben Sie sich da tatsächlich hineingestürzt?

Als ich 1968 mit Sydney Pollack in Belgrad drehte, hatte ich zehn Astrologie-Bücher im Koffer.

HYNEK: Fast sechs Monate warst du dort, für eine winzige Rolle in *Das Schloss in den Ardennen*!

TEISSIER: Das sollte schneesicher sein dort, und wir warteten darauf, bei Schnee zu drehen. Denn im Film ging es um die Schlacht in den Ardennen, und da hatte es ja geschneit. Also warteten wir die ganze Zeit auf den Schnee, der aber nie kam. In dieser Zeit habe ich mich in die Astrologie vertieft. Ich war sehr fasziniert davon, und ich habe mein eigenes Horoskop analysiert. Dann habe ich mir vorgenommen, dass ich mir in Paris den größten Astrologen suche, um von ihm zu lernen.

Wer war dieser Astrologe?

Henri-Joseph Gouchon, eine absolute Autorität. Es hieß, er nimmt keine Schüler an. Aber ich bin einfach hingegangen und habe bei ihm geklingelt. Ich habe zwei Jahre lang bei ihm Unterricht genommen. Er war schon weit über achtzig.

Warum hat die Astrologie Sie so sehr fasziniert?

Sie war eine Erklärung für so vieles. Die Astrologie hat mich wirklich verführt. In meinem Horoskop habe ich alles wiedergefunden: Probleme, die ich mit meinem Vater hatte, und auch bestimmte Dinge, die mir widerfahren sind. Als ich 19 war, lebte ich hier in Genf. Zusammen mit einer Freundin hatte ich einen sehr schlimmen Autounfall. Wir haben uns überschlagen. Anhand meines Horoskops habe ich festgestellt, dass die Jungfrau von Orléans wie ich auch am 6. Januar geboren ist. Und dass sie mit 19 Jahren verbrannt wurde – wie auch ich mit 19 Jahren fast gestorben wäre. Ich war sechs Monate lang eingegipst. Da dachte ich: wie interessant!

In Ihren Memoiren haben Sie geschrieben, dass Sie sehr unglücklich waren, weil man am Set so schlecht mit den Frauen umging. Sie hörten dann auch auf beim Film.

ELIZABETH TEISSIER wurde 1938 in Algier als Germaine Élizabeth Hanselmann geboren; sie hat den Nachnamen ihres ersten Mannes André Teissier du Cros beibehalten. Die Bücher der weltbekannten Astrologin wurden in 15 Sprachen übersetzt. 2022 erschien ihr jüngster Memoirenband, »Les Mémoires de Cassandre«. Teissier hat zwei Töchter und lebt in Genf



Die Frauen waren wirklich unterschätzt. Speziell wenn man eine schöne Frau war, wie ich, gab es immer dieses Ultimatum: entweder ins Bett, oder es gibt keine Rolle. Das habe ich oft erlebt. Ich kann mich an einen sehr bekannten Produzenten auf den Champs-Élysées erinnern: Er ist mir in seinem Büro von einem Zimmer zum anderen gefolgt. Ich war angeekelt. Es gab auch noch einige andere seiner Art, darunter ein Brüderpaar. Ich ging zur Sicherheit nur mit hautengen Jeans zu solchen Treffen. Mein damaliger Mann musste mir abends helfen, damit ich sie wieder runterbekam. Namen nenne ich lieber nicht, vielleicht haben diese Leute Kinder, die es verletzt.

Als Sie aus Belgrad wieder nach Paris kamen, landeten Sie mitten in den Studentenunruhen der 68er. Eine ganze Generation hinterfragte damals die Autoritäten. War die Astrologie Ihre persönliche Revolution?

Absolut! Sie hat mich überwältigt. Man kann alles entschlüsseln, man versteht die Welt besser.

Kam Ihnen das nicht auch unheimlich vor?

Von Zeit zu Zeit denke ich – das ist aber selten –, dass ich manche Dinge lieber nicht wissen würde. Zum Beispiel, wenn ich etwas Gefährliches für meine Töchter sehe oder für Gerhard. Wenn er wegfährt, um Besorgungen zu machen, und er hat schlechte Sterne – dann habe ich Angst, bis er zurückkommt. Das ist scheiße.



Aber insgesamt ist es eine große intellektuelle Erkenntnis. Und zwar nicht nur Selbsterkenntnis, sondern auch eine Erkenntnis, die die Gesellschaft betrifft.

Sie können in den Sternen sehen, was mit der ganzen Gesellschaft passiert?

Ich habe mit der Astrologie viele Vorhersagen machen können. Aber ich bin keine Hellseherin. Ich sehe nichts.

Ich analysiere nur und ziehe Schlussfolgerungen.

Sie werden uns später noch erklären müssen, wie das genau funktioniert. Aber erst einmal interessieren uns die berühmten und auch mächtigen Menschen, die diese Schlussfolgerungen hören wollten – zum Beispiel François Mitterrand, als er Präsident Frankreichs war. Wie kamen Sie in Kontakt mit ihm?

Im Januar 1989 bekam ich eine Einladung aus dem Élysée-Palast. Als ich dort war, hat erst einmal anderthalb Stunden lang nur er gesprochen. Von mir wollte er gar nichts hören. Bevor ich ging, sagte ich zu ihm: Eigentlich, Herr Präsident, hätte ich ja gern gewusst, warum Sie mich eingeladen haben. Er sagte, er wollte die Frau sowie die Astrologin kennenlernen. Von da an trafen wir uns regelmäßig.

Was haben Sie ihm vorhergesagt?

Dass am 9. November 1989 etwas ganz Wichtiges passieren wird, etwas, das die ganze Politik und Gesellschaft verändern wird.

Wie sind Sie denn darauf gekommen?

Ich hatte den Kommunismus analysiert. Sie müssen wissen, Länder haben wie Menschen ihren eigenen Zyklus, nach dem sie vibrieren. Russland zum Beispiel hat einen 36-Jahres-Zyklus. 1917 war ja die Oktoberrevolution, und 1917 plus 36, da landet man bei 1953 – da ist Stalin gestorben. Und 1953 plus 36 – da landet man bei 1989. Und da habe ich gesagt, Sie werden sehen, etwas wird passieren.

Dieser Logik nach müsste 2025 in Russland wieder etwas Bedeutendes geschehen.

Tatsächlich kommt es ab Sommer 2025 wieder zu einer Saturn-Neptun-Konjunktion, die sich bis Sommer 2026 noch zweimal wiederholt. Ich denke deshalb, dass uns wieder eine tiefgreifende Umwälzung erwarten könnte. Dazu kommt noch, dass Putin in der zweiten Jahreshälfte 2025 weniger gute Einflüsse hat als 2024.

Wie hat Mitterrand damals reagiert?

Am 1. Januar 1990, knapp zwei Monate nach dem Mauerfall, hat er mich angerufen und gesagt: Sie hatten es mir gesagt, das ist interessant! Was passiert jetzt? Möchten Sie meine Sterne analysieren? Wann sehen wir uns? Jedes Mal, wenn ich zu ihm kam, fragte er als Erstes: *Alors, Elizabeth, comment va la France et comment je vais, moi?* Wie geht es Frankreich, und wie geht es mir? Frankreich kam immer zuerst.

Was wollte er sonst noch wissen?

Er wollte, dass ich seine Mitarbeiter analysiere, den Premierminister zum Beispiel. Aber Mitterrand hat mich auch um Rat gefragt, wann er andere Staatschefs anrufen

oder treffen soll. Zum Beispiel George Bush, den amerikanischen Präsidenten. Vor einem Treffen fragte er mich dann immer nach den Horoskopen der anderen.

Sie haben über all das ein Buch geschrieben. Dafür wurden Sie zum Beispiel von Mitterrands Familie sehr kritisiert.

HYNEK: Elizabeth hat nur über die politischen Dinge geschrieben, über nichts Privates.

TEISSIER: Ich hatte das alles auf Kassetten aufgenommen, mit einem Diktiergerät. Die Aufnahmen habe ich aufgehoben, sie sind in unserem Haus in Südfrankreich.

Wer wusste, dass Mitterrand sich von Ihnen beraten ließ?

Nur seine Privatsekretärin, die immer die Termine für ihn ausmachte. Ich habe es niemandem gesagt. Und es gab einen Journalisten, der mich sah, als ich aus dem Élysée-Palast rauskam.

Sicher dachte er, Sie seien seine Geliebte.

Genau, die Illustrierte *Marianne* schrieb sogar, dass ich mit Mitterrand im Bett war.

Das war später, nach seinem Tod.

Ich habe verlangt, dass sie das korrigieren. Ich hatte nie etwas mit Mitterrand. Obwohl er es mehr oder weniger versucht hat. Aber wir waren schnell auf einer anderen Ebene. Wir haben zusammen gegessen, und er hat mich befragt. Als er Helmut Kohl treffen sollte, wollte Mitterrand wissen, welcher Zeitpunkt am besten ist.

HYNEK: Und dann gab es ja im Sommer 1990 den neuen Krieg. Saddam Hussein.

Der Irak fiel in Kuwait ein.

Ich habe Horoskope für Kuwait gemacht, für die USA, Deutschland, Frankreich – für alle, die in diese Krise involviert waren.

HYNEK: Anfang 1991 hatten wir ein Diner in Paris mit dem Generalstabschef von Mitterrand, einem Admiral. Das war am 6. Januar, an Elizabeths Geburtstag.

TEISSIER: Er saß neben mir und sagte: Ich denke nicht, dass wir Krieg bekommen. Ich glaube, wir können das lösen. Ein paar Tage später war in Genf eine große Konferenz geplant. Und ich habe gesagt: Es gibt da eine Sonnenfinsternis, die ganz negativ ist. Deshalb denke ich, es wird Krieg geben.

HYNEK: Er hat gesagt: Ich zahle eine Kiste Champagner, wenn Sie recht haben. Und dann gab es am 9. Januar die Konferenz in Genf mit dem amerikanischen Außenminister, England, Deutschland, Dubai – alle waren da. Zu der Zeit hat Mitterrand fast täglich bei uns angerufen. Ich war der Sekretär. Wenn ich ans Telefon ging, sagte Mitterrand: »Ah, Sie sind's, der Österreicher!« Elizabeth war noch im Badezimmer oder irgendwo, und bis ich sie herbeigeht hatte, hat er mit mir geplaudert. Mitte Januar ist dann der Krieg losgegangen.

Frau Teissier, können Sie uns erzählen, wen Sie noch beraten haben? Von Juan Carlos, dem ehemaligen spanischen König, ist bekannt, dass er Ihre Dienste in Anspruch nahm.

Das macht er immer noch. Ich habe ihn im Februar hier in Genf getroffen.

Gab es weitere hochrangige Persönlichkeiten?

Ich würde das nicht verraten. Im Allgemeinen wollen sie, dass ich mich bedeckt halte. Ich würde nie sagen, dass ich für sie arbeite, wenn sie es nicht wollen.

Weil es etwas Anrühiges hat? Man sagt nicht einfach so: Ich lasse mich von einer Astrologin beraten.

Das ist wahr. Obwohl ich einen Doktor der Soziologie habe. Die Rationalisten sehen mein Metier aber als Hokuspokus an.

Studien haben gezeigt, dass es mehr Frauen als Männer sind, die sich für die Astrologie interessieren.

Vielleicht wollen die Männer es lieber nicht sagen. Sie denken, dass es sie entwertet, wenn man davon weiß.

Aber Mitterrand hatte keine Angst.

Er war viel zu intelligent. Es war ihm wurscht, was die anderen denken.

Eine schwedische Studie aus dem Jahr 2021 will herausgefunden haben, dass es besonders Narzissten sind, die einen Hang zur Astrologie haben.

Welche Menschen kommen heute zu Ihnen und wollen ein Horoskop von Ihnen haben? Was wollen sie wissen?

Liebe, Gesundheit, Beruf – das sind die Hauptthemen. Manche wollen sich scheiden lassen. Oder eine Frau hat einen Mann kennengelernt, und sie möchten wissen, wie es mit ihm weitergeht.

Gab es Menschen, zu denen Sie gesagt haben: Nein, für Sie möchte ich nicht arbeiten?

HYNEK: 1986 wurde Elizabeth von einem Bekannten in London gefragt, ob sie ein Horoskop für einen Politiker machen könnte, aus dem Nahen Osten. Ein ganz wichtiger Mann. Man müsse aber sehr diskret sein. Ein Name wurde uns nicht genannt.

TEISSIER: Nur das Geburtsdatum und der Geburtsort.

HYNEK: Der Auftraggeber hatte vorab bezahlt – ich glaube, es waren 10.000 Schweizer Franken. Treffen sollten wir ihn im Hotel Président hier in Genf – einem der teuersten Hotels. Am Tag vor der Verabredung erfuhren wir, wer der mysteriöse Mann war: der Bruder des syrischen

»Mein Vater war sehr distanziert zu uns. Nur an einem einzigen Tag war es schön mit ihm. Das war das letzte Weihnachtsfest, an dem er lebte, ich war schon 40. Da hat er mir über die Haare gestrichen und zu mir gesagt: Ich habe dich gern. Das gab es sonst nie«

Ah, das finde ich wirklich blöd. Dann müssten alle, die mit Selbsterkenntnis zu tun haben, alle, die eine Psychoanalyse machen oder so, Narzissten sein. Vielleicht aber gibt es Menschen mit bestimmten Sternzeichen, die mehr Affinität zur Astrologie haben. Das könnte sein.

Politiker und Machtmenschen sind häufig Narzissten. Vielleicht erklärt es sich so, dass einige von ihnen Ihre Nähe suchten. Auch Manfred Wörner war mit Ihnen bekannt, der ehemalige deutsche Verteidigungsminister, der ab Ende der Achtzigerjahre Nato-Generalsekretär war. Was ist Ihnen von ihm in Erinnerung?

Wir waren bei ihm zu Hause in Brüssel, es muss im Jahr 1993 gewesen sein, er war schon ziemlich krank. Es gab da einen ganz kleinen See, um den sind wir herumgegangen.

HYNEK: Er sagt zur Elizabeth, du siehst ja den Mitterrand häufig. Sag ihm, er soll in Serbien intervenieren. Das war der Beginn – Serbien, Sarajevo, die Balkankriege.

Sie waren eine Art Diplomatin?

HYNEK: Eher eine Undiplomatin, denn der Mitterrand war ganz erschrocken, der wollte nicht in Serbien intervenieren.

TEISSIER: Er hat mir gesagt, dass er nicht will, dass Särge von französischen Soldaten eingeflogen werden. Daher hat er lange gezögert.

Präsidenten Hafis al-Assad. Der Bruder hieß Rifaat al-Assad, besser bekannt als der Schlächter von Hama. Er soll 1982 für die Bombardierung und Tötung Zehntausender in der Stadt Hama verantwortlich gewesen sein.

TEISSIER: Er hatte hier in Genf eine enorme Villa.

HYNEK: Ich sagte dann zu Elizabeth: Bist du wahnsinnig, gehst du wirklich da hin? Weißt du, wer das ist? Aber wie sagt man so einem Menschen ab? Wir hatten ja auch schon das Geld.

TEISSIER: Wir sind also erst einmal hin. Zuerst waren nur seine Leibwächter da. Er wurde ja als Terrorist gesucht. Schließlich kam er zusammen mit seiner Frau. Er trug so eine Schiebermütze und begrüßte uns sehr freundlich. Dann sagte er: Wir fahren jetzt ins La Réserve, das ist ein Restaurant. Er hatte den ganzen Laden gemietet. Er fragte mich: Was wollen Sie trinken? Rotwein. Und darauf er zum Kellner: Was ist Ihre teuerste Flasche? Und er hat Coca-Cola getrunken.

HYNEK: Als ich zur Toilette ging, begleiteten mich drei seiner Leibwächter.

TEISSIER: Ich wollte das Horoskop auf keinen Fall mehr machen.

HYNEK: Wir saßen zwei Stunden in dem Restaurant. Er war unheimlich sympathisch, der Herr Rifaat.

TEISSIER: Er sprach perfekt Französisch.

HYNEK: Man kann Leute zu Tausenden umbringen und dennoch ein sympathischer Mensch sein. Seine Frau war auch ganz locker.

Was wollte er denn eigentlich durch das Horoskop erfahren?

TEISSIER: Er hat das nicht so direkt gesagt. Aber er hatte offenbar die Hoffnung, dass er den Job seines Bruders übernehmen wird. Unser Kunde wollte Präsident werden. Was nicht passiert ist. Sein Neffe wurde es ...

... Baschar al-Assad, der als Diktator ein Vierteljahrhundert lang Leid über Syrien brachte und vor Kurzem gestürzt wurde. Wie kamen Sie wieder aus dem Auftrag raus?

Ich hatte Glück. Er kannte die Uhrzeit seiner Geburt nicht, da habe ich gesagt: Dann geht das leider nicht. Obschon man immer etwas machen kann, aber ich wollte nichts zu tun haben mit diesem Mann.

HYNEK: Übrigens: Der Bekannte aus London, der unser Treffen eingefädelt hatte, wurde ein paar Monate später ermordet. Wir haben nie herausgefunden, ob das geplatze Horoskop etwas damit zu tun hatte. Wir wussten nur, dass er mit Rifaat al-Assad große Erdölgeschäfte gemacht hatte ...

Haben Sie das Geld zurückgezahlt?

HYNEK: Ich glaube, ja.

Frau Teissier, wir würden gern noch einmal an den Anfang Ihres Lebens zurückspringen. Sie sind 1938 in Algier geboren, als Tochter eines Kaufmanns und der Besitzerin eines Schönheitsinstituts. Ihre Mutter stammte aus Nordafrika.

... Aber sie war Französin, keine Araberin. Sie wissen, dass die Franzosen seit 1830 in Algerien waren? Jedenfalls kenne ich Algerien eigentlich nicht. Als ich vier Jahre alt war, 1942, sind wir nach Bern gezogen. Das ist einer dieser entscheidenden Punkte, die man in meinem Horoskop sieht. Das Alter von vier Jahren ist ganz wichtig – und dann wieder das zwölfte Lebensjahr. Da sind wir nach Marokko weitergezogen, nach Casablanca. In Bern war es meiner Mutter nämlich viel zu kalt und zu deutsch.

Wie war es denn, als Mädchen in Marokko aufzuwachsen?

Die französische Gesellschaft war getrennt von der arabischen. Ich habe viel Zeit am Strand verbracht, ich war glücklich dort. Aber 1955/56 gab es in Marokko viel politische Aufregung ...

... es war das Ende der französischen Kolonialherrschaft ...

... sodass meine Eltern sich bedroht fühlten. Sie hatten fürchterliche Angst, dass mein Bruder und ich entführt werden. Ich weiß noch, wer das war, der uns gedroht hat. Meine Eltern haben uns dann in ein Internat nach Frankreich geschickt. Zum Studieren ging ich nach Paris. Da habe ich ein Jahr lang Medizin studiert.

Warum nur ein Jahr lang?

Ich bin durch eine Prüfung gefallen, aber es gab noch einen anderen Grund. Während einer Nachtschicht hat ein Arzt versucht, mich zu vergewaltigen. Ich habe ihn gekratzt, und am nächsten Tag habe ich ihn mit einem Pflaster in der Vorlesung wiedergesehen. Heut-



zutage hätte man ihn angezeigt, aber damals ließ man es vorbeigehen.

Sie haben es auch damals niemandem erzählt?

Das hätte nichts gebracht. Nur meiner Mutter habe ich es erzählt.

Sie haben ihr eines Ihrer Bücher gewidmet. Waren Sie sehr eng miteinander?

Sehr. Aber da sie Zwilling war, hatte ich entweder mit ihrer hellen Seite zu tun – oder mit der aggressiven. Sie war sehr nervös.

Und Ihr Vater? Sie haben mal geschrieben, dass er sagte, als Mädchen brauchst du nicht zu studieren, was willst du an der Sorbonne?

Mit ihm ging es überhaupt nicht gut. Das sieht man auch, wenn man sein Horoskop mit meinem vergleicht. Er war der Jüngste seiner Familie, darunter hat er sehr gelitten. Deshalb war er dann sehr distanziert zu uns. Nur an einem einzigen Tag war es schön mit ihm. Das war das letzte Weihnachtsfest, an dem er lebte, ich war schon 40. Da hat er mir über die Haare gestrichen und zu mir gesagt: Ich habe dich gern. Das gab es sonst nie.

Nach Medizin versuchten Sie es mit einem anderen Studium.

Ich habe auf Lehramt gewechselt, aber nur sechs Monate als Lehrerin unterrichtet. Die Direktorin schmiss mich

Im Jahr 1981, als dieser »Spiegel« erschien, war Teissier im ganzen Land bekannt

raus, denn ich war geschminkt, und sie sagte, ich hätte nicht das Recht dazu. Ich hatte aber ein bisschen Geld, denn ich arbeitete nebenher als Model für Chanel.

Wie waren Sie zu dem Job gekommen?

Das war die Idee meiner Schwester. Sie sagte: Schneid dir die Haare kurz, und stell dich da vor! Ich weiß noch, wie Coco Chanel oben an der Treppe stand und ich vor ihr auf und ab laufen sollte. Ich gefiel ihr, aber nachdem sie mitbekommen hatte, dass ich nebenher auch Modeaufnahmen für ein Magazin machte, schmiss auch sie mich raus. Das war für sie nicht Haute Couture.

Das waren ziemlich viele Enttäuschungen von den traditionellen Autoritäten. Erst der Vater, dann der Arzt, die Schuldirektorin, Chanel. Was hat das mit Ihrem Vertrauen in die Institutionen gemacht? Was für eine Vision vom Leben hatten Sie damals?

Ich habe auf die Power der Frauen gehofft! Ich las Simone de Beauvoir, und ich dachte, es ist blöd, dass es immer die Männer sind, die den Erfolg haben, und nicht die

TEISSIER: Das war so lustig.

Vor der Verteidigung hatten 250 Soziologen, ein Drittel des französischen Soziologenverbands, in einem offenen Brief protestiert. Waren Sie eingeschüchtert?

Ein bisschen. Vor allem aber war ich wütend. Die offizielle Soziologie wollte damals und will auch heute nichts mit dem zu tun haben, was sie Aberglauben nennt. Diese Leute sind päpstlicher als der Papst. Deshalb haben sie mich angegriffen.

Wie haben Sie sich auf die Situation vorbereitet?

Das kann man nicht wirklich. Ich wusste, dass einige Journalisten kommen würden – ich erwartete zehn Leute, und als ich an der Sorbonne ankam, war der Hörsaal voll. Viel beeindruckender war für mich aber die Jury. Sechs Professoren. Gott sei Dank war eine Frau dabei. Wir waren uns sympathisch, wir schreiben uns heute noch.

Später untersuchte eine Gruppe von Soziologen Ihre Arbeit und stellte fest, sie erfülle die wissenschaftlichen Standards

»Ich weiß noch, wie Coco Chanel oben an der Treppe stand und ich vor ihr auf und ab laufen sollte. Ich gefiel ihr, aber nachdem sie mitbekommen hatte, dass ich nebenher auch Modeaufnahmen für ein Magazin machte, schmiss auch sie mich raus. Das war für sie nicht Haute Couture«

Frauen. Simone de Beauvoir war wie ich ein Steinbock, und Steinböcke sind ehrgeizig. Den Rausschmiss bei Coco Chanel habe ich benutzt, um viel Geld zu verdienen. Ich konnte ja nun als Model für Magazine arbeiten.

Und dann kam die Schauspielerei und schließlich, nachdem Sie auch dort enttäuscht wurden, Ihre Karriere als Astrologin. Wir haben vorhin über das Anrühige gesprochen, das die Astrologie hat. Wollten Sie gegen diesen Ruf angehen, als Sie sehr spät, mit Mitte 50, angingen, eine Doktorarbeit in Soziologie zu schreiben?

Ich wollte zeigen, dass man auch eine Astrologin ernst nehmen muss. Mit dieser Arbeit habe ich es, glaube ich, wirklich bewiesen.

Ihre Dissertation verursachte 2001, als Sie sie an der Sorbonne verteidigten, einen Skandal. Sie beschäftigten sich darin mit der Astrologie und schrieben, dass sie von den etablierten Wissenschaften und ihrem »monolithischen Denken« unterdrückt werde. Hatten Sie erwartet, dass es Aufregung geben würde?

Ich wusste, dass alle Rationalisten durchdrehen würden. Ich hatte sogar die erste Seite von *Le Monde*. Die Überschrift lautete: Soziologin, Aszendente Astrologin.

HYNEK: Und die *New York Times*!

TEISSIER: Oh ja.

HYNEK: Star Wars at Sorbonne!

nicht. Warum hat Ihr Doktorvater Michel Maffesoli Sie überhaupt angenommen?

Das war ein Wunder. Ich war auf Vermittlung von Mitterrand im Austausch mit der Präsidentin der Sorbonne. Sie wiederum war befreundet mit Michel Maffesoli – so kam der Kontakt zu ihm zustande.

Damals debattierten in der Soziologie die Objektivisten gegen Subjektivisten, Poststrukturalisten gegen Postmodernisten. Im Grunde ging es dabei um die Frage, ob man die Realität anhand von objektiven Merkmalen beschreiben kann.

Genau. Die Puristen der Soziologie wollten sich abgrenzen vom Irrationalen. Und da bin ich hineingeraten.

Frau Teissier, können Sie uns einmal das grundlegende Konzept der Astrologie beschreiben?

Die Grundannahme ist, dass der Himmel ein Spiegel des Menschen ist, also das Sonnensystem und seine Planeten, plus der Mond. Merkur etwa ist die Kommunikation, Mars die Aktion und der Angriff. Pluto ist der am weitesten von der Erde entfernte Planet.

Die Astronomen haben Pluto den Status des Planeten entzogen, seine Gravitation reicht nicht mal aus, um seine Bahn von Staub und Gas freizuräumen. Für die Astrologen hat sich damit aber nichts geändert?

Pluto ist für Astrologen weiterhin relevant. Ein Mensch wird davon geprägt, wie diese Planeten im Moment der



HAPAG $\frac{18}{91}$ LLOYD
CRUISES

MIT ALLEN SINNEN UNVERGESSLICH.

Von wohligem Luxus umgeben,
sanft durch Ozeane überwältigender
Eindrücke getragen werden.
Von Sehnsüchten zu Traumzielen.
Von Entspannung zu Abenteuer.
Von Wunder zu Wunder zu Wunder.
Zwischen Antarktis und den tropischen
Meeren des Südens, zwischen Küsten
ein Kosmos kulinarischer Hochgenüsse.

Sinneskitzel im Reisebüro und
auf hl-cruises.de/sinne



Scannen und mit allen
Sinnen eintauchen.

Geburt stehen. Und nicht nur er, auch eine Gesellschaft wird im Moment ihres Entstehens so geprägt.

HYNEK: Man muss sich das Sonnensystem wie ein Uhrwerk vorstellen, und jeder Planet ist der Zeiger der Uhr. All die Zeiger bewegen sich in verschiedenen Geschwindigkeiten. Jupiter braucht zwölf Jahre, um den Tierkreis zu umrunden. Das ist Astronomie. Aber wie die Planeten zueinander stehen und was das bedeutet – das ist Astrologie. Dazu gibt es Erkenntnisse aus 2.500 Jahren. Das ist alles sehr komplex, aber schon lange berechnen Computerprogramme für uns die Verhältnisse der Planeten zueinander. 2020 war zum Beispiel ein wichtiges Jahr, weil zum ersten Mal seit mehreren Hundert Jahren die drei langsamen Planeten Pluto, Jupiter und Saturn im Steinbock stehen. 1999 hat Elizabeth schon geschrieben, dass 2020 wahrscheinlich ein sehr hartes Jahr wird.

Das Jahr der Covidpandemie.

Der Druck von oben und auch die ganzen Einschränkungen, die es seit 2020 gab, der Rechtsruck ...

hier in Frankreich. Mitterrand hatte ja eine gemeinsame Liste mit den Kommunisten.

TEISSIER: Nach dem Diner sind Gerhard und ich durch Paris gelaufen. Es hat fürchterlich geregnet, aber die Linken haben auf den Straßen gefeiert. Die Leute waren bunt gemischt, und wir waren so glücklich.

Frau Teissier, Sie sind der Meinung, dass die Astrologie eine Wissenschaft ist, mit der man alles Mögliche berechnen kann. Aber wie weit kann man mit der Astrologie gehen? Sie wurden einmal sehr von Ärzten kritisiert, weil Sie sagten, man könne an der Sternenkonstellation das Krebsrisiko einer Person erkennen.

Das kann man! Darauf bestehe ich. Ich habe viele Beispiele von Krebskranken analysiert. Die hatten alle einen schlechten Pluto. Pluto unterstützt den Zelltod – und das ist ja der Krebs: Er macht die Zellen kaputt.

Aber kann es nicht gefährlich sein, wenn man zu einer Person zum Beispiel sagt: Du hast ein niedriges Krebsrisiko? Und diese Person geht dann nicht so oft zum Arzt. Oder

»Ich würde nie zu jemandem sagen: Sie werden Krebs bekommen. Ich sage auch nie den Tod voraus. Bei François Mitterrand habe ich zum Beispiel sehr gut sehen können, dass er 1996 sterben wird. Ganz sicher kann man sich ohnehin nie sein – es könnte sich auch um eine Krise handeln«

TEISSIER: Ein Zyklus der Zivilisation hat sich geändert, man kann schon sagen, dass etwas ganz Wichtiges auf der Erde passiert ist.

Sie haben, Frau Teissier, vorhin über Ihre Kritik am Rationalismus gesprochen. Ihr erster Mann war Ingenieur, er hielt die Astrologie für Humbug. Ist Ihre Ehe daran gescheitert?

Es war ein Faktor, aber nicht der Grund. Ich habe ihn einfach betrogen. Ein paar Tage nach der Trennung bin ich dann mit Gerhard zusammengekommen. Es war der 10. Mai 1981, der Tag, an dem Mitterrand gewählt wurde.

HYNEK: Und noch mal einen Tag darauf sagt Elizabeth: Ich muss nach Genf. Mein Vater liegt im Sterben.

TEISSIER: Es war die wichtigste Woche in meinem Leben. Am jenem 10. Mai war ich in Neuilly bei Paris zu einem Diner eingeladen. Das waren sehr konservative Leute, ziemlich rechts. Ich saß neben Gerhard, den ich ein paar Wochen vorher zum ersten Mal getroffen hatte. In einem Moment beugte ich mich beim Reden über seine Oberschenkel. Ich berührte ihn und dachte: Der Gerhard hat gute Schenkel. Der gehört zu mir.

HYNEK: Die anderen Gäste waren gekommen, um Valéry Giscard d'Estaing zu feiern. Als klar war, dass Mitterrand gewonnen hatte, sagten sie: Wir müssen unsere Goldbarren in die Schweiz bringen, das wird ein Gulag

andersherum, man sagt ihr: Du hast ein hohes Krebsrisiko, und die Person ist sehr, sehr besorgt?

Man muss schon sehr viele Faktoren sehen im Horoskop – wenn mehrere zusammenkommen, die das Gleiche widerspiegeln, kann man rational schlussfolgern, dass es ein Krebsrisiko gibt. Aber ich würde nie zu jemandem sagen: Sie werden Krebs bekommen. Ich sage auch nie den Tod voraus. Bei Mitterrand habe ich zum Beispiel sehr gut sehen können, dass er 1996 sterben wird.

Hat er Sie danach gefragt?

Immer. Wann sterbe ich? Ich habe geantwortet: Herr Präsident, sogar wenn ich etwas vermuten würde, ich würde es Ihnen nicht sagen.

Sicher wollen viele Ihrer Kunden wissen, wie lange sie zu leben haben.

Ja, aber nicht nur. Ich denke an eine Frau, die mich besucht hat und die unbedingt wissen wollte, wann ihr Mann stirbt. Ich fand das so gemein, dass ich gesagt habe: Ich sehe nichts, ich kann es Ihnen nicht sagen. Ganz sicher kann man sich ohnehin nie sein – es könnte sich auch nur um eine Krise handeln. Man sieht den Punkt schon im Horoskop. Aber ist es wirklich der letzte? Das weiß man oft nicht. Die Sterne drehen sich ja weiter.

NEUES JAHR NEUE WEGE

Hardcover mit
Lesebändchen,
Fotos und farbigen
Illustrationen auf
208 Seiten



Altes hinter sich lassen, die Weichen neu stellen, noch einmal von vorne anfangen – dieses Buch bietet Impulse für alle, die sich einen Neuanfang wünschen: ZEIT-Autorinnen und Autoren berichten von Menschen, die Wendepunkte in ihrem Leben gemeistert haben – **im Job, in der Liebe oder auch im Umgang mit Krankheit und Verlust.** Ihre Geschichten zeigen, dass ein Neuanfang den **Sinn des Lebens** spürbar machen kann!

Ergänzt werden die Erfahrungsberichte durch **fundierte Einblicke in die Psychologie der Veränderung:** Wissenschaftler liefern Hintergrundwissen, praktische Tipps und Impulse, mit denen ein Neubeginn möglich wird.

Ein unverzichtbares Buch für alle, die ihr Leben neu ausrichten wollen.

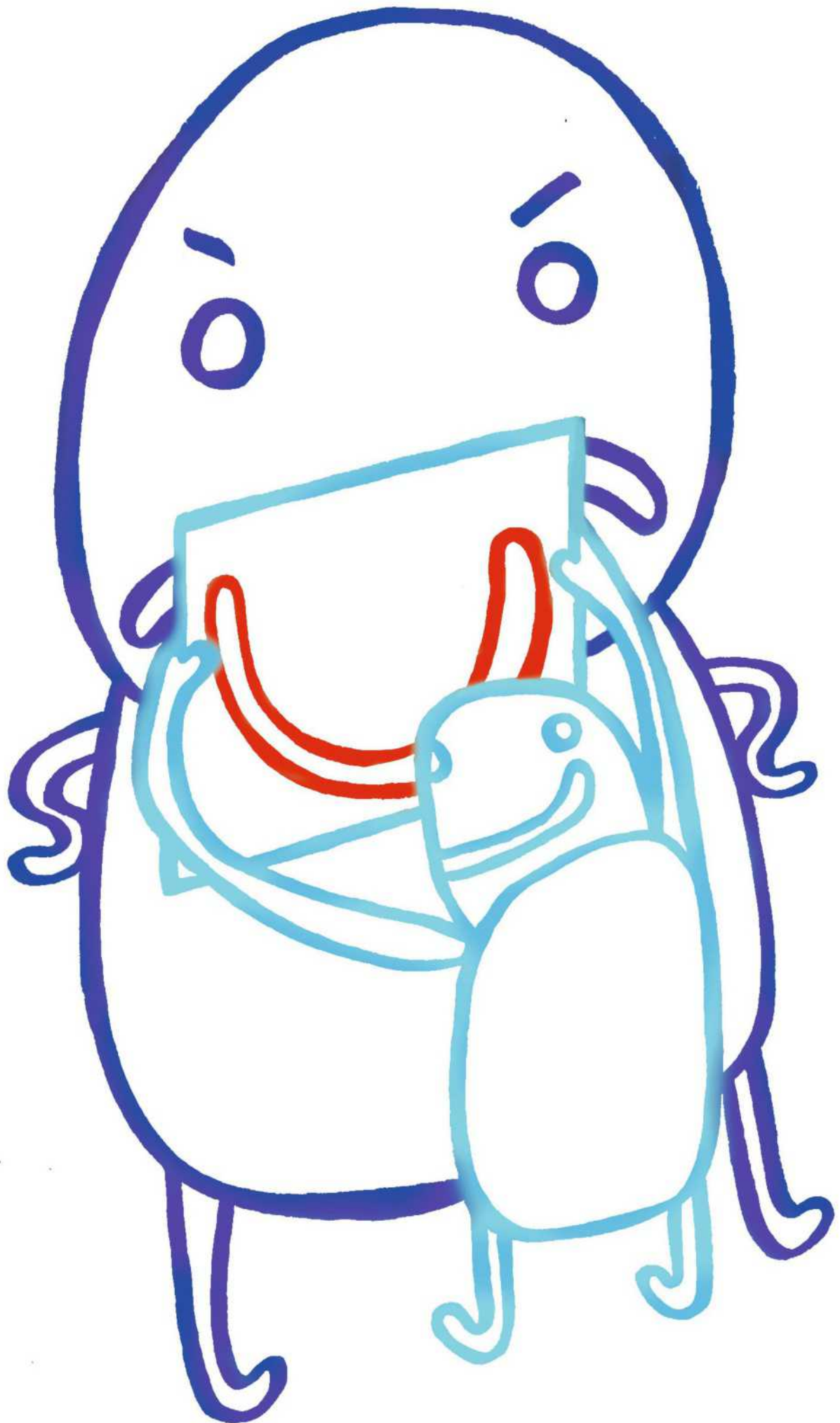
NEU

Mit den besten
Artikeln aus dem
ZEIT Sinn Ressort

Nur für
kurze Zeit:
Versandkosten
sparen!*

Jetzt für **29,95 €*** bestellen: shop.zeit.de/neuanfang

*Bis zum 05.01.2025 sparen Sie die Versandkosten. Danach zzgl. 4,95 € Versand. | Bestell-Nr. 48983 | Auslandspreise auf Anfrage | Illustration: Francesco Ciccolella
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg



BITTE LÄCHELN!

Harald Martenstein zählte sich immer zu den Pessimisten. Jetzt weiß er: Das war ein Irrweg. Denn ohne Optimismus wird nichts besser

1 Was ist besser, Optimismus oder Pessimismus?

Die meisten von uns sind offenbar eher Pessimisten. Aber sie wären, wenn sie es sich aussuchen dürften, lieber optimistisch. Ein Beleg für diese These sind die zahlreichen Ratgeber in Buchform, die ihren Leserinnen und Lesern beibringen wollen, wie man Optimist wird. Das verkauft sich. Schauen Sie sich die Bestsellerlisten an, oder googeln Sie »Bücher Optimismus«, falls Sie es nicht glauben. Sie können es auch mit »positives Denken« probieren, was so ziemlich das Gleiche ist.

Ratgeber, die den Leuten Pessimismus beibringen, sind selten. Es gibt keinen Markt dafür.

Dabei besitzt der Pessimismus ein paar unbestreitbare Vorteile. Man erlebt zum Beispiel nie eine unangenehme Überraschung, wenn man den negativen Ausgang sowieso erwartet hat. Womöglich war man sogar schon irgendwie vorbereitet auf das Schlimmste. Deshalb trifft einen dann die Katastrophe nicht ganz so hart wie jemanden, der das Schlimmste nicht einkalkuliert hatte.

Für unsere Vorfahren war es ein Vorteil, wenn sie eine schlechte Ernte oder einen Überfall ihrer Feinde erwarteten und darauf vorbereitet waren. Deshalb ist ein gewisses Quantum Pessimismus in unsere Gene eingeschrieben. Auch heutige Pessimisten sind im Durchschnitt angeblich gesünder als Optimisten. Das glaubt der Altersforscher Frieder Lang herausgefunden zu haben. Warum könnte das so sein? Weil Pessimisten größeren Wert auf Vorsorge legen.

Optimisten genießen eher den Tag, sie essen, was ihnen schmeckt, sie rauchen womöglich und pfeifen auf die langweilige Morgengymnastik. Pessimisten haben die Beschwerden des Alters lange vorhergesehen, sie sind also auch darauf vorbereitet und ertragen es leichter, wenn sie als ehemaliger CEO aus ihrer schönen Wohnung ausziehen müssen oder einen Rollator brauchen.

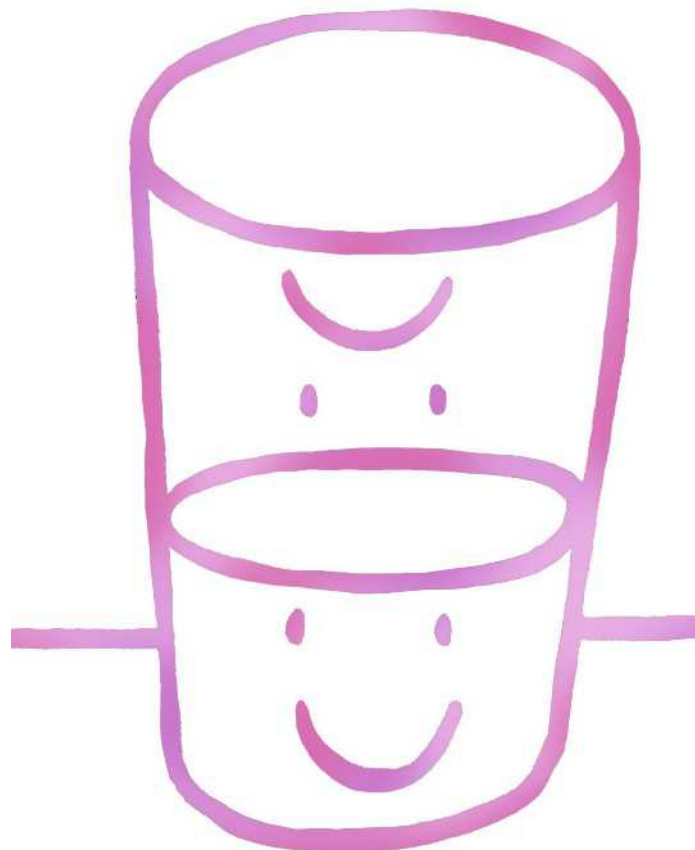
Man spricht da vom »realistischen Pessimismus«. Es geht nun mal, realistisch betrachtet, nicht immer alles gut aus. Seine Nachtseite zeigt der Pessimismus, wenn er zu einer generellen Lebenseinstellung wird, dann wirkt er lähmend. Sein Motto: Egal was ich tue, es nützt eh nichts.

Wenn realistischer, vernünftig dosierter Pessimismus also keine schlechte Sache ist, wieso wollen dann so viele optimistischer werden und positiv denken? Wieso verkaufen sich diese Ratgeber so gut?

Man fühlt sich halt einfach besser in der warmen Badewanne des Optimismus als im eisigen Wind des Pessimismus. Auf der Rückseite des Buches *Wie Optimismus alles möglich macht* von Laura Depping steht als Teaser: »Wir wollen doch eigentlich alle nur glücklich sein«. Das bringt es auf den Punkt. Den Buchtitel *Wie Pessimismus alles möglich macht*, Untertitel »Wir wollen doch eigentlich alle nur traurig sein«, gibt es natürlich nicht.

Zu den Nachtseiten des Pessimismus gehören, neben Resignation und Fatalismus, auch die schlechte Laune, die Angst vor der Zukunft, die Versagung des Genusses, der leider meistens ungesund ist, und die Angst vor Veränderungen, die neben Vorteilen meist auch Nachteile mit sich bringen. Weil Pessimisten dazu neigen, das Schlimmstmögliche für das Wahrscheinlichste zu halten, neigen sie manchmal zu Überreaktionen, zu denen inzwischen viele Deutsche die Schulschließungen während der Coronapandemie zählen.

Nicht nur der Pessimismus, auch der Optimismus ist in unseren Genen gespeichert. Auch er hat unseren Vorfahren in der



Evolution ein paar Vorteile gebracht. Als einen der wichtigsten nennt der Neurowissenschaftler Henning Beck überraschenderweise die Fortpflanzung. Aber es stimmt. Wer Beziehungen eingeht und Kindern zum Leben verhilft, glaubt in der Regel daran, dass es eine Zukunft gibt, und zwar eine, die lebenswert sein wird. Wenn Probleme auftauchen, halten Optimisten sie außerdem für lösbar. Sehr oft sind sie es dann auch. Pessimisten hätten es vielleicht gar nicht erst versucht.

So langweilig es klingt: Auch beim Optimismus kommt es, wenn wir ihn beurteilen sollen, auf die Dosis an. Denn der Optimismus hat ebenfalls eine Nachtseite. Diese Nachtseite des Optimismus ist die Naivität. Naivität hat oft damit zu tun, dass man seine Wünsche mit der Realität verwechselt. Dazu zwei Beispiele aus dem aktuellen Weltgeschehen.

In Deutschland haben sich viele fest darauf verlassen, dass Wladimir Putin ein Mann ist, in dessen Hände man bedenkenlos einen großen Teil unserer Energieversorgung legen kann. Wozu sich groß absichern, wozu Vorsicht? Es gab zwar

Indizien dafür, dass diese Sicht auf ihn übertrieben optimistisch sein könnte, aber das russische Gas war verlockend billig und floss reichlich. Es war einfach ein verdammt guter Deal. Was sollte schon passieren?

In Israel vermischte sich vor dem Massaker des 7. Oktober Selbstüberschätzung mit naivem Optimismus. Die Grenze zu Gaza war auf israelischer Seite nur relativ schwach geschützt. Israelische Soldatinnen hatten in ihren Beobachtungsposten rechtzeitig bemerkt, dass sich auf der Gegenseite etwas tat, das stark nach Angriffsvorbereitung aussah, sie meldeten es. Die Regierung ignorierte ihre Warnungen und schickte keine Verstärkung. Die Hamas, dachte sie, war zu größeren Aktionen weder willens noch in der Lage. Eine katastrophale Fehlentscheidung. Benjamin Netanyahu, der israelische Regierungschef, verwechselte seine Wünsche mit der Realität.

Beim Thema Klimawandel ist der Unterschied zwischen Pessimisten und Optimisten besonders schroff. Naive Optimisten machen auch hier oft ihren klassischen Fehler, sie ignorieren oder bagatellisieren eine Realität, die ihren Wünschen nicht entspricht: So schlimm wird's schon nicht kommen. Auch die Pessimisten machen ihren klassischen Fehler, das Schlimmstmögliche für das Wahrscheinlichste zu halten. Die Radikalsten von ihnen prophezeien sogar den Weltuntergang, die wenigsten Klimaforscher gehen da mit. Greta Thunberg hat gefordert, dass wir alle in Panik verfallen sollten. Keine gute Idee.

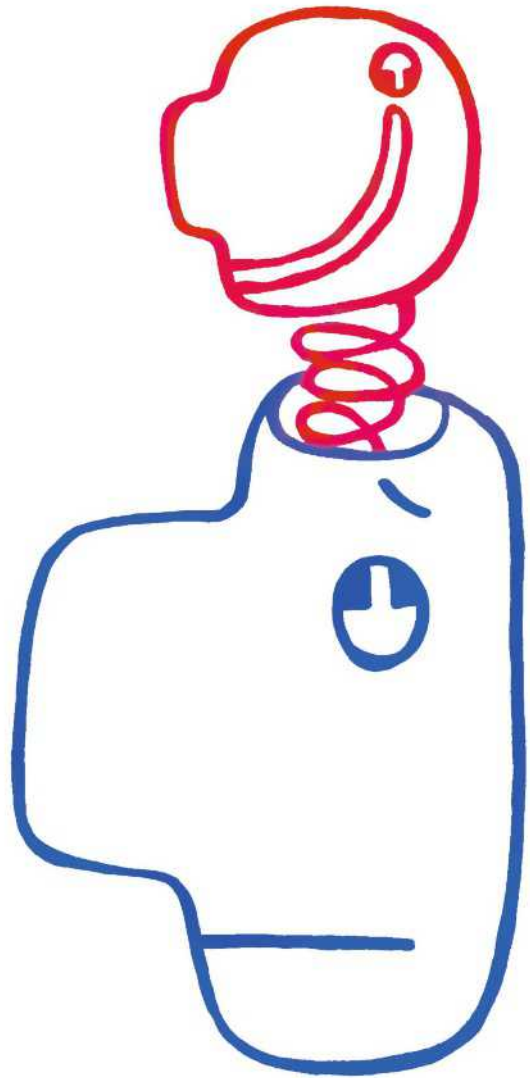
Aber ist der Klimawandel nicht doch ein Beispiel dafür, dass wir im Zweifel eher auf die Pessimisten hören sollten, vielleicht nach Abzug von ein paar Prozent, die ihrem Hang zur Panik und zum Schwarzsehen geschuldet sind? Henning Beck rät im Gespräch mit der ARD eher davon ab: »Pessimisten schreiben Probleme der Menschheit in die Zukunft fort, ohne zu berücksichtigen, dass sich die Menschheit entwickelt und neue Lösungen für Problemfelder hervorbringen wird. Wenn vor vierzig Jahren jemand gesagt hätte, dass wir für viele Probleme heute Lösungen gefunden haben, hätten das wahrscheinlich wenige geglaubt.«

Pessimisten verlassen sich also nicht auf den Fortschritt der Wissenschaft. Dieser Fortschritt ist zweifellos eine Realität. Leider lässt er sich nie im Detail vorhersagen. Insofern klingt das optimistische Argument »überlässt einfach den Klimawandel der Wissenschaft, die wird schon was dagegen finden« nicht besonders überzeugend, obwohl am Ende die Optimisten recht behalten könnten. Zu schade, dass man es immer erst hinterher weiß.

Ein Optimist, der nicht naiv ist, nimmt Probleme zur Kenntnis und verleugnet sie nicht. Er versucht, sie zu lösen, und er glaubt, dass sie sich lösen lassen. Ich glaube nicht, dass irgendeine der großen Erfindungen der Menschheit ohne Optimismus möglich gewesen wäre, ohne die Haltung: Angeblich geht das nicht. Alle behaupten das. Aber ich werde es trotzdem hinkriegen.

Kaum jemand kennt die Zauberkraft des Optimismus besser als die Fußballfans. Sie wissen, dass sogar ein Rückstand von 0:3 sich aufholen lässt, sofern das Spiel noch eine Weile dauert. Aber die Mannschaft muss an sich glauben. Falls sie sich aufgibt, ist das Spiel entschieden, nur dann.

»Das Krokodil hofft nicht«, hat der Philosoph Ludwig Wittgenstein geschrieben, »der Mensch hofft.«



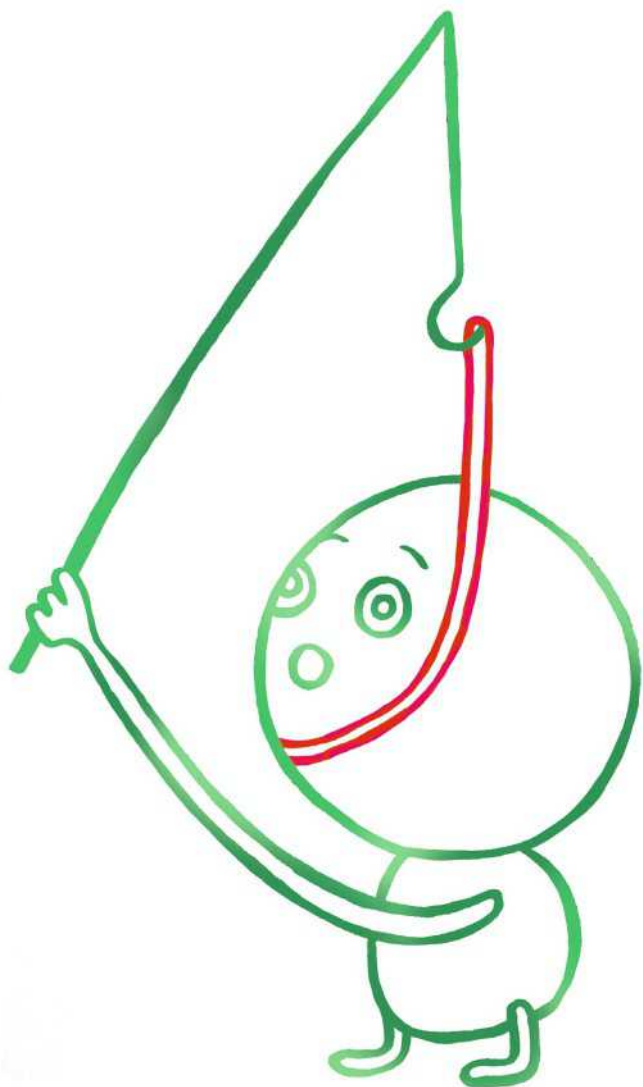
2 Warum irren sich die Pessimisten?

Bei dem Althilologen Jonas Grethlein, geboren 1978, wurde im Alter von 27 Jahren Krebs diagnostiziert. Die Ärzte sagten ihm, seine Überlebenschance liege unter 20 Prozent. Grethlein kämpfte und besiegte den Krebs. Kürzlich erschien von ihm ein Buch, das *Hoffnung* heißt. Es ist, so der Untertitel, »eine Geschichte der Zuversicht«.

Hoffnung und Optimismus sind nicht ganz das Gleiche. Das Gegenteil der Hoffnung ist nicht der Pessimismus, sondern die Angst. Die Angst ist selten ein Ansporn, wie der Pessimismus lähmt auch die Angst eher. Oder man verdrängt sie.

Obwohl Hoffnung eine Quelle der Kraft ist, lehnen überraschenderweise manche sie ab. Diese Leute denken, dass Verzweiflung nötig ist, damit Menschen entschlossen handeln. Grethlein zitiert das Motto der Klimaaktivisten von Extinction Rebellion: »Die Hoffnung stirbt, das Handeln beginnt.« Fußballtrainer würden da widersprechen, auch Grethlein sieht es anders.

Hoffnung kann unrealistisch sein, etwa, wenn jemand an ein Wundermittel glaubt, das unsterblich macht. Hoffnung kann eine Illusion sein, etwa die



Hoffnung des russischen Oppositionsführers Alexej Nawalny, dass er am Ende stärker sein könnte als Wladimir Putin. Hoffnung kann sich mit verbrecherischen Zielen verbinden, bei einem Mörder, der darauf hofft, unentdeckt zu bleiben. Hoffnung und Optimismus können auch ganz und gar ichbezogen sein. Der Rest der Menschheit ist einem dann egal. Hoffende sind weder allwissend noch Heilige. Aber wer ist das schon?

Eine unvollständige, nicht nach Relevanz geordnete Liste der Ängste, die zurzeit in Europa verbreitet sind: Angst vor Krieg, Angst vor der Klimakatastrophe, Angst vor dem Zusammenbruch der Wirtschaft und vor Inflation, Angst vor Migration, vor Terror und vor Antisemitismus, Angst vor einer neuen Diktatur, Angst vor einer tödlichen Seuche ... das reicht erst mal.

Anderswo ist die Stimmung weniger düster. Auf die Frage, ob es der Welt in 15 Jahren besser oder schlechter gehen werde als heute, antworten in China 49 Prozent optimistisch und 21 Prozent negativ, in Peru ist das Verhältnis 36 zu 36, in Deutschland 11 zu 63. In Afrika glaubt die Mehrheit der jungen Leute, dass es ihnen einmal besser

gehen wird als den Eltern. Pessimismus ist etwas, das man sich zulegt, wenn man schon alles hat. Man muss ihn sich leisten können.

Außerdem kann Pessimismus mit Uninformiertheit zusammenhängen. Panische Klimaangst ist in Deutschland vor allem bei denen verbreitet, die relativ wenig über das Thema wissen, wie eine in der Zeitschrift *Climatic Change* veröffentlichte Umfrage unter 2.000 Deutschen ergab. Befragte, die über das Klimaproblem viel wussten, rechneten eher nicht mit dem Weltuntergang.

Tatsächlich sind in den letzten Jahren weltweit die Armut, die Kindersterblichkeit und der Hunger kontinuierlich zurückgegangen, was vor allem eine Folge des Wirtschaftswachstums ist. Nicht einmal die Kriege scheinen diesen globalen Trend gestoppt zu haben. Allmähliche positive Entwicklungen schaffen es nur selten in die Schlagzeilen, Naturkatastrophen und Kriege sind Topthemen. Das verzerrt unsere Wahrnehmung.

Als Westdeutschland noch ärmer war, in den ersten Nachkriegsjahrzehnten, blühte dort der Optimismus, davon erzählt das Buch *Einmal Freiheit und zurück* von Michael Miersch, der als Boomer in meinem Alter ist. Wir könnten auch »Generation Mondlandung« heißen, wir waren die Jungs und Mädchen, die es live gesehen haben und Bücher lasen, in denen Städte auf dem Meeresgrund vorkamen oder fliegende Autos. Man glaubte auch, dass bald alle ein kleines Atomkraftwerk im Vorgarten haben.

Etwa ab den Siebzigerjahren wurden die Dystopien beliebter als die Utopien, und das reicher gewordene Land verabschiedete sich allmählich von dem Optimismus, den es heute noch im relativ armen Afrika gibt. Im Gespräch mit dem *Welt*-Journalisten Axel Bojanowski sagt Miersch: »Das ›Wir können alles‹ wurde durch ›Wir zerstören alles‹ abgelöst.«

Die Zukunft ist also in Deutschland kein Ort der Hoffnung mehr, wie vor einigen Jahrzehnten. Die verbliebenen Hoffnungsreste drehen sich kaum noch um ein besseres Morgen, sondern handeln von der erfolgreichen Abwehr zahlreicher Bedrohungen. Es sieht aus wie bei einer Fußballmannschaft, die defensiv spielt und deren einziges Ziel darin besteht, es irgendwie ins Elfmeterschießen zu schaffen.

Jahrhundertlang richtete die Hoffnung der Menschen sich auf das Jenseits. Dort wartete Erlösung. Später hat sich die Hoffnung bei den meisten, nicht nur den Boomern, auf den Fortschritt gerichtet, der Krankheiten besiegen und allen Wohlstand bringen würde. Das geschah zum Teil auch, aber das Paradies auf Erden kam trotzdem nicht. Der Glaube wurde in Europa durch die Ideologien an den Rand gedrängt, bei denen die Rolle des Erlösers an Menschengruppen vergeben wurde. Die Arbeiterklasse, die Frauen, die lange unterdrückten Kolonialvölker, die eigene Nation, irgendwer von denen, die vorher im Schatten standen, würde die Sonne aufgehen lassen und alle erlösen, aber das Paradies kommt immer noch nicht. Die künstliche Intelligenz wird es auch nicht bringen.

Nichts passiert von alleine, niemand wird uns erlösen. Wir müssen weitermachen, uns streiten, das Beste hoffen und optimistisch bleiben. Ohne Optimismus wird nichts besser. Schlechter wird die Welt auch von alleine. Wir müssen, wie der französische Philosoph Voltaire in *Candide* geschrieben hat, einfach fleißig unseren Garten bestellen. Dieser metaphorische Satz scheint zurzeit mal wieder Konjunktur zu haben, in den letzten Monaten habe ich ihn mehrfach gelesen.

Den Garten bestellen, gut. Aber wie geht das?



3 Warum ich diesen Artikel zuerst nicht schreiben wollte – und warum es mir geholfen hat, ihn trotzdem zu schreiben. Immer, wenn das Telefon klingelt, rechne ich mit einer schlechten Nachricht. Über erfreuliche Ereignisse jeder Art wundere ich mich, weil ich sie nicht erwartet hatte. Ob nach den nächsten Wahlen die neue Regierung, egal, wer sie stellt, unsere zahlreichen Probleme in den Griff bekommt? Ich glaube nicht daran. Ich bin wohl eher Pessimist.

Deshalb wollte ich anfangs nichts zum Thema Optimismus schreiben, als die Redaktion mir das Thema vorschlug. Ich spürte die Scheu, die eine passionierte Katzenhalterin empfinden würde, wenn sie eine Lobrede auf den Schäferhund halten soll.

Als ich recherchierte, stieß ich auf eine alte Kolumne, die ich verfasst und längst vergessen hatte. Sie handelte von der Lebenserwartung. Das National Cancer Institute der USA hat dazu eine Langzeitstudie mit 650.000 Teilnehmern durchgeführt. Ihr zufolge sind zwei Faktoren besonders lebensverlängernd, laut Statistik sogar wichtiger

als regelmäßiger Sport oder als die Frage, ob jemand raucht oder nicht. Ein hohes Einkommen verlängert das Leben um durchschnittlich zehn Jahre, ich vermute, hauptsächlich wegen des Lebensstils, den Wohlhabende sich leisten können. Der zweite Faktor, der ebenfalls zehn Jahre bringt, ist »Glück und Zufriedenheit«. Dabei spielt Optimismus zweifellos eine nicht geringe Rolle. Frieder Langs These, dass Pessimisten länger leben, steht also auf wackligen Beinen.

Auch zwischen Wohlstand und Zufriedenheit besteht oft ein Zusammenhang, aber kein zwingender. Es gibt unzufriedene Reiche und Durchschnittsverdiener, die zufrieden sind. Dass Menschen in Afrika trotz ihres Optimismus eine geringere Lebenserwartung haben als die pessimistischen Deutschen, könnte mit der dortigen Gesundheitsversorgung zu tun haben.

In meinem Leben hat mich der Pessimismus oft ausgebremst, das ist mir in den letzten Wochen klar geworden, als ich über Optimismus nachdenken musste. Ich erzähle das, weil es anderen vielleicht ähnlich gegangen ist. Manchmal habe ich, rückblickend, zu lange in Jobs oder in Beziehungen ausgehalten, in denen ich mich nicht wohlfühlte. Ich glaubte nicht daran, dass danach etwas Besseres kommen könnte. Das hat sich immer als Irrtum herausgestellt.

Manchmal habe ich Bewerbungen nicht abgeschickt, weil ich dachte: Erspare dir die Enttäuschung. Sie werden dich sowieso nicht nehmen. Wer weiß, was ich dadurch verpasst habe. Pessimismus hat auch mit Feigheit zu tun. Optimisten haben den Mut, ins Unbekannte aufzubrechen. Es ist der Mut, den die europäischen Entdecker brauchten, als sie ins Unbekannte segelten, es ist der Mut von Forschern oder Künstlern oder Politikern welchen Genders auch immer, sich gegen das zu stellen, was als unumstößliche Wahrheit gilt oder als die Art, wie man es gefälligst zu machen hat, weil es bisher so üblich war.

Ich werde dem Gegenwind trotzen. Die Wahrheit wird siegen. Sie werden mich nicht brechen. Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag. So klingen die Sätze von Optimisten.

Oder, eine Nummer kleiner und ohne Pathos: Es lohnt sich, wenn man sich Mühe gibt.

Vielleicht ist mein Pessimismus im Lauf der Jahre etwas kleiner geworden. Die Erfahrung bewirkt das. Je älter man wird, ohne Schiffbruch zu erleiden, desto öfter ist alles Mögliche gut ausgefallen. Persönliche Niederlagen, Fehler, Krisen und Katastrophen bleiben im Leben nicht aus, aber danach gibt es, bis der letzte Vorhang fällt, immer ein Morgen. Sogar nach dem Schlimmsten, dem Tod eines geliebten Menschen, gibt es ein Morgen. Man vergisst den Schmerz nie, aber nach einer Weile füllt der Schmerz einen nicht mehr ganz aus, er weicht zurück und macht wieder Platz für andere Gefühle.

In der Geschichte haben die Optimisten letztlich immer recht behalten, weil es immer ein Morgen gab und immer die Chance, aus Fehlern zu lernen und neu anzufangen. Es gab Leid, Zerstörung, Mord und Vernichtung, aber danach kamen neue Kinder zur Welt und lachten, als sei nichts gewesen.

Das bedeutet für mich Voltaires Satz »wir müssen unseren Garten bestellen«: Tu in jedem Herbst so, als ob es eine nächste Ernte und einen nächsten Sommer geben wird. Das kann nie falsch sein. Wenn es eines Tages nicht mehr so ist, bekommt man es eh nicht mit. Das ist es, was ich gelernt habe, als ich über Optimismus nachdachte.

WO KRIEGEN DIE JUNGS DIE FETTEN BÖLLER HER?

Teenies, die mit Sprengstoff hantieren –
willkommen in Berlin an Silvester.
Aber wie kommt man eigentlich an das ganz
harte Zeug? Unser Autor hat
sich auf eine explosive Suche begeben



AUSGELAUGT von den zweifelhaften Entscheidungen der vergangenen vier Tage sitze ich auf einem Stein an der polnisch-deutschen Grenze und überschlage in meinem Kopf, wie oft ich (83 Kilo) in einen Büffel (1.000 Kilo) reinpasse.

18 Tage noch hat dieses Jahr. Die Nachmittagssonne britzelt in meinen Augen, wenn ich über die Oder schaue, Richtung Berlin. Heute Morgen bin ich dort losgefahren, mit einem »modernen Scania-Reisebus mit 71 Sitzplätzen, Klimaanlage, WC, Bord-Entertainment und kostenfreiem Wi-Fi (Passwort: internet)«, so stand es in der Broschüre.

Und nun, drei Stunden später, liegt zu meinen Füßen ein schwarzer Sack aus Plastik. Darin befindet sich ein unhandlicher Kasten, sicher zehn Kilo schwer, mit genug Sprengstoff, um einen Büffel zu töten. Das sagte zumindest der Mann, der ihn mir verkaufte. Ich glaubte ihm sofort. Auf die Verpackung waren mehrere kleine Totenköpfe gedruckt und ein besonders großer.

Darunter stand: »Dum Bum«.

Und: »...*simply the best*«.

Ich nickte während des Verkaufsgesprächs, als wäre das alles hier vollkommen selbstverständlich für mich, als würde ich nicht zittern, als hätte ich gar keine Angst.

Nachdem ich bezahlt hatte, drückte mir der Mann ein pinkfarbendes Feuerzeug in die Hand und eine Dose Energydrink mit Bananen-Erdbeer-Geschmack. Geschenk des Hauses. Er wünschte mir einen guten Tag, und ich stapfte los, den Sprengstoff auf meiner Schulter balancierend, durch unwirtliches Gelände, auf der Suche nach einer geeigneten Stelle, um den größten Böller zu zünden, den ich je in meinem Leben gesehen hatte. Doch da waren nur polnischer Wald (Böller zünden = Brandgefahr) oder Deutschland (Böller zünden = illegal). Auf einer kleinen Lichtung dann sah ich Böllerreste zwischen alten Öltanks und einem angerosteten Sportboot. Ich setzte mich auf den Grenzstein, schaute Dum-Bum-Explosionsvideos auf YouTube, las die Gebrauchsanweisung, irgendwas mit zwei Zündschnüren und unbedingt Schutzhandschuhe und Schutzbrille tragen.

Ich hatte nichts davon.

Ich atmete tief durch, und ich stellte jede einzelne Entscheidung infrage, die mich in den vergangenen vier Tagen hierhergeführt

SILVESTER IN BERLIN SOLL NOCH NIE BESON- DERS KUSCHLIG GEWESEN SEIN

hatte. Ginge beim Zünden jetzt nur eine Sache schief, dann ciao, dachte ich mir.

Meinen Berechnungen zufolge passe ich nämlich mehr als zehnmal in einen Büffel rein.



Von meiner Seite aus hatte die Geschichte schon recht naiv begonnen.

Bald war wieder Silvester in Berlin, und das soll noch nie eine besonders kuschlige Veranstaltung gewesen sein. Doch spätestens vor zwei Jahren sprach plötzlich ganz Deutschland drüber, mehr als 700 Brände damals, 187 Angriffe auf Rettungskräfte, Feuerwehr und Polizei; ein Großteil unter Einsatz von Pyrotechnik. In Neukölln brannte ein Bus aus, der zum Symbol wurde. Politiker ließen sich davor fotografieren. 145 Menschen wurden vorläufig festgenommen, die meisten davon Männer, viele mit Migrationshintergrund. Friedrich Merz nannte sie in einer Talkshow »kleine Paschas« und ist inzwischen Kanzlerkandidat.

Die Frage, der ich nachgehen wollte, war eigentlich recht simpel. Ich wollte wissen, woher alle diese fetten Böller hatten. Und ich wollte den fettesten Böller finden.

Also drückte ich am Dienstagmorgen die Karte in einen Geldautomaten in Charlottenburg und überlegte, wie viel Geld ich für so ein Unterfangen brauchen würde. Ich hob 210 Euro ab. Das musste reichen. Dann zog ich los.



Ich hatte einen Plan.

Weil eine Stadt den Verkauf privater Pyrotechnik nicht gänzlich verbieten darf und die Berliner Politik befürchtet, dass die Silvesternacht wieder zu deutschlandweiten Debatten eskaliert, hatte sie vergangenes Jahr drei »Pyrotechnik-Verbotzonen« eingerichtet. Eine am Alexanderplatz in Mitte, eine im Steinmetzkiez in Schöneberg und eine auf der Sonnenallee in Neukölln.

Das würde sie auch dieses Jahr wieder tun. 3.000 Polizisten, abgestellt auf ein paar Hektar Asphalt. Die größten Böller, dachte ich mir, findet man immer da, wo sie am striktesten verboten sind.

Es war noch nicht einmal halb vier, als ich am Rathaus Neukölln aus der U-Bahn stieg, trotzdem war es schon fast dunkel. Ich ging an Barbershops vorbei, an persischen und indischen Restaurants und

HATTEN EIN PAAR HALB- STARKE MIR GERADE ECHT EINEN WAFFEN- HÄNDLER VERMIT- TELT?

altdeutschen Kneipen. Es gab Läden, in denen ausschließlich goldene Kleider ausgestellt waren oder welche, die geisteskrank glitzerten. Natürlich gab es auch einen Bio Company. Insgesamt also *zero* Verbotszonen-Vibes.

Die Reaktionen der Passanten auf meine Fragen waren – erwartbar – gemischt. Ich verstand das sehr gut. Erstens: Jedem, den ich ansprach, unterstellte ich ja zumindest indirekt, Erfahrung mit illegalem Sprengstoff zu haben. Zweitens: Wenn ich illegalen Sprengstoff hätte und in der Dämmerung angesprochen werden würde von einem Bayern (mir) mit zitternden Händen (Handschuhe vergessen), wo man denn »sehr große Böller« kaufen könne für »einen Artikel im ZEITmagazin«; ich wäre nicht so blöd, stehen zu bleiben. Dementsprechend tat das auch kaum jemand. Bruder, sagte einer, zu früh, erst ab 28. Dezember (ab dann dürfen Böller legal in Deutschland verkauft werden). Ein anderer beschwerte sich über die Umstände, den Lärm, den Müll. Ein wieder anderer riet mir, nach Polen zu fahren oder vielleicht zu einem Späti, manche hätten jetzt schon was auf Vorrat.

Aber welcher?

Eigentlich wollte ich es vermeiden (weil *creepy as fuck*), aber am Ende stellte ich mich doch vor eine Schule. Inzwischen war es gänzlich dunkel geworden, drinnen war noch Licht, und tatsächlich kam nach ein paar Minuten eine Schulklasse heraus. Drei Jungs blieben noch etwas stehen, ein Großer, ein Kleiner und ein Dicker, sie alle hatten schwarze, gegelte Haare und waren vielleicht 15, 16 Jahre alt.

Ich sprach sie an: ob sie mir vielleicht weiterhelfen könnten? Jemand habe mir erzählt, es solle einen Späti geben, der Feuerwerk verkaufe. Der Große zeigte sofort die Straße runter. »Seh'n Sie, da vorne den!«

Der Kleine fragte, was ich denn genau bräuchte? Der Große holte sein Handy raus, scrollte in seinem Telefonbuch. »Ich ruf Ahmad an.« Der verkaufe alles, versicherte mir der Dicke sofort, Böller, Schreckschusspistolen – auch echte. Der Kleine zückte sein Handy, scrollte durch seine Bilder, tippte auf eine Kachel und hielt es mir hin. Schau, sagte er.

Es passierte nichts. Er fluchte, warum lädt das nicht, zweiter Anlauf, dann sah ich ein

Video, auf dem er oder jemand, der ihm ähnlich sah, auf einer Anhöhe stand und mit einer Pistole in die Nacht schoss.

»Gar nichts Wildes. Schreckschusspistole«, sagte der Kleine, er grinste. »Die machen nur so tsiu tsiu tsiu.«

Ahmad ging nicht ans Telefon, ich war irgendwie erleichtert.

Ob ich Instagram hätte? Der Große hielt mir sein Handy hin mit einem Instagram-Profil. Während ich versuchte, den Namen ruckelfrei abzufotografieren, liefen die anderen beiden schon weiter.

»Alles klar?«, fragte der Große.

»Alles klar!«, sagte ich.

Dann war ich wieder allein. Hatten ein paar Halbstarke mir gerade echt einen Waffenhändler vermittelt? Oder hatten sie mich einfach richtig gut verarscht? Das Profil war privat, als ich es aufrief (Profilbild: die Kaaba in Mekka).

Der empfohlene Späti konnte mir noch keine Böller verkaufen.

Am nächsten Morgen schickte ich dem Profil eine Anfrage und wartete.



Wie trifft man sich denn mit einem potenziellen Waffenhändler?, fragte ich Mittwochmorgen einen Kollegen, der sich auskennt. Er schaute entgeistert.

Ich solle auf keinen Fall allein sein, auf jeden Fall in der Öffentlichkeit, auf keinen Fall dürfe ich hier illegale Böller dann auch kaufen. Das traf bei mir auf einen Nerv, denn ich bin geplagt von der Angst, »etwas Falsches« zu tun, vielleicht ist es auch einfach nur Angst vor den Konsequenzen. Wie auch immer, jedenfalls habe ich in den letzten Jahren absolut null Schwarzmarkt-Skills entwickelt. Ich habe noch nicht mal Flohmarkt-Skills.

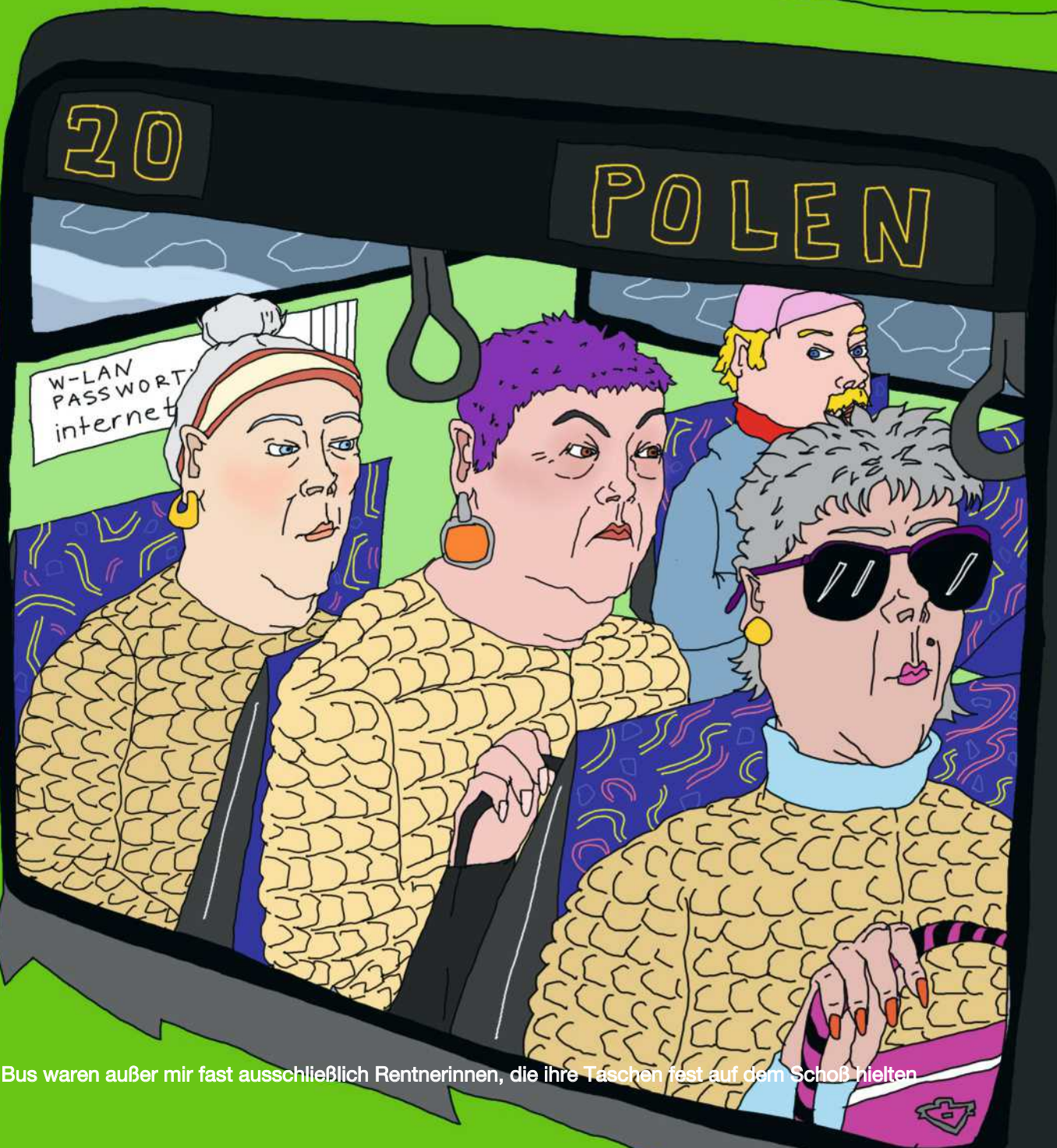
Donnerstagmorgen hatte mir Ahmad tatsächlich geschrieben: ein einzelnes Fragezeichen. Ich antwortete ihm, dass ich Journalist sei, und fragte, ob er mir weiterhelfen wolle bei meiner Suche nach Böllern.

Er: *Willst du also Böller kaufen?*

Ich: *Was hast du denn so?*

Er schrieb nicht zurück.

Ich klapperte die anderen Verbotszonen ab. Erst Schöneberg (da war kaum wer), dann am Nachmittag den Alexanderplatz. Ich setzte mich auf eine Bank am Fernsehturm und suchte auf YouTube nach Videos von vergangenen Silvestern.



Im Bus waren außer mir fast ausschließlich Rentnerinnen, die ihre Taschen fest auf dem Schoß hielten

IN ALLER FRÜH STEHE ICH AM RAND VON BERLIN UND WARTE AUF DEN BUS ZUM SOGE- NANNTE POLEN- MARKT

Ich fand eines aus dem vergangenen Jahr, in dem ein paar Männer Raketen in eine Menge feuerten. Es war von Bild TV und begann mit den Worten »Feuerwerks-Schlacht am Alexanderplatz«, unterlegt mit besorgter Moderatorenstimme. Das Video erinnerte mich an meine Jugend.

Ich wuchs im hintersten Bayern auf. Vor Silvester kauften mir meine Eltern ab und an ein Feuerwerkspack bei Aldi. Als Teenager fuhren meine Freunde mit dem Rad über die Grenze nach Österreich und kauften dort Kracher an kleinen Buden an der Straße, für extrem viel Cash. Ich weiß nicht, ob das legal war. Ich investierte eh lieber in Bier. An Silvester schossen wir alles innerhalb von ein paar Minuten leer. Ein paarmal klemmte sich einer Raketen ins Rad, zündete sie und fuhr durch uns alle hindurch. Zum Glück flogen sie an uns vorbei und detonierten in der Wiese. Die Abwesenheit von Kameras und zerstörbarem Eigentum (Busse, Fenster, so was), das war wahrscheinlich der Unterschied zwischen einer Dorfjugend und hier.

Hinter dem Fernsehturm befand sich ein Weihnachtsmarkt mit Riesenrad und einer Eisbahn, die sich wie ein Donut um eine Statue schlang. Ich sprach vier Jungs an, die Glühwein tranken und aussahen wie die TikTok-Boygroup Elevator Boys. Es stellte sich auch heraus, dass sie aus Essen waren und nur zu Besuch. Sie kannten sich aber doch hervorragend aus.

»Ich hol meine immer bei einem Lagerverkauf, ein paar Tage vor Silvester.«

»Kauf doch einfach bei Amazon.«

»Oder bestell dir halt was aus Polen, easy.«

»Frankfurt Oder, da gelten andere Gesetze.«

»Nee, da musst du ganz nach Polen.«

Zwischendurch stimmten sie ein Lied an.

»Pyyyyrooooooteeeeeehnniiiiiiiiikkkk ist doch kein Verbreeeecheeeeeen ...«

Alle lachten.



Am Abend startete ich noch einen Versuch. Eine Kollegin hatte mir von dem riesengroßen Asia-Markt erzählt, im Osten Berlins, vielleicht würde ich da fündig. Ich fragte, wo sie denn ihr Feuerwerk kaufe? Martin, sagte sie, ich kaufe gar kein Feuerwerk, ich bin eine Frau.

Auch wieder wahr.

Mit mir stieg ein Schwall Teenager aus der Tram, die sich sofort auf die vielen Hallen

verteilten. Ich hatte das Gefühl: Hier bin ich richtig.

Eine halbe Stunde streifte ich durch die Gänge, es gab Koffer, Bubble-Tea, man konnte sich Haare schneiden lassen für einen stabilen Zehner oder den Rücken tätowieren. Auch sonst sah es so aus, als wären TikTok und Temu in die echte Welt explodiert, doch nirgends fand ich Böller.

Ich fasste mir ein Herz, betrat einen Lampenladen und sah mir so lange und interessiert eine Glühbirnenfassung an, bis mich ein Verkäufer ansprach. Wir quatschten ein bisschen, Lampen und so, bis ich beiläufig erwähnte, dass ich auch Böller suchte. Plötzlich wurde er stumm und schaute mir direkt in die Augen. Eine, zwei, drei, vier, fünf Sekunden. Ich wollte standhalten, wirklich, aber plötzlich merkte ich, dass ich rot wurde. Ich panikte und legte ihm meine Hand auf die Schulter, als wären wir schon ewig Kumpels. Ach, macht nichts, sagte ich, lächelte, nicht so wichtig. Am liebsten hätte ich geschrien vor Peinlichkeit.

Dann drehte ich mich um und ging zur Kasse. In dem Moment hätte ich 100 Euro für diese Lampenfassung bezahlt. Einfach nur, um schnell da rauszukommen.

Jetzt hatte ich also eine Lampenfassung, schlicht und goldfarben. Aber keine Böller.



In aller Herrgottsfrüh stand ich am Freitag am Rand von Berlin und wartete auf den Bus zu einem sogenannten Polenmarkt. Im Bus außer mir fast ausschließlich Rentnerinnen, die ihre Handtaschen mit beiden Händen fest vor sich auf dem Schoß hielten, eisern schweigend. In ihren beige Jacken sahen sie aus wie fein geriffelte Kartoffelchips.

Ich schrieb Ahmad noch mal.

Direkt hinter der Grenze wurden wir rausgelassen. Die Rentnerinnen schwärmten aus, um sich in den maroden Industriehallen und den Zelten dazwischen Gardinen maßschneidern zu lassen, Produkte zu testen mit wunderlichen Namen (Lacosta und No. 5 Chatler) oder Sporttaschen zu kaufen, auf denen kein Markenname stand, sondern einfach nur: SPORT.

Ich streifte an den Ständen vorbei. Mir bot man Zigaretten an, Messer und CO₂-Gewehre. Es gab auch einen Haufen zielgruppenorientierte T-Shirts mit Logos von Rammstein und Wikingern und Sprüchen

ICH SPIELE MIT DEM PINKEN FEUER- ZEUG IN MEINEN HÄNDEN UND STARRE AUF DIE FEUER- WERKS- BATTERIE VOR MIR

wie »Ich brauche kein Google, meine Frau weiß schon alles«. Am Ende des Marktes war ein kleiner, niedriger Laden: ein Erotikshop, der auch Autozubehör verkaufte und mit besten Preisen für Feuerwerk warb. Vor dem Laden stand eine Schaufensterpuppe, die in eine Deutschlandfahne gewickelt war, eine Deutschlandperücke auf dem Kopf, ansonsten komplett nackt.

Es gab zwei Bereiche für Böller, mit einer Kette notdürftig abgesperrt. Geh rein, ermutigte mich der Verkäufer (älter, mit Gehstock und Krusten auf den Handrücken). Alle Böllerverpackungen sahen irgendwie gleich aggressiv aus, hatten Namen wie El Titano oder Skull. Auf der Verpackung von Mutant war ein Rhinoceros abgebildet, das Schweißbrille und Lederweste trug und grimmig schaute.

Der Mann erklärte mir, was er so hatte, also quasi alles von Kategorie F1 bis F3.

F1 ist nach EU-Richtlinien Kleinstfeuerwerk, Knallerbsen oder Wunderkerzen, in Deutschland ab zwölf legal. Zu F2 zählt das klassische Silvesterfeuerwerk, das es nur kurz vor Silvester zu kaufen gibt. F3 ist Mittelfeuerwerk. In Deutschland darf man es nur ab 18 und mit Befähigungsschein nach Paragraf 27 Sprengstoffgesetz zünden. In Polen ist es das ganze Jahr über legal. F4 ist die oberste Kategorie, aber selbst hier bekam man die nur mit Schein.

Die Leute kämen das ganze Jahr, nicht nur vor Silvester, erzählte der Verkäufer. Für Hochzeiten, Geburtstage, viele aus Deutschland, die meisten seien älter. Dann zeigte er auf die andere Sektion, die mit den Böllern, die auch in Deutschland legal seien. Darunter waren auch welche in bunten, tierförmigen Verpackungen (Bärchen und so). »Für Kinder«, sagte er. Was denn am meisten knalle? Er führte mich zu Dum Bum. Dum Bum ist eine sogenannte Feuerwerksbatterie, also eine Kombination kleinerer Einzelrohre, die miteinander verbunden sind. Einmal gezündet, explodiere das ganze Ding in Salven. Der alte Mann beugte sich hinunter und las von der Verpackung. 250-mal. Er schaute mich von unten an: »Das zündest du, dann läufst du weg. 20, 30 Meter!« Oh.

Ich erbat mir Bedenkzeit. Als ich nach dem Essen wiederkam, beriet der Verkäufer gerade ein sächsisches Pärchen. Der Mann

trug eine Bruno-Banani-Cap und hatte ein Augenbrauenpiercing. »Kuck mal, Schatzi!«, rief ihm seine Frau von hinten zu. »Dum Bum!« Dann wandte sie sich dem alten Mann zu: »Ist das F2 oder F3?« – »F3.« – »Ist das auch ordentlich laut?«, fragte der Mann. Am Ende kauften sie etwas kleinere Böller. Bis zum nächsten Mal, sagte der Mann mit der Bruno-Banani-Cap. Er bekam zwei Energydrinks mit Banane-Erdbeer-Geschmack, als er bezahlte, ich nur einen.



Und nun, nach all dem Aufwand über vier Tage und unendlich viele Peinlichkeiten hinweg, muss ich den Böller doch jetzt eigentlich zünden?

Ich spiele mit dem pinken Feuerzeug in meinen Händen. Mein Hintern ist inzwischen kalt vom Sitzen auf dem Stein. Ich starre auf die Feuerwerksbatterie vor mir. Ich kann es nicht.

Nicht hier.

Nicht am helllichten Tag.

Nicht allein.

Ich google »Feuerwerk entsorgen«, schultere den Plastiksack, stapfe hinunter zur Oder, öffne ihn und drücke Dum Bum in das kalte Wasser, als wollte ich ihn umbringen. Will ich ja eigentlich auch. Immerhin ist der Sprengstoff unschädlich, als ich die Tüte wieder rausziehe. Wenig später im Bus komme ich mir dumm vor. So verdammt dämlich. Da sehe ich, dass mir Ahmad noch mal geschrieben hat.

Er: *Ich weiß das es auf der Sonnenallee abgehen wird*

Aber wer wo wie weis ich nicht

Ich: *Warum bist du dir so sicher?*

Er: *War bis jetzt jedes Jahr so*

Bin mir nicht sicher

Aber weiß das es immer Sonnenallee abgegangen ist

Ich: *Die Frage klingt jetzt dumm vielleicht, aber warum macht Böller zünden so Spaß?*

Er: *Ja schon*

Ist einfach

Dieses knallen

Ich: *Woher kommen denn die Böller, dass es immer so abgeht?*

Er: *Das weiß ich leider nicht ich kaufe immer von Lidl die kleinen Bälle*

Böller

Und als ich das lese, muss ich loslachen, laut, im totenstillen Bus.

Zeit für Neues

Entdecken Sie jetzt unsere Neuheiten für einen frischen Start ins Jahr!



Exklusiv für
DIE ZEIT

MÜHLE RASURKULTUR

Rasierer »RYTMO«

Hobel und Pinsel aus Nussbaumholz und feinem Dachshaar | gefertigt in Deutschland

97,00 €* | Bestell-Nr. 48931



HUCH!

Spiel »Cup Of Therapy – Zeit für Emotionen«

Mit stimmungsvollen Illustrationen, um ins Gespräch zu kommen | Maße 25,2 x 25,2 cm

26,99 €* | Bestell-Nr. 48995



KLIPPAN YLLEFABRIK

Decke »Bazaar«

Aus 100 % ökologischer Lammwolle | Maße 130 x 200 cm | Gewicht 0,96 kg

86,00 €* | Bestell-Nr. 48831



THE POSTER CLUB

»Ginkgo Leaf« von Ana Frois

Premium-Kunstdruckpapier 265 g in Eichenrahmen | Maße 50 x 70 cm (B x L)

158,00 €* | Bestell-Nr. 48915



Exklusiv für
DIE ZEIT

RÄTHGLOBEN

Globus »National Geographic Classic«

Exklusiv mit Fuß aus Thermoeshche | LED-Beleuchtung | Ø 30 cm | Höhe 40 cm

169,00 €* | Bestell-Nr. 48889



MANOPOULOS

Backgammon

Aus Walnuss und Schwarzeiche mit grauen Intarsien | von Hand gefertigt

119,00 €* | Bestell-Nr. 48717



Exklusiv für
DIE ZEIT

MIDGARD

Tischlampe »AYNO«

Exklusiv mit Textilkabel in Ultramarin | aus pulverbeschichtetem Stahl und recyceltem ABS/PC

290,00 €* | Bestell-Nr. 49027

Exklusiv für
DIE ZEIT



ORIGINAL LÖWE

Amboss-Schere mit Holster

Exklusiv mit individueller Holster-Gravur | Länge 21 cm | Gewicht 270 g

83,95 €* | Bestell-Nr. 48973



Exklusiv für
DIE ZEIT

ROWAC

Schemel »Red Brick«

Designklassiker in exklusiver Sonderfarbe | Maße 44,5 x 43 x 50 cm (B x L x H) | Gewicht 3,8 kg

455,00 €* | Bestell-Nr. 49160

shop.zeit.de

Wie finde ich meinen Stil?



MIT zwölf Jahren sah ich aus wie eine professionelle Snowboarderin, von der Firma Burton gesponsert. Einen Sommer lang trug ich ausschließlich Batiktücher, um den Rumpf gewickelt wie Palatschinken. Und gen Abi waren dann Perlenohrringe dran.

Teenager kehren ihr Wesen und ihre Suche danach nach außen, als könnten sie nicht anders – deshalb hat ihr Anblick oft etwas so Anrührendes. Wie Murmeln in einer Schüssel rollen sie vor aller Anwesenden Augen hin und her, evolutionieren durch Emo-, Hippie- oder Schnöselphasen, bis sie in immer kleineren Kreisen zu ihrer Mitte finden.

Pendelt sich eine Person auf einen Look ein, hinterfragt sie ihn oft jahrzehntelang nicht. Sie behält ihn wie ihren Stromanbieter, selbst dann, wenn sich ihre Bedürfnisse längst geändert haben. Stil zu haben, bedeutet aber nicht, sich möglichst gleichbleibend zu kleiden, etwa möglichst elegant oder auffällig. Es geht darum, das Außen mit dem Innen zu verzahnen – und es anzupassen, wenn sich etwas verändert.

Verliert man dabei zwischendurch mal die Orientierung, kann man es mit Modefasten versuchen: Einen Monat lang trägt man ein möglichst neutrales Outfit, zum Beispiel eine schwarze Hose und ein weißes Shirt. Danach tastet man sich langsam an verschiedene Stile heran, fügt Accessoires hinzu oder probiert neue Farben aus, so lange, bis es klickt.

Wenn sich kein Gefühl des Einrastens einstellt, hilft ein Trick aus der Musik: Tun sich Geiger schwer, ihr Instrument zu stimmen, streichen sie mit dem Bogen über zwei Saiten gleichzeitig und verstimmen dabei eine Saite absichtlich stark. Plötzlich – tata – findet sich der richtige Ton ganz mühelos! Dasselbe funktioniert, will man Harmonie zwischen seinem Charakter und seiner Kleidung herstellen: Ruhig ein paar mal weit danebengreifen – und sei es nur in der Umkleidekabine.

Beim Stimmen einer Geige ist übrigens Voraussetzung, dass der Kammerton sitzt, der tonale Eckstein, wenn man so will. Um seinen Stil zu finden, muss man entsprechend eines kennen: sich selbst. ■

Von Sara Geisler

1. Le Cinéma Club ist eine kostenlose Streamingplattform, die jede Woche einen Film zeigt. In der ersten Januarwoche läuft »La Salamandre« (1971)



2. Welche Haltungsform würden Sie diesem Bambi-Kissen von H&M gewähren: in Freiheit auf dem Sofa, oder dürfte es dort nur zum Filmabend hin?



3. In »A Real Pain« reisen die Cousins David und Benji nach Polen, um ihrer verstorbenen Oma zu gedenken. Die Zuschauer erleben mit ihnen jede erdenkliche Emotion, wunderbar dargestellt von Kieran Culkin und Jesse Eisenberg (ab dem 16. Januar im Kino)



4. Tonkabohne-Kokos, Trüffel-Fleur-de-Sel oder Salzbrezel – von Knalle gibt es Popcorn in ungewöhnlichen Varianten. Hier zu sehen: Franzbrötchen



5. Letterboxd ist ein Online-Netzwerk für Kinofans, man kann dort bewerten, Watch-Lists erstellen und sich zu Neuem inspirieren lassen. Doch womöglich wird man, statt Filme zu schauen, abendlang nur Bewertungen lesen – denn die sind oft sehr lustig



Von Amelie Apel



GUTER STOFF

Die perfekte Lederjacke trug, nein, nicht Marlon Brando in *Der Wilde*, sondern Greta Gerwig in *Frances Ha*. Ein Bombermodell, schön groß, leicht abgeschranzt. Die Heldin trägt sie ständig: als sie gefeuert wird, als sie pleite durch Paris irrt. Ein Kleidungsstück wie ein Schutzpanzer. Solch eine Jacke ist schwer zu finden. Einige aktuelle Modelle kommen der Sache aber recht nah – etwa die von Ralph Lauren, The Frankie Shop oder das hier gezeigte von Isabel Marant

Foto Nora Hollstein

Von Claire Beermann

Wenn Sie uns etwas über die
Liebe erzählen wollen, schreiben
Sie uns an liebe@zeit.de

»Mich überkam ein Heimweh nach ihr, wie ich es seit meinen Kindertagen nicht mehr erlebt hatte«

Michael*, 63: »Ich lernte sie bei einem Neotango kennen, spürte ihre zärtliche Umarmung im Tanz und eine innige Verbindung – Nina. Eines Tangoabends brachte ich ihr ein Glas Orangenmarmelade mit, aus Sympathie. Nina gab mir später auch ein Geschenk, ich war schon am Gehen, noch auf der Treppe. Es war ein kleiner Pappzylinder, in dem ich eine Papierrolle fand, auf der sie mit ihrer zierlichen Handschrift mit brauner Tinte ein Märchen für mich aufgeschrieben hatte. An dem Abend ging ich beim Lesen ihrer Zeilen in Gedanken durch eine Pforte, die hinter mir ins Schloss fiel.

Mich überkam eine Sehnsucht nach Nina, ein Heimweh nach ihr, wie ich es seit meinen Kindertagen nicht mehr erlebt hatte: ein tiefes Verstehen und Liebhaben. Viele Sommernächte verbrachten wir nach dem Tango im Park bei den Gänsen am Teich, träumend, gemeinsam in eine Decke gehüllt.



Als der Herbst kam, verließ ich meine Frau und mein Zuhause, nach über 30 gemeinsamen Jahren. Meine Frau, meine Töchter, meine Geschwister und meine Mutter waren wie vor den Kopf gestoßen. Ich zog über den Winter an den See in eine verwaiste Ferienwohnung, im Frühjahr darauf zu Nina in ihr Städtchen. Wir lebten drei Jahre zusammen.

Vor ein paar Monaten bin ich zurückgegangen zu meiner Frau und Familie, in meine Heimatstadt. Meine Frau wollte die Beziehung noch, und ich konnte mit dem Gefühl, einen Verrat an etwas mir essenziell Wichtigem zu begehen, nicht so weiterleben. Nina hat meine Zerrissenheit gespürt und um uns gekämpft, mit sanfter Art. Sie ist meine Seelenverwandte auf dieser Welt, für alle Zeit, der Kugelmensch. »Ich hab' im Traum geweinet / Mir träumt' du verließeest mich. / Ich wachte auf, und ich weinte / Noch lange bitterlich.« (Aus dem Gedicht »Ich hab' im Traum' geweinet« von Heinrich Heine)«

KENNENLERNEN

Private Anzeigentextannahme unter:
kontaktanzeigen@zeit.de oder
www.zeit.de/insertieren

SIE SUCHT IHN

Herzensmensch

Die Langform geht etwa so: Kultur, Johann Sebastian Bach, Singen, Theater, Literatur, Wandern, Fahrradfahren, Italien, herrliches Nichtstun, Sommer, Sonne. Vor allem: ein Miteinander in Vertrauen, Freundlichkeit, Zuneigung und Freude. Suche nach lange zurückliegender Scheidung einen Mann zw. 53 - 59, der vieles teilt, den Himmel sieht, mit Neuem bereichert und mit Herz, Seele, Verstand, Liebe, Gelassenheit und Erfahrung das Leben schöner macht. Bin weiblich, 51 J., NR/NT, Akad., keine Kinder, berufl. ortsgebunden in Mitteldeutschland, leitende Angestellte, angen. Äußeres. Kurzform: ich möchte einen Herzensmenschen für ein gemeinsames Leben finden. ZA 142877 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Der Beziehung 2. Teil,

Arzt (gerne intern), von attraktiver Frau, 59 J. 1,60 m, für eine tiefgründige Partnerschaft ggfls. Heirat gesucht.

Wenn Du humorvoll, sportlich, kulturell u-reisefreudig, zw.50 - 63 Jahren bist, freue ich mich auf Deine Zuschrift **BmB**. sommerfeeling2@gmx.de Gerne R 7/8/9

Bildhüb. Mädchenfrau, 43/169, Internistin, zierlich, Traumfigur, mit Charme & Humor, sucht soliden IHN. Gratsruf **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Zuneigung aufbauen, bereichern statt einengen, kein Wolkenkuckucksheim. Außergew. Frau su. Mann +/-70. R 52 oder sonstwo. voran3@gmx.de

Blonde Schönheit, 52/170, Apothekerin, e. liebev., zärtl. Witwe mit Traumfigur, schlk, sucht niveau. IHN. Gratsruf **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Blonde Traumfrau, 37/173, promov. Unternehmerin, bildhüb., schlk, zärtl. & liebev., sucht niveau. IHN, bis 59. Gratsruf **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Attr. Ärztin, 65, 1,65, schlank, feminin, feinfühlig, sucht humorv., großzügigen, eloquenten, weltoffenen Akad. für immer. Raum Berlin und überall. Email: Herbstzeitlose24@gmail.com

Bildhüb. Allg.-Ärztin, 64, verw., zärtl. & liebev., sucht lieben Mann, gern älter. Gratsruf **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

ER SUCHT SIE

Ich finde im Leben ist "weniger" oft "mehr". Magst Du auch das Leben ohne Privatfernsehen, Netflix, Karrierewahn und ohne Konsumhysterie? TZpendler (47, NR, 1,90m, Brille) zwischen K/BN/Rhein/Lund B (mit BC) mag das Leben mit Gelassenheit, Sport (laufen, Wasser- / Wintersport), RÜCKSICHT, Kleinkunst (z.B. Bodo W.), GEDULD, Reisen (ohne Billigflieger), Respekt, Wandern, Familiensinn/Kinder, Empathie, gegenseitiger Unterstützung, Bedarfseinkauf, Nord-/Ostsee, 4 Jahreszeiten, Programm kino, Kaiserschmarrn (in Österreich), BESCHIEDENHEIT, Offline, Skandinavien. Wie magst Du (Mitte 30 bis Ende 40) das Leben? Freue mich über eine Antwort (bitte OHNE Bild): schreib_einfach_mal@web.de

Arzt, 51 J, 180 cm, schlank, vielseitig interessiert (Psychologie, Musik, Politik, Kultur, Sport u.v.m.), liebe gute Gespräche, Bewegung in der Natur, Urlaube am Meer. Suche eine kluge, herzliche, humorvolle, schlanke Frau in Berlin. gideon4@mein.gmx

Akad. (29/192/NR/blond/NRW) örtl. ungeb. sucht loyale Frau mit KiWu: liebesglueck2024@outlook.de

Jg. Steuerberater 34/186, sehr erfolg., attrakt. & sympath., sucht liebe Partnerin. Gratsruf **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Ad Astra

Du weißt das die Lösung Deiner Probleme in Dir selbst liegt, Du bildest Dir Deine Weltsicht fern ab des Mainstreams, ohne betreutes Denken, Spiritualität hat bei Dir mit Verbundenheit mit Allem was ist zu tun und nicht mit Religion, Du hast das Kampf- und Flucht Gefängnis schon lange verlassen - Deine Herzenergie ist Dein Kompass. Ich suche die Frau meines Herzens die vom gleichen Stern kommt und Willens ist die kommende Zeit der Veränderungen bewusst mitzugestalten und gleichzeitig eine Partnerschaft in Liebe füreinander leben möchte. ZA 142884 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Witwer mit Herz, 62/182, Prof. Dr. rer nat., naturverb., reisefreudig, sucht gern lachende SIE. Gratsruf **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

"Lass den Traum dein Leben verschlingen, damit das Leben deinen Traum nicht verschlingt." New York, Lago di Como, Frankfurt, München, Kalifornien

Akad., Dr. Ing, 2. Bildungsweg, 67J, 2 m, schlank, sportlich, NR, liebt Berge, Oper u Kochen, Radfahren, Tennis, Wandern, Wellness - sucht schlanke, sportliche Frau um zukünftig viele gemeinsame Träume auf den Weg zu bringen, denn Glück u. Zufriedenheit vermehrt sich durch Teilung. BmB an: kalifornien2025@gmail.com

Orthopäde, 73/188, attrakt. + charm., sucht niveau. Partnerin, getr. Whg. Gratsruf **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Lebenspartnerin gesucht

für gemeinsame Entdeckungsreise duch 50 Grautöne mit intellektuellem Widerspruch, künstlerischem Austausch, zärtlicher Geborgenheit ab Leipzig (Regio-Netz + B) mit 64/180/83/NR: zaertlicherDom@gmx.de

Attrakt. Witwer, 54/183, niedergel. Zahnarzt, sehr sympath. & warmherz., sucht herzl. Partnerin. Gratsruf **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Zu zweit Städte- oder Wellnessreisen genießen! Als vitaler Single, Akad., 65+, suche ich eine gepflegte, selbstbewusste und lebensfrohe Dame für unkomplizierte, tolle Kurzreisen und Freizeit. Bitte Bildmail an: bin1Netter@gmx.de

Neues Jahr - neues Glück - wenn nicht jetzt, wann dann? Lernen Sie niveau. Herren zw. 60 u. 80 J. kennen, aus dem Großraum Stuttgart + Bad-Württ. Alle mit dem Wunsch nach einer vertrauensvollen Partnerschaft. Rufen Sie an! **T. 0711 610046 PV www.harmonie-50plus.de**

Symph. Architekt, 47/188, promov. Dipl.-Ing., o. Anhg., sucht sportl. SIE. Gratsruf **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Leben ist Veränderung

Optimist sucht eine schlanke SIE um die 60. Ich 69 bin schlank, 1,76 sehr gern sportlich und kulturell unterwegs und ich mag Italien, das Klima, die Kultur, die Küche und die Leichtigkeit des Seins. Ein gemeinsames Leben gestalten, nur so kann es gehen. PLZ 26 oder anderswo. Mit aktuellem Foto an info@its-myname.de

Naturverb. Top-Unternehmer, 41/184, attrakt. Akadem., erfolgr., sucht niveau. SIE. Gratsruf **0800-222 89 89** tgl. 10-20 h, **PV-Exklusiv.de**

Unerreichbar? Erreichbar!!!

Anziehung und Kompatibilität von attraktiver, romantischer, positiv aufgeschlossener Künstlerin gesucht, in Venedig lebend (alterslose 70 plus), unabhängig in allen Bereichen, wünscht intensive Liebesbeziehung mit einem kultivierten, sportlich eleganten, lebensfreudigen und über die Maßen humorvollen, gestandenen Individualisten. Wünsche und biete Interesse für Kunst, Kultur, Politik sowie Freiheit und Nähe, Qualität und Stabilität. Charmante, humorvolle, großbürgerliche Lebenseinstellung zwischen Pflicht und Leidenschaft sind unabdingbar! bitte nur Bildzuschriften unter: himbeere39@gmx.at

In Berlin und dem Ruhrgebiet zuhause

Sie (55, 1,80 m, schlank) beruflich erfolgreich und digital-affin (dieser Text stammt von mir und Chat GPT). Ich liebe Bücher, Theaterbesuche und Netflix-Abende. Small Talk liegt mir nicht, dafür tauche ich gerne tief ein - in nächtelange Gespräche über Politik, Gesellschaft oder das Leben. Nach wichtigen Erfahrungen bin ich wieder bereit für eine Partnerschaft, die auf Vertrauen und Tiefe basiert. Wenn du erfolgreich, reflektiert und voller Interesse an den großen Themen bist, könnte es passen. Ich freue mich auf deine Nachricht unter: zwischenberlinunddemruhrgebiet@gmail.com ZA 142868 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Lass uns liebvertreffen@gmail.com

Bist du mein Deckel? :-)

Lehrerin, (41J./172cm/NR), herzlich, attraktiv, manchmal zu perfektionistisch und immer für einen Mix aus Abenteuer und Sofazeit zu haben, sucht dich. Ich kann mich auf dich verlassen, mit dir gute Gespräche führen und auch herzlich lachen? Du bist +/-5J., nahe Berlin? Dann freue ich mich auf deine Nachricht! ZA 142883 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

Gelassenheit und Interessenvielfalt

47J./1.68m, Mutter, gebildet u. im Berufsleben, mag Authentizität, wertschätzende Kommunikation, Kultur u. Sprachen, Lesen, Natur, (Nach-)Denken. Sucht humorvolles, optimistisches und vielseitig interessiertes Gegenüber bis 52J. Gern mB an vienne.24@bluewin.ch

Der blaue Himmel ist nur halb so blau, weil Du nicht da bist, Liebste.

Deine Nähe macht, daß auch ich alles Schöne schöner sehe...

Wie schön wär's, wenn Dich diese Zeilen (M.Kaleko) berührten? Den blauen Himmel würde ich liebend gerne mit Dir zusammen bestaunen und genießen! Mein Leben ist intensiv und spannend durch meinen erfüllenden Landarztberuf - die Arbeit für "Ärzte ohne Grenzen" zeigt mir Grenzen der menschlichen Existenz. Kunst, Musik, Natur (zu Fuß oder mit dem Rad), Reisen an die besonderen Orte dieser Welt, dies alles bereichert mein Leben. Sollen wir dies nicht schöner und intensiver gemeinsam erleben? Suchst auch Du (schlank, um 60?) eine ernsthafte Beziehung mit Verbindlichkeit, Nähe und Tiefgang - vielleicht auch die Liebe? Dann hab' einfach Mut und melde Dich! Aktiver, humoriger Typ, körperlich fit, 70, Lachfalten - auch im Herzen! Schlank, NR. Ich freue mich sehr auf deine Visionen, Träume und Wünsche! Mögl. Raum 7, b.m. Bild! Wo bist Du? 3@web.de

Charmanter Kosmopolit

30/186, Dr., Unt. Berater, sucht ebenso attraktive, sportliche und humorvolle Sie aus Süd-DE/AT für gemeinsame Zeit zwischen Oper und Trash TV, Anzug und Trainingsshorts oder auch Haute Cuisine und selbst gemachter Aglio e Olio. BmB: aglio.sucht.olio@gmail.com

GEMEINSAME FREIZEIT

Neues Jahr - neue Begegnungen?

Naturverbundene und kulturinteressierte Frau (66) wünscht sich in Ostholstein ähnlich Gesinnte für gute Gespräche, für Freundschaft und gemeinsame Unternehmungen. Chiffre ZA 142757 DIE ZEIT, 20079 Hamburg

INSTITUTE

Das Beste oder nichts!
Die Nr. 1* Partnervermittlung für niveauvolle Kreise!
Gratsruf: 0800-222 89 89
Täglich 10 - 20 Uhr auch am WE
*Nr. 1 mit Werbung in akadem. Fachzeitschriften, auch Nr. 1 mit positiven Kundenbewertungen (Google!)

Seit 1985 Partnervermittler www.pv-exklusiv.de

Alles leuchtet für die Liebe

Jetzt Kontaktanzeige aufgeben unter zeit.de/kennenlernen

DIE ZEIT
Kennenlernen

ZEIT REISEN

25
JAHRE

Entdecken, worauf es ankommt

Mit ZEIT REISEN erleben Sie die Welt gemeinsam mit ZEIT-interessierten Menschen. Begleitet von inspirierenden Experten, entdecken Sie das Besondere einer Region, die schönsten Orte und Kulturstätten. Ausgesuchte Hotels, kulinarische Erlebnisse und exklusive Begegnungen gehören zu unseren Programmen ebenso wie aufregende Ideen, Entdeckerfreude und umfassender Service. ZEIT REISEN eröffnet neue Horizonte. Seien Sie dabei!



Wasserlandschaften und Hafenstädte am IJsselmeer

Entdecken Sie einzigartige Naturlandschaften und historische niederländische Städtchen auf dieser Flussreise auf der komfortablen nickoSPIRIT.

Termin: 6.6.2025 | Dauer: 8 Tage | Preis: ab 1.349 €

Höhepunkte:

- Grachtenrundfahrt in Amsterdam
- Giethoorn – das niederländische Venedig
- Begleitung durch den ZEIT-Genussexperten Fabian Lange

Unser aktuelles Reiseprogramm finden Sie online. Oder rufen Sie uns an, wir beraten Sie gern persönlich.



☎ 040 / 32 80-455

@zeitreisen@zeit.de

zeitreisen.zeit.de



Genuss im Norden Portugals

Nach Herzenslust genießen: Kommen Sie mit auf eine beschauliche Flussreise durch das zauberhafte Douro-Tal mit Spezialitäten und Weinproben. Ihr ZEIT-Reisebegleiter Dr. Wolfgang Lechner führt Sie in die Geheimnisse des Portweins ein und besucht mit Ihnen auf Genuss-Ausflügen interessante Plätze und Markthallen.

Termin: 22.10.2025 | Dauer: 8 Tage | Preis: ab 2.995 €

Höhepunkte:

- Kulinarisches Verwöhnprogramm auf der A-ROSA ALVA
- Die alte Universitätsstadt Salamanca
- ZEIT REISEN-Gourmetpaket mit Dr. Wolfgang Lechner



Gourmetreise durch den Süden Frankreichs

Begleitet von Dr. Wolfgang Lechner, erleben Sie Flüsse, Gourmetküche, Weinverkostungen und exklusive Ausflüge entlang der Rhône und Saône.

Termin: 11.5.2025 | Dauer: 8 Tage | Preis: ab 2.995 €

Höhepunkte:

- Feinkost und kulinarische Erlebnisse an Bord
- Provenzalische Genüsse: Arles, Avignon und Les Alpilles
- ZEIT-Gourmetpaket an Land mit Dr. Wolfgang Lechner

Greta ist 17 Jahre alt.
Ihr Vater Tillmann
Prüfer schreibt hier im
wöchentlichen
Wechsel über sie und
seine anderen drei
Töchter im Alter von 25,
19 und 11 Jahren

»Wie macht man eigentlich ein Interview?«

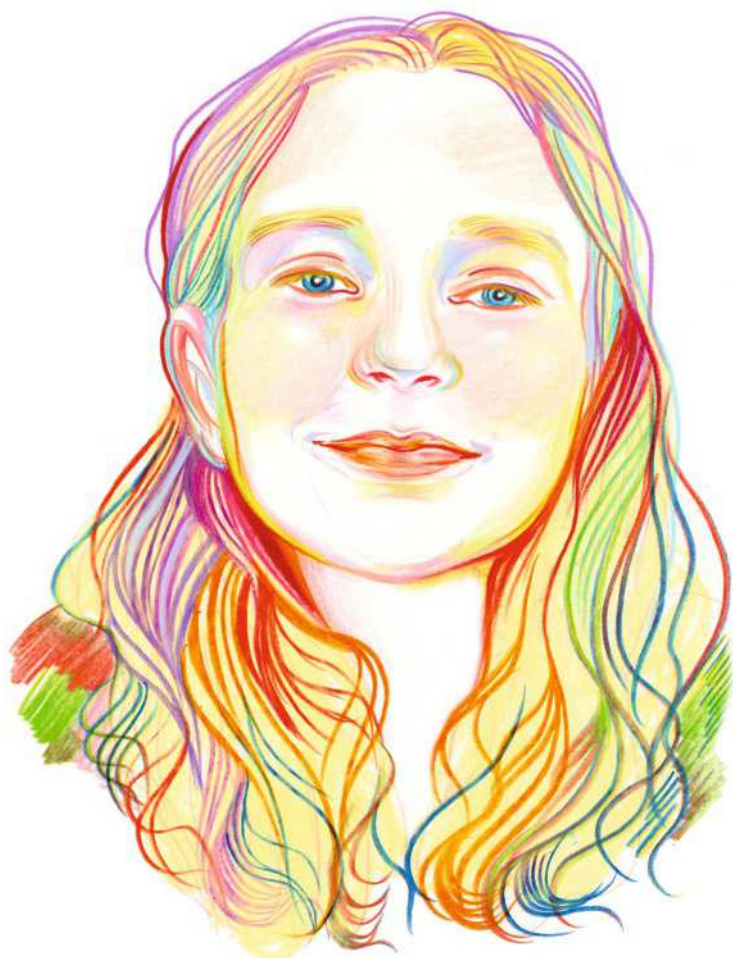


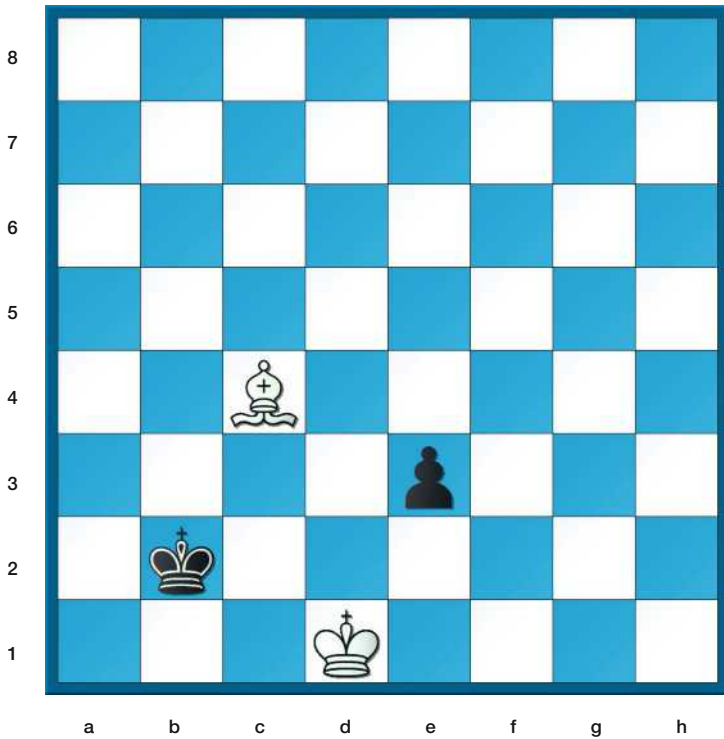
Illustration ALINE ZALKO

GRETA muss sich auf die sogenannte fünfte Prüfungskomponente vorbereiten, eine Projektarbeit, die für die Abiturnote zählt. Man muss sie in einem bestimmten Fachbereich ablegen, bei Greta ist das Religion und Geschichte. Sie hat lange mit der Aufgabe gehadert. Sie entschloss sich schließlich, ein Thema zu wählen, das ganz in der Hauptstadt spielt. Es geht darum, wie Gemeinden mit der Wiedervereinigung umgegangen sind.

Die katholische Kirchengemeinde St. Michael etwa wurde nämlich durch den Bau der Berliner Mauer geteilt. Der nördliche Teil der Gemeinde lag – mit dem Kirchenbau – auf dem Gebiet der DDR, der südliche Teil gehörte fürderhin zu Kreuzberg. Dort wurde eine provisorische Kirche gebaut, in der Gottesdienste abgehalten werden sollten, bis die Gemeinden wiedervereint würden. Es kam anders, die beiden Gemeinden entwickelten sich auseinander. Was auch mit den Standorten zu tun hatte. Die DDR-Gemeinde lag im Grenzgebiet, das besonders scharf bewacht wurde. Auf westlicher Seite siedelten sich in der Mauerandlage dagegen eher Anarchos und Herumhänger an. Auf der einen Seite wurde die Liturgie streng befolgt. Auf der anderen wurde wenig auf Tradition gegeben. Die Leute in Kreuzberg 36 waren ziemlich links und machten Gottesdienste so, wie sie das für passend hielten. Bald begriffen sie sich eher als eigene Gemeinschaft denn als Teil einer größeren, getrennten Gemeinde.

Und als die Mauer fiel, war in beiden Gemeindeteilen schon zu viel geschehen, man konnte nicht mehr eins werden. Greta hatte vor, den ehemaligen Gemeindevorsitzenden von St. Michael zu interviewen. »Wie macht man eigentlich ein Interview?«, fragte sie mich. Ich sah meinen Mentor gekommen und gab ihr Tipps, riet ihr, nicht alle Fragen vom Blatt abzulesen, sondern auch spontan aufkommende zu stellen. Ich schlug ihr vor, Stichpunkte mitzuschreiben und alles aufzuzeichnen. Was ich meinem Kind als erfahrener Journalist eben raten konnte. Dann führte Greta ihr Interview. Der alte Herr stellte ihr ein paar Gegenfragen, etwa, ob sie denn selbst in die Kirche gehe und wie regelmäßig. Für Greta war das alles aufregend. Ich hatte erwartet, dass mein Kind darüber großen Respekt bekommen würde für das, was ihr Vater beruflich leistet. Ich fürchte aber, dass es eher etwas ernüchternd war. Was kann das für ein Job sein, wenn eine Jugendliche ihn auf Anhieb auch kann? Jedenfalls will Greta nach ihrer ersten journalistischen Erfahrung nicht Journalistin werden – keine meiner Töchter will das. Ich selbst bin ganz froh, dass Journalismus als Handwerk nicht sehr aufwendig ist. Anders wäre es, wenn ich eine Buchstabenwerkstatt hätte, für die ich eine Nachfolgerin suchen müsste. Die von mir lernt, wie man Lettern erdenkt und veröffentlicht. Denn dann gäbe es wohl auch Diskussionen darüber, wie die Buchstaberei in die nächste Generation geführt werden könnte. Wo es noch Buchstabenmärkte zu erobern gäbe. Ich hingegen kann einfach aufhören zu arbeiten, und damit ist es gut.

Greta aber wird im Kopf behalten, dass das, was ich kann, im Grunde auch alle anderen können. Mir ist das ganz recht. Jeder Mensch kann ja auch lieben, aber jeder liebt auf eine bestimmte Weise. Auch seine Kinder. ■



»Schachprobleme sind gleichzeitig sehr tief und äußerst trivial. Wir haben keine logisch-philosophische Rubrik für diese geheimnisvolle Qualität ›triviale‹ Tiefe, eine letztlich unbedeutende, wenn auch außerordentlich sinnreiche Form von Geistesleben. Der Schachmeister ist ein Hohepriester des Irrelevanten.« (Zitat von George Steiner, Philosoph, Literaturwissenschaftler und Schachliebhaber). Ich hoffe, Sie sind nun eingestimmt auf das inzwischen traditionelle Silvesterproblem des Musikers, aber eben auch Problemkomponisten Werner Keym – einmal mehr ein Urdruck dieses ZEIT-Lesers seit über 50 Jahren.

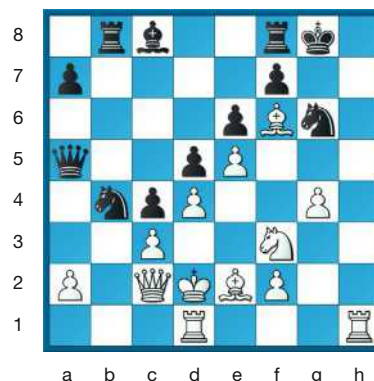
Im Vorwort seines Buchs *Anything But Average* schreibt er: »Schach am Brett und Schachkomposition ergänzen sich wunderbar: Kampf und Kunst. Eine Schachpartie ist ein Wettstreit zweier Menschen, eine Komposition das Werk eines Einzelnen. Eine Partie lebt von Fehlern, ein Schachproblem stirbt daran.«

Das heutige, ziemlich Ungewöhnliche stirbt sicher nicht daran. Ein »Wenigsteiner«, dem freilich noch die mattgebende Figur fehlt. Voilà: Fügen Sie diese Figur noch in die Diagrammstellung ein, damit sich ein veritables Matt ergibt! Sei es des weißen, sei es des schwarzen Königs. Doch Vorsicht: Diese Figur muss den Regeln gemäß auf dieses Feld gekommen sein können! Plötzlich scheitert vielleicht ein Geistesblitz »wägen Rägel« (Vlastimil Hort).

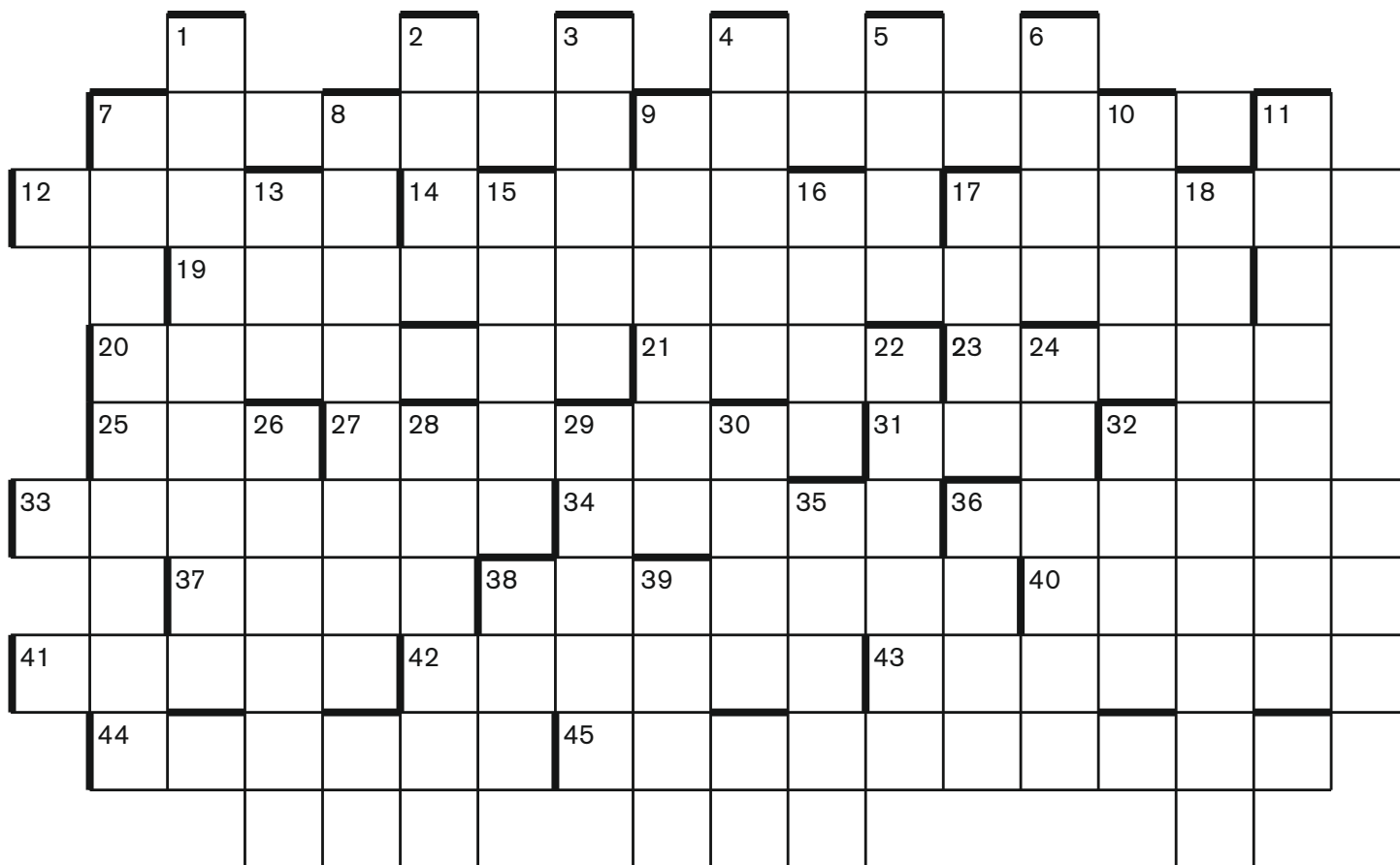
Wenn Sie diese Hürde glücklich genommen haben, folgt der Silvestertücke zweiter Teil. Vertauschen Sie nun die Farbe der Figuren: Jetzt sind also der König b2 und der Bauer e3 weiß, der König d1 und Läufer c4 schwarz. Und jetzt fügen Sie wieder eine Figur im Diagramm dazu, damit es ein Matt ergibt.

Nun wünsche ich Ihnen viel Glück dabei, Peer Steinbrück nimmt in solch vertrackten Fällen der »Wahrheitsfindung« gern ein Glas Wein zu Hilfe. Und sollte sich Ihnen die Wahrheit auch dann noch verweigern, können Sie sich vielleicht mit dem hübschen Ausspruch von Ashleigh Brilliant trösten: »Ich habe keine Lösung, aber ich bewundere das Problem.«

<p>Chefredaktion Sascha Chaimowicz, Emilia Smechowski</p> <p>Stellvertretende Chefredakteurin Anna Kemper Creative Director Mirko Borsche Art Director Jasmin Müller-Stoy</p> <p>Textchefinnen Christine Meffert, Annabel Wahba Bildchefin Milena Carstens Berater (Bild) Andreas Wellnitz Style Director Claire Beermann</p> <p>Redaktionelle Koordination Margit Stoffels Redaktion Amelie Apel, Jörg Burger, Johannes Dudziak, Dmitrij Kapitelman, Alard von Kittlitz, Friederike Milbradt, Lena Niethammer, Khuê Phạm, Ilka Piepgras, Jürgen von Rutenberg; Mitarbeit: Klaus Stockhausen (Contributing Fashion Director)</p> <p>Gestaltung Nina Bengtson, Mirko Merkel, Gianna Pfeifer; Mitarbeit: Jonathan Coen, Leon Lothschütz, Jana Schnell</p> <p>Bildredaktion Nora Hollstein Autor(innen) Heike Faller, Harald Martenstein, Jana Simon, Matthias Stolz</p>	<p>Korrektorat Thomas Worthmann (verantw.), Oliver Voß (stv.)</p> <p>Dokumentation Mirjam Zimmer (verantw.)</p> <p>Herstellung Torsten Bastian (verantw.), Oliver Nagel, Frank Siemienski</p> <p>Druck Mohn Media Mohndruck GmbH Repro Twentyfour Seven Creative Media Services GmbH</p> <p>Anzeigen ZEIT Advise, Lars Niemann (CSO), www.advise.zeit.de</p> <p>Anzeigenpreise ZEITmagazin-Preisliste Nr. 18 vom 1. 1. 2024</p> <p>Anschrift Verlag Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriustraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg; Tel.: 040/32 80-0, E-Mail: DieZeit@zeit.de</p> <p>Anschrift Redaktion ZEITmagazin, Schöneberger Str. 21 A, 10963 Berlin; Tel.: 030/59 00 48-0; E-Mail: zeitmagazin@zeit.de, www.zeitmagazin.de</p> <p>Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: produktsicherheit@zeit.de</p>
---	---



Lösung aus Nr. 55:
Mit welcher herrlichen Kombination setzte Weiß in 6 Zügen matt?
Auf das Turmpfer 1.Th8+! Kxh8 folgte das Damenopfer 2.Dh7+! Kxh7 und nun 3.Th1+ Kg6 4.Sh4+ Kh7 5.Sf5+. Schwarz gab wegen 5...Kg6 (oder 5...Kg8) 6.Se7 matt auf



WAAGERECHT 7 Herkunft des Infomaterials für allerlei Astrologeleien 9 Schicksalsfragen machen ihm kein Kopfzerbrechen 12 Lautstarkes aus Begeistertenkehle 14 Ruf nicht gerade im »Sachtesachte!«-Ton 17 Sehr vergängliche ... ist Feuerwerkers Metier 19 Wir sollten alles gleichermaßen vorsichtig wie auch ... angehen (Epiklet) 20 Waltete gemäß Auge-um-Auge-Prinzip rund um den Olymp 21 Auf's Bemühen zweierseits gründet sich deren Glücken 23 Wohl der bekannteste Trommler der Literatur 25 Toby-Anrede, alle Silvester wieder 27 Bei Veränderung nicht außen, sondern innen gefunden 31 Macht sich ihren persönlichen Reim auf alles, was man zum neuen Jahr wünscht 32 Im Familienroman eine der Hauptfiguren 33 Nordlandes Süden – an sich auch Programm der Anstrengungsscheuen 34 Folgen den Flugblättern, wenn nach Herbststurm Winterorkan braust 36 Unknifflig: einer, der nicht gerade überlegen im Überlegen 37 Glücksbringer,

männliche Ausgabe 38 Stützmaterial in der Urteilsfindung 40 Ziel im Business des Einigwerdens 41 Netzwerkelemente interner Natur 42 Privatbudgetplaners wichtigster Posten meist als Kosten-Widerpart 43 Versteht sich aufs Stimmbänder-Instrumentalisieren 44 Das Glück macht Könige und ... (Sprichwort) 45 Gut ist der Vorsatz, aber die ... schwer (Goethe)

SENKRECHT 1 Das läuft auf Hilfestellung bei Schuldabtragung hinaus 2 Ob Silvester neblig oder klar, ... ist das neue Jahr (Kalenderregel) 3 Was 2 senkrecht auch noch ist 4 Der Name »Böll« jedenfalls steht für Schall und ... 5 Beachtlich auf Tanzparty oder in Wohlwollen erhaltendem Gespräch 6 Passt zu Prag wie Georges zu Paris 7 Man kann sich Vergangenes oder Zukünftiges ..., aber man muss das Gegenwärtige nutzen (Fr. Petrarca) 8 Orte des Kostens und Prostens in südlichem Ambiente 9 Sprichwörtlich: Der ... ist das beste Kleinod 10 Unter der Asche getragen, reuigenfalls 11 Hallen

durchs Kirchenschiff, wenn die 43 waagerecht wollen 13 Auf Wunsch im Punsch – das Jahr ist's 15 Die kunstvolleren unter den einstimmigen Verlautbarungen 16 Hat ihren festen Platz im Popmusiklauscherherzen 17 Ein guter ...: das Rückgrat für eine gute Story 18 Gehört zur procedure: ... with the bird! 22 Da sind Botaniker genau: Die mit Kopf oder Pfeffer sind gar keine 24 Statt Kelch ergriffen vielleicht vom Nichtsekttrinker 26 Hieß aber Jay als Gatsby und Johnny als Clou-Einfädler 28 Sein Fernsein wäre schon mal ein guter Glück-Wunsch 29 Gesucht beim Tanz – falls es nicht der Dis-Tanz ist 30 Tragende Gestalt vordem, wo's um 10 senkrecht und dergleichen ging 32 Seher wird zum Klarseher, falls er's zu deuten weiß 35 Sein zerstörerischer Triumph war Römern einen Bogen wert 36 Der Pelz, der Robbe bestens passt 38 Einer kommt Schlag um Schlag groß raus am Themseufer 39 Der ist für gesund zu schätzen, dem's Herz wohl und ... ist (Sprichwort)

Lösung von Nr. 2778: Waagerecht 7 MONOLOGE 9 SCHUSSEL 12 »Wo ein WILLE ist, ist auch ein Weg« 14 spurt beim SPURT 15 PERSONEN-kreis 18 KLOSTER 19 VERSTAND 20 vor- wie rückwärts: RETTER 22 Band TOTO mit »Africa« und Hund Toto in L. Frank Baum, »Der Zauberer von Oz« 23 das und die SEHNEN 24 CONTE = Graf (ital.), in Contenance 25 CAPES 27 FEIN 29 Dieter Hallervorden, »Die Kuh ELSA« 31 DENKERSTIRN 34 ERIE-see (Th. Fontane, »John Maynard«) 36 Advents-, Weihnachts-, Wunder-KERZEN 38 AGORA = (Markt-, Versammlungs-)Platz (griech.) 41 »das GRAS wachsen hören« 43 LOTION 44 GLOBETROTTER 45 GEFAELLIGKEITEN – Senkrecht 1 VOLLENDET 2 Kaffee ROESTEN 3 Geistlicher POPE und pope = Papst (engl.) 4 NERVOES 5 JURTE 6 Sonnen-WENDE 7 MIKROSKOP 8 GURT 9 STETS 10 Hermann HESSE, »Unterm Rad« 11 SONNE 13 Weihnachts-LOTTERIE in Spanien 14 diebisches Ein-, bestechendes Zu-, Brandstifters An-, Mittäters Dahinter-STECKEN und »Dreck am Stecken haben« 15 PROFU 16 Udo Jürgens, »Aber bitte mit SAHNE« 17 Akten und etwas EINSEHEN 21 (Theater-)RAENGE 26 PRALL 28 Jean-Auguste-Dominique INGRES, in Market-ingres-sort 30 (Rang-)LISTE 32 Kindersendung »Checker TOBI« 33 RAT 35 »Die RATTEn verlassen das sinkende Schiff« 37 ZOFF 39 GOLD 40 REGE 42 ROI = König (franz.), in Det-roi

Von David Dietl

Neujahrsvorsätze setzen einen nur unnötig unter Druck.

Gutscheine verfallen.

Negroni hilft gegen fast alles.

Saxofon ist kein Instrument, um Frauen auf einer Isarparty zu beeindrucken.

Es ist sehr schön, Kinder zu kriegen. Ich hätte gerne früher damit angefangen.

Es ist sehr schön, Vater zu sein. Auch weil man so viel über sich selbst lernt.

Früher war es mein größtes Ansinnen, möglichst wenig Zeit zu verlieren. Doch auf den letzten Drücker irgendwohin zu kommen, ist der größte Zeitfresser, weil man davor nur Stress hat.

Versuche, dir Langeweile zu ermöglichen. Daraus entstehen Fantasien.

Wenn es wo gut ist, bleib dort.



München oder Berlin? Beides.

Wie schön Wien ist.

Die Filmhochschule ist zum Ausprobieren, zum Experimentieren, zum Scheitern und nicht zum Gefallen da. Diese Freiheit hat man später nie mehr.

Ratschläge funktionieren nur bedingt. Die Fehler muss man alle selber machen.

Wenn dich jemand bei einer Verabredung sitzen lässt, freu dich über die geschenkte Zeit!

Film ist nicht alles. ■

Hier verraten jede Woche Prominente, was sie erst spät begriffen haben. David Dietl, 45, ist ein deutscher Filmregisseur und Drehbuchautor, der unter anderem die RTL-Serie »Gute Freunde – Der Aufstieg des FC Bayern« gedreht hat. Er ist der Sohn des Regisseurs Helmut Dietl. Am 2. Januar kommt sein neuer Film »Feste & Freunde« in die Kinos

Mehr Zeit.

Nichts mehr verpassen und 36 % sparen. Lesen Sie 13 Wochen preisgekrönte Reportagen, tiefgründige Analysen und kontrastreiche Debatten – gedruckt oder digital, inklusive ZEITmagazin. Jederzeit monatlich kündbar.



Jetzt alle Abovorteile sichern:
www.zeit.de/zeitmagazin-lesen
Tel. 040/42 23 70 70*

Digital mit
ZEIT Audio
und Z+



Was nützt die Intelligenz?

Jeder ist beleidigt, wenn ihm zu wenig Grips bescheinigt wird. Der IQ ist ein Fetisch der modernen Gesellschaft. Aber was misst der Test wirklich? Und auf welche Begabung kommt es an? ZEITMAGAZIN



PATEK PHILIPPE
GENEVE



BEGINNEN SIE IHRE
EIGENE TRADITION

DIE CUBITUS KOLLEKTION

EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.
MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

AUGSBURG Hörli | BERLIN Bucherer 1888 · Wempe | DORTMUND Rüschenbeck | DÜSSELDORF Blome · Rüschenbeck
FRANKFURT Wempe | HAMBURG Mahlberg · Wempe | KEITUM/SYLT Krause | KITZBÜHEL (AT) Rüschenbeck
KÖLN Gadebusch · Wempe | MÜLHEIM AN DER RUHR Laerbusch | MÜNCHEN Bucherer 1888 · Wempe | MÜNSTER Oeding-Erdel
OBERSTAUFEN Hollfelder | STUTTGART Kutter 1825 | ULM Scheuble | WIESBADEN Oberleitner